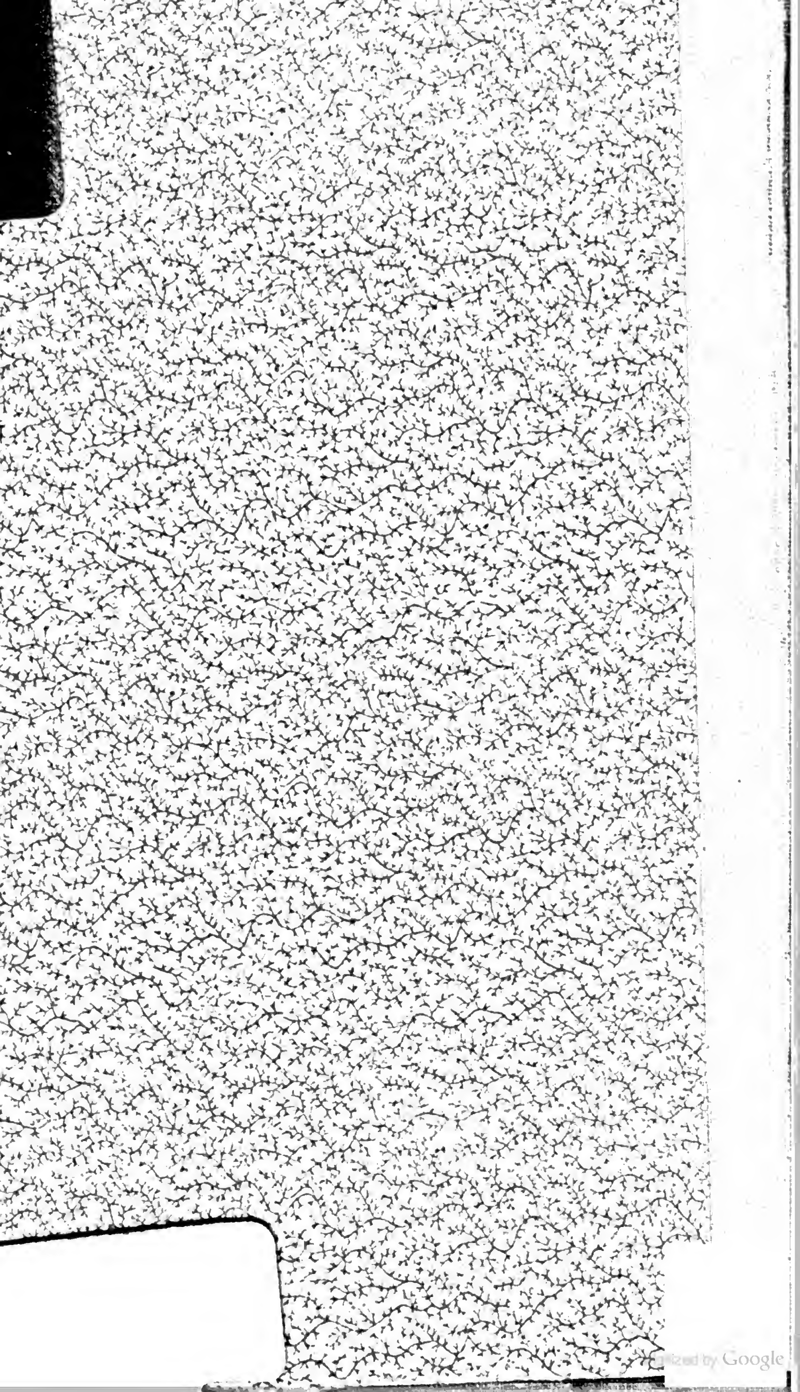
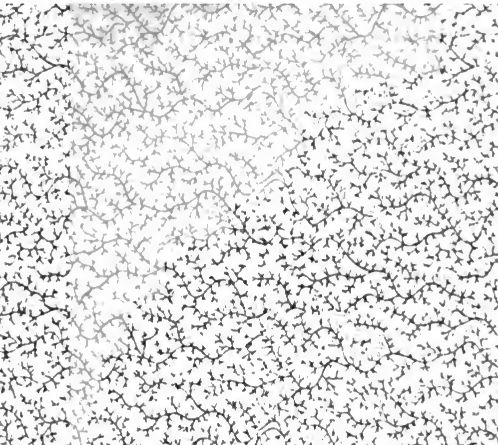








Hund

ert Tage

R auf

eisen

in den

österr

eichischen Staaten,

von

J. G. Kohl.

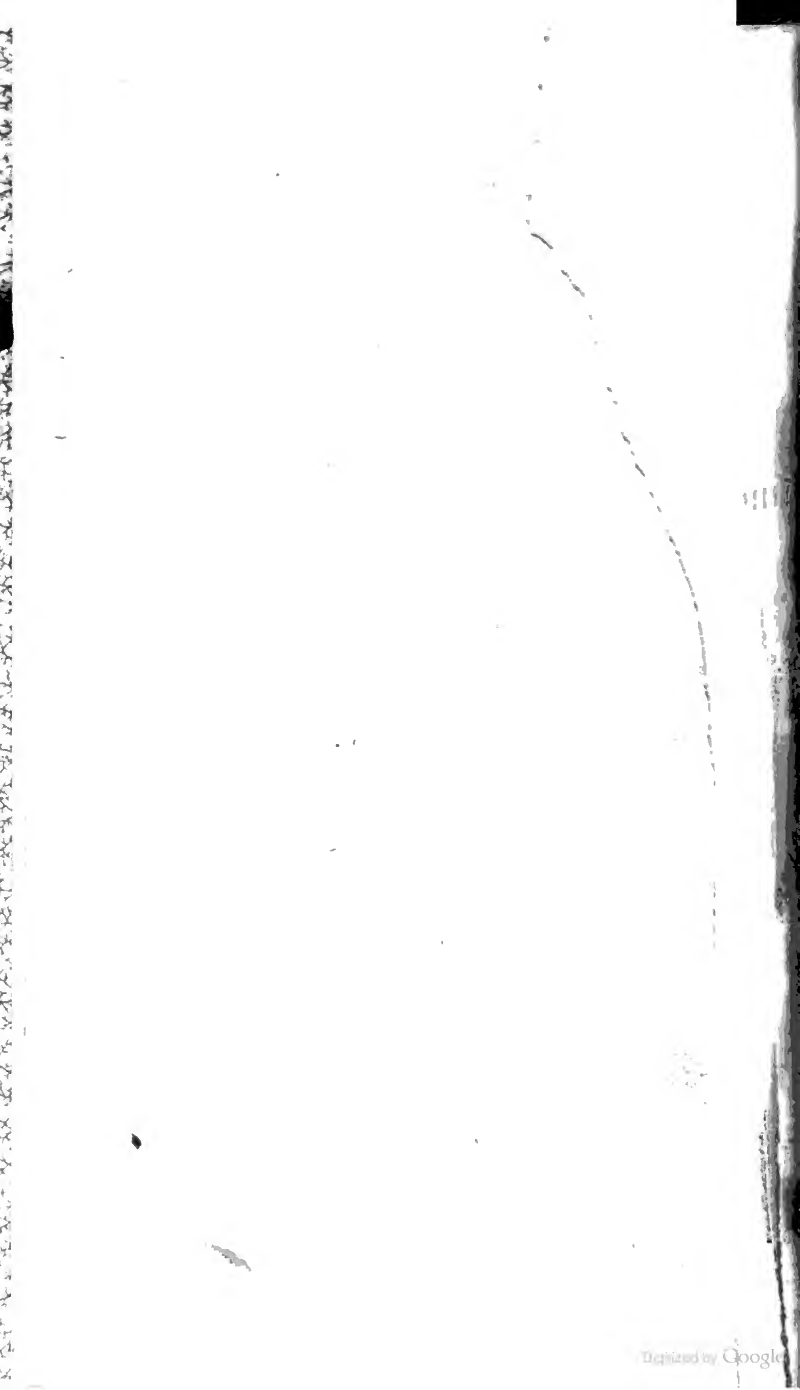
„Gesegnet werde, wer da lobt,
„Gesegnet werde, wer da zischt."

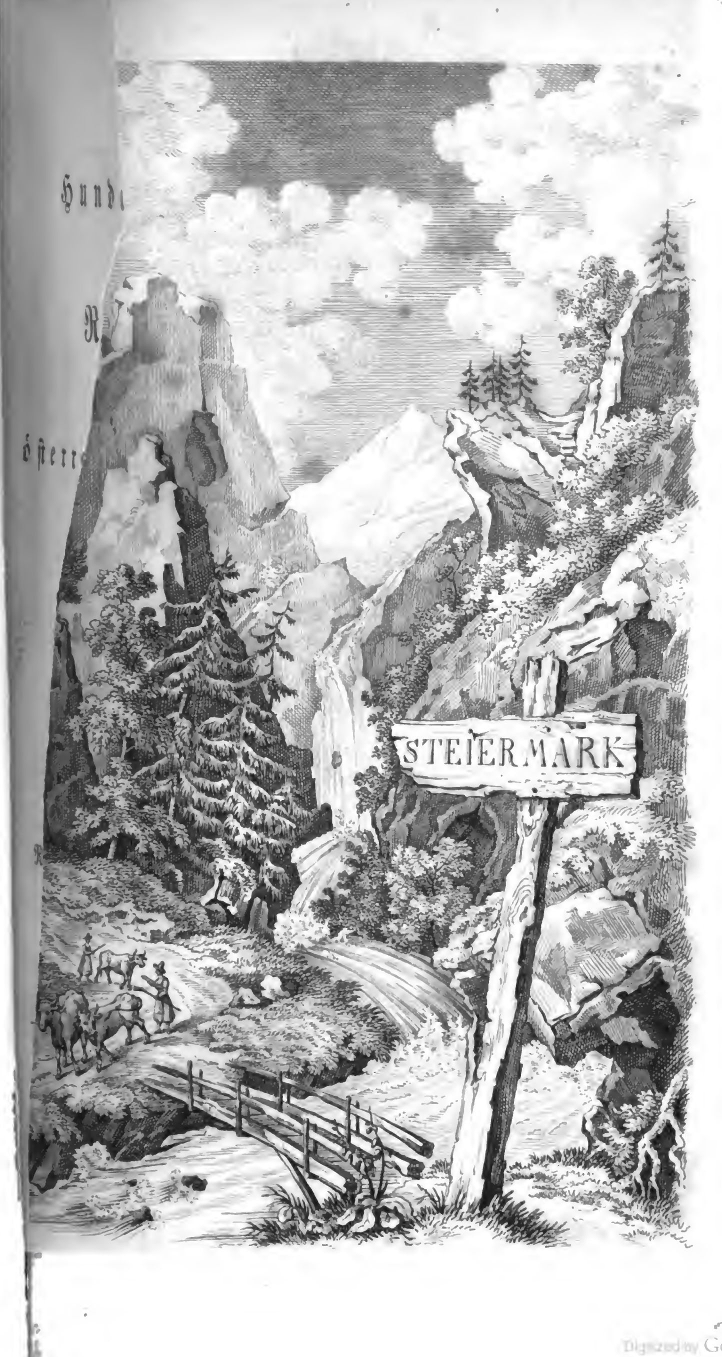
Fünfter Theil.

eise in Steiermark und im baierischen Hochlande.

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.




STEIERMARK

Reise

in

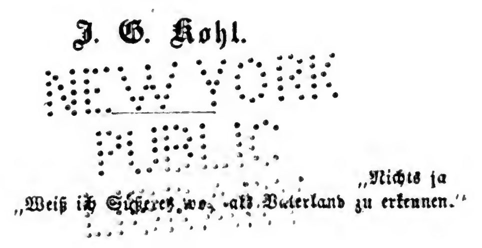
Steiermark

und

im baierischen Hochlande,

von

J. G. Kohl.



„Nichts ja
„Weiß ich Süßeres, wo, als Vaterland zu erkennen."

Mit einem Titelkupfer.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1842.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Von Fürstenfeld nach Grätz.

Von der Türkengränze, aus Ungarn kommend, betrat ich nun wieder das Land der Mitte, das man — wenigstens wenn man ein Deutscher ist, man mag kommen, von woher es sei — so gern betritt, das Land der europäischen Mitte, wie wir Deutsche unser Vaterland mit weit größerem Rechte nennen können als die Chinesen das ihre in Bezug auf Asien.

Welches Lebensverhältniß wir auch immer nehmen mögen, in Deutschland gleicht sich Alles aus, und seien es politische und moralische, oder physikalische und kosmische Extreme, in unserem Vaterlande finden wir das Centrum aller europäischen Linien.

Wir Deutsche bewohnen den mittleren Hauptkörper Europas, an den sich seine Glieder nach allen Seiten hinaus erstrecken. Von Deutschland geht es nach Italien hinaus zu den heißen Gebieten der südlichen Zonen, und ihnen gegenüber rühmen wir, wenn wir auch seines schönen Himmels entbehren, die größere Frische, und Kühle unserer Wälder und Quellen. Nach Norden in die Nachbarschaft der Polargegenden bauen sich Rußland und Skandinavien

hinaus, und wenn sie dort im Winter frieren und Baumstämme gegen die grimmige Kälte in ihren Oefen verlodern lassen, so erscheinen wir ihnen gegenüber als Südländer, spalten unser Holz in kleine zierliche Stückchen und preisen es, daß wir den Frühling vier Wochen früher haben.

Freilich wendet der unwissende Provenzale und der Italiener sein Angesicht hinweg von unserem theueren Vaterlande und schilt es nebelicht und feucht — und der vorurtheilsvolle Spanier meint gar, nur in Frankreich allenfalls noch könne er es aushalten, was jenseits liege, sei Alles ein nordisches Land ohne Sonne und Sterne. Mit Recht aber können wir diese Leute auf England verweisen, zu dessen Nebeln die unsrigen sich verhalten wie zarte Schleier zu Sackleinwand, — mit Gleichmuth hüllen wir uns eine Zeit lang in unsere feinen Rhein- und Donau-Nebel und denken: „die Sonne sieht nachher wieder um so schöner aus.“ Ein stets blauer Himmel, eine ewig blitzende Sonne, wie in Spanien, kein Deutscher könnte sie ertragen. Wir haben durchaus die Poesie der Wolken nöthig, in welche sich unser Firmament bald so, bald so alle Tage mit einem andern Costum vermummt, ohne doch wie im Lande der Hyperboräer, für immer in eine Nebelkappe gehüllt, gleich einem alten Greise dazusitzen.

Der schroffe unzugängliche Engländer hat auf seiner rund vom Meere umwogten Insel außer sich selbst keinen einzigen Nachbar. Der Franzose hat nur zweierlei Nachbarn, romanische und deutsche. Wir Deutsche unserer Seits haben fast alle Europäer zu Nachbarn, germanische, romanische, slavische aller Art, ja sogar auch walachische und türkische.

Mit den Slaven im Osten, mit den Russen, Polen, Böhmen, Serben, Kroaten, ja wer nennt diese Racen alle, sind und waren wir in Freundschaft und Feindschaft vermischt. Mit den Italienern verbrüdern wir uns im Süden, und den Franzosen nähern wir uns im Westen, wie wir uns im Norden an die Holländer und Normanen anschließen. Es ist keine dieser Nationen, deren Sprache und Sitten nicht entweder in ganz Deutschland oder doch in einem Theile desselben verstanden würde, und sie können alle zu uns kommen und irgend eine Gegend bei uns finden, in der sie sich fast wie zu Hause fühlen mögen. Wir haben daher Gelegenheit, alle europäische Nationen ganz aus der Nähe zu beobachten und das Gute von ihnen anzunehmen. Daher sympathisiren wir auch am Rhein mit den Franzosen, an der Donau mit den Türken, an der Nordsee mit den Engländern, — an der Ostsee hie und da sogar noch etwas mit den Russen, — rühmen uns aber zugleich auch allen diesen Nationen gegenüber irgend einer guten Eigenschaft, die sie nicht haben. Dem englischen Stolze setzen wir Duldsamkeit entgegen, dem französischen Leichtsinn gegenüber rühmen wir uns der langsamen Bedächtigkeit, — der italienischen glühenden Rach- und Eifersucht gegenüber zeigen wir Versöhnlichkeit und Ruhe, und dem slavischen gewaltthätigen Despotismus Rechtssinn und Treue.

Alle religiösen und politischen Systeme Europas ragen mit ihren äußersten Zipfeln und Ausläufern in Deutschland hinein, so das constitutionelle System Frankreichs und Englands, das bei uns viele Anhänger findet, so die Unumschränktheit des Ostens, die bis in's Herz von Deutschland vorgeht, obgleich sie hier unendlich vielfach ge-

mildert ist, ebenso wie die Freiheit des Westens bei uns etwas gemäßigt und gezügelt wird. Der poetische Katholicismus hat seine Basis in Italien und ragt bis tief nach Deutschland hinauf, so wie der kühle Protestantismus, der im Norden seine Quelle hat, bis tief in Deutschland hinabgeht.

Reist man von Rußland nach Deutschland, so glaubt man im Lande der Freiheit zu landen, geht man von Frankreich her über die Gränze, so freut man sich des Landes der Ordnung und der guten polizeilichen Aufsicht. Naht man sich von Belgien, so lobt man sich die Schulen und die Aufklärung des Volks. Verläßt man Italien, so dankt man Gott, nun mit gutmüthigen und ehrlichen Leuten zu thun zu haben, und hat man Ungarn im Rücken gelassen, so ist man auch hier wiederum herzlich froh, das Land der Mitte zu erreichen, in dem auch so viele ungarische Steine des Anstoßes sich wegpoliren, so viele Knoten ihre Auflösung finden.

Wenn es nur ein Angesicht gehabt hätte, so hätte ich es umarmen mögen, das kleine, wohnliche, gemüthliche, auf dem Berge liegende deutsche Gränzstädtchen Fürstenfeld, in dem ich Alles, die Häuser, die Straßen, die Bürger auf den Straßen, die Marktleute, das Wirthshaus, so ansprechend, so charmant und liebenswürdig fand. Ich bildete mir fast ein, ich wäre zwischen lauter guten Freunden und alten Bekannten, und wunderte mich beinahe ein wenig, daß die Leute, als ich ihnen sagte, ich käme aus Ungarn herauf, mir nicht die Hand drückten und mich nicht herzlich willkommen hießen. Selbst der österreichische Wein, den ich sonst immer für ein Bißchen sauer hielt, gefiel mir nun sehr wohl; seine

schöne goldgelbe Farbe kam mir im Schimmer des Sonnenscheins und auf den mit grünem Wachstuch beschlagenen Tischen höchst anmuthig vor, und ich fand nun, daß der österreichische Wein, wenn man ihn mit Wasser mische, ganz vortrefflich sei. Er ist recht gesund und stillt den Durst weit besser als der feurige Ungar-Wein. Auch erquickt seine Säuerlichkeit bei großer Hitze weit mehr.

Das Wirthshaus glich fast einem Nonnenkloster; denn eine Wittwe mit ihren Töchtern und eine Reihe von Stubenmadeln standen der Wirthschaft vor. Ich aß hier mit einigen österreichischen Offizieren zu Mittag, welche den Gränzposten commandirten, der hier zur Assistenz für die große Fürstenfelder Tabacksfabrik aufgestellt ist. Diese kaiserliche Fabrik ist für Cigarren eine der bedeutendsten der ganzen Monarchie. Es sollen hier täglich nicht weniger als 45,000 Cigarren fabricirt werden, die meistens für Steiermark, Kärnthen, Krain und die österreichischen Landschaften südlich von Triest bestimmt sind. Nach Triest allein werden monatlich 600,000 kaiserliche Cigarren von hier aus verschickt. Im ganzen Jahre verfertigt diese Fabrik allein etwa 15 Millionen Cigarren (wenn wir für die Festtage etwas abrechnen). Bedenkt man, daß das lauter abscheuliche schlechte Waare ist, die zu genießen keinem Menschen Spaß machen kann, bei deren Genuß vielmehr jeder Raucher entweder eine leise Verwünschung durch die Zähne murmeln läßt oder doch sie kaum unterdrückt — bedenkt man ferner, daß die österreichische Regierung eine Masse von Beamten bei der Aufrechthaltung ihres Tabacksmonopols bezahlen und sogar auch bei jeder Fabrik ein Soldatenpiket auf den Beinen halten

muß, bedenkt man, daß, wenn das Monopol wegfiele, eine unzählige Menge von Gränz= und Monopolwächtern erspart und unzählige Aufforderungen zu Betrügereien wegfallen würden, daß aber an die Stelle der armen kümmerlich sich nährenden Tabacks = Trafikanten viele reiche Fabrikanten und Kaufleute treten würden, die nicht nur den Tabackshandel mit dem Auslande, sondern mittelbar dadurch auch manche andere Handelszweige heben und im Stande sein würden, den Netto=Profit, den die Regierung und einige von ihr beauftragte oligarchische Speculanten jetzt genießen, auf andere Weise durch eine bequemere Besteuerung zu ersetzen, so begreift man nicht, wie das österreichische Gouvernement nicht auf alle Weise dahin strebt, möglichst bald sich dieses Monopoles zu entledigen, d. h. Privatpersonen mit der Verfertigung und Beschaffung von Taback und Cigarren zu beauftragen.

Die Ungarn, scheint es, haben die Fichtenwälder nicht gemocht, denn, während man im westlichen Ungarn gar keine sieht, fangen sie hier auf der deutschen Seite hinter Fürstenfeld sogleich an und verlassen nun im Alpenlande den Reisenden nirgends mehr bis zu den Laubwäldern Baierns. Wie die Fichtenwälder so treten hier auch im Haushalte und Leben der Menschen viele kleine Verhältnisse auf, die sich den Nachbarn, nicht einmal den benachbarten Hinzen, die doch auch Deutsche sind, mittheilten. So sieht man gleich hier bei Fürstenfeld alle Leute mit Regenschirmen laufen, auch bei'm beßten Wetter. Dieß ist fast durchweg in allen Alpengegenden bis nach Tirol und der Schweiz Sitte, in welchen Ländern niemand ohne Regenschirm über die

Berge geht. In Ungarn kennt das Volk dieses Hausgeräth gar nicht. Bei trockenem Wetter tragen sie ihre Buntas mit der rauhen Seite nach innen. Wenn es regnet, so kehren sie die rauhe behaarte Seite nach außen und lassen den Regen so leicht von den fettigen Haarlocken der Wolle hinabträufeln (trüge man das Leder nach außen, so würde es durch den Regen erweicht und bei'm Trocknen nachher wieder spröde werden). In Rußland ist der Regenschirm fast noch weniger bekannt als in Ungarn, denn dort bedienen sich desselben selbst die Wohlhabenden selten. Der Pelz ist dort Alles in Allem. Das größte Regenschirmland sind die Alpen, Deutschland und Frankreich, wie Italien und Spanien die Länder der Sonnenschirme, Fächer und Strohhüte.

Auch der Buchweizen, der gleich bei Fürstenfeld von allen Bauern gebaut wird, ist eine Erscheinung, die man in dem ungarischen Weizenlande nicht findet, die aber hier in allen Alpenthälern sich wieder zeigt; denn sie giebt den Stoff her zu den Hauptnahrungsmitteln der Bergbewohner, zu den Knödeln und dem „Sterz" (so nennen sie den Buchweizenbrei).

Die hohen Alpen verlaufen sich hier in diesem Strich von Steiermark zum Plattensee hinab mehr als anderswo. Durch den Bakonyer Wald, durch das westliche ungarische Hügelland, zu den höheren Bergen und Gebirgsdämmen dieses östlichen Theiles von Steiermark und dann bis zu den eigentlichen Alpen bei Graz hinauf ist eine ziemlich lange Stufenleiter, und Ungarn stößt hier mit seinen Ebenen nicht so wie Baiern oder die Lombardei mit den ihrigen unmittelbar an den Fuß der Alpenkette. Daher werden denn auch

in Ungarn keine solche prächtige und riesenhafte Gebirgsbilder gesehen, wie sie an dem Horizonte von Baiern und der Lombardei erscheinen. Es läßt sich das östliche Steiermark etwa mit den Juraketten im Westen der Alpen vergleichen.

Trotz dem, daß unsere beiden kleinen schwarzen Siebenbürger ihr Möglichstes thaten, so wurde es doch Abend und Nacht, bevor wir alle diese östlichen Ketten durchschnitten hatten, und als wir endlich auf der letzten ankamen, welche das mittlere steirische Central-Thal der Mur und das eigentliche Herzland Steiermarks, das Grätzer Feld, im Osten umdämmert, hatte die Nacht ihre königliche Toilette längst vollständig beendigt. Die Straße führt mehre Stunden lang auf dem hohen Kamm jener Kette, wie auf einem platten Damme hin, die ganz eigenthümlich gebildet sein und äußerst wenige Einschnitte haben muß. Links und rechts hatten wir immer eine Menge tiefer Thäler und dunkler Gründe, die nur zum Theil mit Wald zum Theil mit Wiesen erfüllt zu sein schienen. Hinter und rund herum lagen überall dunkelbewaldete Gebirge, gleich schlafenden Riesen. Nur in der Nähe unserer Straße, die sich wie ein freundlich vom Monde beleuchteter Streifen durch diese dunkle Wildniß zog, war es lichter. Hier waren Obstbäume und andere Laubhölzer gepflanzt, und allenthalben boten sich ungehinderte Durchblicke in das Reich der Finsterniß hinaus. Kein Laut regte sich mehr in den Thälern zur Rechten und zur Linken, kein Wagen, kein Fußgänger begegnete uns mehr, und wir schienen allein im Besitz dieses Labyrinths, zu dem wir uns an der Straße wie an dem Faden der Ariadne hindurch fanden. Es ist jammerschade, daß es so wenige sol-

cher hoch auf freiem Damme dahinschweifender Alpen-Straßen giebt. Gewöhnlich schlängeln sie ängstlich und vorsichtig in den Thälern hin, oder wenn sie es einmal nicht vermeiden können, sich zu den Bergen zu erheben, so gehen sie widerwillig und mühselig im Zickzack hinauf und schleichen und schlüpfen dann doch noch — selbst die Fußstege — durch enge Felsenpässe oder durch tiefe Einsattelungen. Wie herrlich wäre es, wenn die Natur noch einige solcher oben platter, hoher, gangbarer Dämme mitten durch das Labyrinth der Alpen gemacht hätte, auf denen man wie Jupiter auf seinem Wolkenwagen, weit mit dem Auge gebietend, dahin rollen könnte. — Wir mußten uns leider nach einigen Stunden wieder in's Thal hinablassen, und uns that sich dann in stockfinsterer Mitternacht nach Mondesuntergang ein Thor auf, von dem man uns sagte, daß es das Thor einer großen Stadt sei, welche „Grätz" heiße und in einer schönen Gegend liege, welche man „das Grätzer Feld" nenne. Wir nahmen dann einen Menschen an Bord, der uns nach einiger Zeit wieder anhalten ließ, indem er uns sagte, daß wir uns nun vor der Stadt Triest auf dem Jacomini-Platz befänden, dem größten Platz von Grätz, von dem aus die schönste Straße, die Herrengasse, gerade mitten durch die Stadt führe, und daß die genannte Stadt Triest ein sehr gutes Wirthshaus sei. Wir beschlossen einstweilen einmal blos, diese letztere Angabe einer näheren Prüfung zu unterwerfen und erst am anderen Morgen die Wahrheit der anderen Behauptungen zu untersuchen.

G r ä tz.

Es ist ein Streit darüber, ob man „Grätz" oder „Graz" sagen und schreiben solle. Die Italiener und Slaven stehen in diesem Streite auf der einen Seite und entscheiden sich für Graz, die Deutschen auf der anderen und vertheidigen Grätz. Die Italiener halten das a für wohlklingender, und die Slaven halten es für patriotischer, indem sie behaupten, die Stadt sei ein von Slaven gegründeter Ort und der Name komme von dem in so vielen slavischen Städtenamen vorkommenden „Grad." Die Deutschen haben alle slavischen Graz in Grätz umgewandelt, z. B.: Windisch-Grätz, König-Grätz. Doch kommt jetzt die Schreibart Graz mehr und mehr in Aufnahme, was wahrscheinlich mit der allgemeinen Hebung des Slaventhums, das auch in Steiermark seine zahlreichen Anhänger findet, zusammenhängt. Die Hälfte des Landes, der größte Theil von Untersteiermark, die schönsten und fruchtbarsten Ebenen Steiermarks, sind von Slaven bewohnt, namentlich die hügelige Gegend, welche man die „Windischen Büchel" (d. h. Hügel) nennt. Diese Gegend ist eine der eigenthümlichst gestalteten Landschaften. Es sind lauter kleine Hügel, die einander vollkom-

men gleichen und ohne Zusammenhang in gleichen Entfernungen neben einander liegen. Zwischendurch führen die Wege. Die Ansichten gleichen sich überall so sehr unter einander, daß man Mühe hat, sich nicht zu verirren. Sonst war diese Gegend ebenfalls deutsch, wie das Obersteiermark, und über das sechste Jahrhundert hinaus finden sich keine Spuren von Slaven in jenen Strichen. Der Professor Muchar, ein ausgezeichneter Gelehrter, der die Geschichte der windischen Slaven zu seinem besonderen Studium gemacht und namentlich jenen vielbestrittenen Punct des ersten Auftretens der Slaven in den Drau-, Sau- und Mur-Gegenden in einer trefflichen Abhandlung näher beleuchtet hat, sagte mir, er habe so viele steirische Urbarial-Bücher, als er nur habe einsehen können, durchstudirt, um das Verschwinden und Auftreten deutscher Orts-, Berg- und Flußbenennungen zu beobachten. In jenen Urbarialbüchern sei jedes Dorf, jedes Gut, jedes Haus, jeder Berg, jedes Thal, oft zuweilen jeder einzelne Baum genau beschrieben. Diesen Büchern zufolge findet man, daß vor 300 Jahren noch viele Orte, die im slavischen Lande liegen, deutsche Namen hatten; auch findet man zu jener Zeit die deutschen und slavischen Familien-Namen gemischt. Erst später erscheinen die deutschen Namen mehr und mehr verdrängt. Doch giebt's auch noch jetzt einige deutsche Namen mitten im slavischen Lande, selbst Namen von Bergen, z. B. die „Sulzbacher Berge." Die steirischen Slaven werden von den Deutschen Winden genannt, sie selbst nennen sich „Slowenzi." Sie suchen jetzt die deutsche Sprache, ebenso wie die Tschechen und andere Slaven, aus ihren heimathlichen Feldern zu vertreiben, und die Kenntniß

des Deutschen macht entschiedene Rückschritte bei ihnen. Sie schreiben windische Grammatiken, lassen Aufsätze in windischer Sprache drucken und sprechen darin von allerlei Dingen, von denen sonst nie die Rede war. Neulich sogar, was bisher noch nie passirt war, trat in einer Versammlung steirischer Landwirthe ein Winde auf und brachte die Gesundheit des Kaisers in der slavischen Sprache aus. Es ist merkwürdig, daß, während man im Westen Europa's, in Frankreich und England, sich jetzt mehr Mühe als sonst giebt, Deutsch zu lernen, jetzt überall im Osten die Leute das Deutsche wieder vergessen wollen. — Und aus diesen Ursachen also, wie gesagt, mag es sich auch herschreiben, daß jetzt die Schreibart Graz mehr und mehr Anhänger findet.

In keiner Stadt der ganzen Alpenkette von Frankreich bis Ungarn häuft sich so viele Bevölkerung wie in Grätz, das jetzt nicht weniger als 48,000 Einwohner zählt und mithin die größte Stadt der Alpen genannt werden kann. Sie liegt etwa in der Mitte zwischen Wien und Triest, und dieß macht sie zu einem bedeutenden Speditionsorte zwischen diesen beiden Plätzen. Sie dient gewissermaßen als Vermittlerin zwischen Italien und Deutschland. Da der Ort eine schöne Lage hat, und das Leben daselbst angenehm und billig ist, so lassen sich auch viele Leute sowohl aus Triest als aus Wien hier nieder. Namentlich kommen hier von beiden Seiten her viele Beamte zusammen, welche den Dienst aufgaben und sich zur Ruhe setzten, ihre Pension in dieser schönen Alpenstadt zu genießen. Es giebt mehr solcher, Deutschland und Italien vermittelnder Alpenstädte, so das durch seine deutsch-italienische Messen wichtige Bozen zwischen In-

spruck und Verona. Wie nach Bozen werden auch nach Grätz viele junge Italiener geschickt, um dort Deutsch zu lernen, wie umgekehrt von hier aus die Deutschen nach Italien gesandt werden. Manche Leute kommen in der Sommerzeit aus dem heißen Küstenlande am Adriatischen Meere hieher, um die Sommerfrische der Alpen zu genießen. So fand ich hier eine Familie aus Dalmatien, eine andere sogar von den ionischen Inseln. Auch schickten sonst die Italiener ihre Söhne nach Grätz auf die Universität, um die deutschen und italienischen Sitten auszugleichen. Bis zum Jahre 1831 waren unter den 1000 Studenten nicht weniger als 200 Italiener, welche hier als angenehme, wohlgebildete und reiche junge Leute wohlgelitten waren. Die Cholera vertrieb sie, und seitdem sind nie mehr so viele wiedergekommen. Jetzt hat man nur 12 Italiener. Auch Inspruck hatte noch jüngst eine sehr bedeutende Colonie italienischer Studenten. Jetzt haben sie sich aber mehr nach Wien gezogen.

Grätz ist eine große und schöne Stadt und bietet alle Annehmlichkeiten einer solchen, ohne jedoch durch irgend ein dominirendes Interesse irgend ein diesem entgegengesetztes Interesse zu verletzen. Es hat weder ein Kaiser oder König hier seine Residenz wie in Wien, noch waltet wie in Triest der Handelsgeist vor. Wie daher pensionirte Beamte hier gern ihren Aufenthalt wählen, so findet man auch solche hier Zurückgezogene, die einstmals selbst einer Krone sehr nahe standen und dieß gern vergessen möchten, z. B. die Herzogin von Berry. Auch der Erzherzog Johann, der die Alpenluft mehr als die Hofluft liebt, hat im Winter hier seine Residenz und mit ihm wohl mancher gleichgesinnte

Cavalier. An diese Elemente der Grätzer Gesellschaft schließen sich dann hie und da noch manche andere an, sogar einzelne Engländer und Franzosen. Ich traf hier sogar einen, der drei Mal die Welt umsegelt hatte, jetzt aber in diesen stillen Alpenhafen eingelaufen war und ruhig neben jener Herzogin vor Anker lag, deren Segel so oft mit conträrem Winde auf eine Krone hinlavirten. Grätz ist ein Hafen für alle leck gewordene und von den Stürmen und Strudeln der Weltbegebenheiten auf's Trockene geworfene Schiffe. Auch von den polnischen Wirren her liegen hier noch einige traurige und jetzt fast vergessene Wracks. So z. B. sah ich im Theater einen alten feurigen Graukopf sitzen, den alten Ostrowsky, der hier Tag für Tag im zweiten Sperrsitz rechts von der Bühne zu finden ist. Sonst sah auf der Bühne der Weltbegebenheiten so Mancher zu ihm auf, jetzt blicken sie alle von der Bühne der österreichischen Localposse über ihn hinweg, und kaum weiß noch hie und da Einer zu erzählen, welcher Kummer diese Locken bleichte.

Uebrigens haben ihrer Zeit die Polen hier ebenso viele Theilnahme gefunden, wie bei uns, wie denn überhaupt Alles, was uns in Deutschland bewegt, erfreut und betrübt, auch hier einen großen Anklang findet, nur mit dem Unterschiede, daß von diesem Nachhall dann nicht so viel gesprochen wird, da die österreichische Regierung dieß nicht stark befördert. Unter Tausend war kaum Einer in Grätz, der es mit den Russen gehalten hätte, und selbst bei diesem Einen, sagte man mir, hätte man bei näherer Nachforschung weniger in seinem Herzen als in seiner Brieftasche, die etwa mit gewissen Staatspapieren wohl versehen war, die

Ursache gefunden, warum er jener Partei angehöre. Unter den Advocaten, den Professoren, den Kaufleuten, überhaupt im ganzen gebildeten dritten Stande der österreichischen Monarchie findet man gewiß jetzt mehr Liberale, als wir uns dieß in Deutschland vorstellen. Unsere Zeitungen haben seiner Zeit mehr davon geschrieben, mit welchem Jubel man Welcker in Berlin aufnahm, als davon, welchen Triumphzug unser anderer großer Liberale Rotteck hier in den österreichischen Provinzstädten feierte. Auch in Wien wurde Rotteck hoch aufgenommen, und in Grätz, wo Niemand wußte, daß er kommen würde (es war dieß ein oder zwei Jahre vor seinem Tode, als er nach Italien reiste) und wo ihn die Advocaten zuerst entdeckten, machten ihm viele Herren aus den gebildeten Ständen ihre Aufwartung, und er fand sich beständig von solchen begleitet, die ihn durch ihre Stadt führten, ihm dieselbe zu zeigen. Selbst das schöne Gespenst der deutschen Einheit, das seit einiger Zeit wieder mehr als je in Deutschland umherflattert, wird hier verehrt, und es ist ihr, wie unser Gebet, daß jenes Gespenst einmal noch Fleisch und Bein gewinnen möge. Der Toast, der in Prag auf der Versammlung der Naturforscher auf die Einheit Deutschlands ausgebracht wurde, ist auch hier in Grätz mit Jubel und Beifall aufgenommen worden. — Die Slaven im Osten sind mit ihrem Panslavismus verloren, wenn wir ihnen nur einen tüchtigen Pangermanismus entgegenstellen. Vielleicht ist die Zeit nahe, wo der Pangermanismus geboren werden soll, und wo wir dann statt der Philhellenen einmal Philogermanen und statt der Gallo-Romano-Anglomanie eine Germanomanie erleben.

Von allen den genannten Exilirten nimmt keiner ein größeres Interesse in Anspruch als die Herzogin von Berry. Ich fragte, wo sie wohne. — „Im Sack", war die Antwort. In der That, dachte ich, eine wunderbare Umwandlung des Schicksals, die Wohnung in den Tullerieen in Paris mit der in einem Sacke in Grätz zu vertauschen. „Der Sack", „der erste" und „zweite Sack", ist nämlich eine Straße in Grätz, deren Name wahrscheinlich daher kommt, daß sie, von dem Hauptplatze der Stadt in einer imposanten Breite ausgehend, sich allmählig zwischen der Mur und dem nahe zu dem Flußufer hinantretenden Schloßfelsen zu einem schmalen Gäßchen verläuft. Die Herzogin von Berry wohnt am breiten Ende, in dem Hause der alten Grafen von Herbertstein. Das Haus ist ziemlich altmodig gebaut. Die schönen Gegenstände aber, mit denen die Herzogin von Berry seine altfränkischen Räume gefüllt hat, bilden eine so interessante Sammlung, wie man sie im Osten des Rheins in der Art nicht wiederfindet. Die Herzogin behielt bekanntlich nach ihrer Verbannung ihr Privateigenthum in Frankreich. Von den Mobilien hat sie nun allmählig das leicht Transportable nach Steiermark hinausschaffen lassen, und mit dem ehemaligen Schmuck von mehr als einem französischen Lustschlosse hat sie nun ihr Haus im Sack verziert.

Vieles darunter, sowohl unter den Gemälden, die meistens von den trefflichsten französischen Malern der Neuzeit herrühren, als unter den übrigen Gegenständen, ist einzig in seiner Art, und die ganze Fülle von reizenden Dingen mit einem Geschmack arrangirt, wie man etwas Aehnliches in keinem Palaste von Wien wiederfindet. Ein Degen

von Franz I., ein Schuh Heinrich's IV., ein Paar goldene Steigbügel Ludwig's XIV. und noch viele andere der Familie Bourbon theuere Reliquien werden hier wie Heiligthümer aufbewahrt. Ihre glorreichen Namen mögen noch oft hier im Stillen verehrt werden.

Gewiß würde man sich sehr täuschen, wenn man meinte, daß alle Hoffnungen hier gänzlich erloschen wären. „Ils reverdiront!" sieht man von kunstreicher Hand auf ein Divankissen gestickt, und ein Kranz weißer Lilien umrankt diese Worte.

„Vaincre ou mourir pour Henri!" erscheint in goldenen Zügen auf einem anderen Divan. — Auf einem Bilde kniet ein Chouan vor einem Muttergottesbilde mit der Bitte: „Marie, bénis nos armes," und „vive le roi!" rufen die Chouans auf einem anderen Bilde, indem sie die siegreiche Lilienfahne auf den Mauern einer eroberten Stadt aufpflanzen. Der Stolz der Bourbonen, Henri IV., ist in unzähligen Portraits hier zu finden. Ludwig XIV., der Große, von Rigaud in Lebensgröße gemalt, hängt mit mehren anderen Bourbonen in dem nicht eben sehr prachtvollen Prunksaale des Schlosses, dessen ehemalige Besitzer, die Herren von Eggenberg, ebenfalls neben diesen Königen in lebensgroßen Gemälden sich zur Schau ausstellen. Könnten diese Könige und jene Eggenbergs, die Nachkommen eines Banquiers, einmal die Augen aufthun und sich in diesem Saale hängen sehen, wie sehr würden sie gegenseitig über die Gesellschaft, in die sie gerathen, und über den Wechsel der Dinge erstaunen.

Außer Heinrich IV. und Ludwig XIV. ist hier aber auch

noch allen anderen Bourbonen ein kleiner Gedächtniß-Altar errichtet, selbst den spanischen und neapolitanischen Mitgliedern dieser Familie, die noch weit glänzender war als die englischen Stuarts und jetzt fast ebenso unglücklich ist. Sie beherrschte im vorigen Jahrhundert den ganzen romanischen Westen Europas, Italien, Spanien und Frankreich. Jetzt ist sie nur noch in dem einzigen Neapel besceptert. Spanien allein hat noch in diesen Tagen zwei Bourbonische Majestäten vertrieben, Don Carlos und die Königin Christine. Wie vieler Völker Gebete riefen nicht noch vor Kurzem den Segen des Himmels auf Bourbonische Häupter herab, wie viele bewaffnete Arme erhoben sich noch vor nicht langer Zeit zu ihrem Schutze! Und jetzt hat sich das Alles auf ein Paar treue Hände beschränkt, die mit fleißiger Nadel unermüdlich solche Redensarten wie die oben citirten mit goldenem Faden auf Divankissen sticken. Es liegt etwas mächtig Rührendes in dem Unglücke der Könige, die größere Freuden und größere Leiden haben als andere Menschen.

Was die ästhetischen Genüsse, welche die übrigen, nicht aber historischen und Bourbonischen Bilder, die man hier findet, gewähren, so sind sie unvergleichlich zu nennen. Denn es ist fast nichts Mittelmäßiges und Geschmackloses hier, und die Sammlung ist eine so interessante, da sie ausschließlich fast nur Werke von französischen Malern enthält. Namentlich sind die Porzellanbilder aus Sèvres, die man hier sieht, ganz einzig in ihrer Art und stammen aus der Zeit der größten Blüthe dieser Fabrik. So sieht man z. B. von Robert eine Jagd auf Porzellan, — eine Ansicht von Arpino, der Heimath Cicero's, — von

Le Cerf eine gothische Kirche, lauter Meisterstücke in ihrer Art.

Es finden sich hier viele Original=Gemälde, deren lithographirte Copieen in allen unseren Kunstläden ausgestellt sind, so z. B. der Vernet'sche Pudel, dem die Soldaten während der Schlacht seine Wunden verbinden, — der getödtete Trompeter mit seinem ihn erkennenden Pferde, ebenfalls von Horace Vernet, — die musicirenden Bettler von Benneford. Dann zeigen sich aber auch Copieen, die das Original fast noch zu überbieten scheinen, so z. B. eine wundervolle Copie nach Titian, seine Geliebte, die Toilette macht. Ihr wunderschönes blondes Haar hängt in losen Locken herab. Ihr Hinterkopf spiegelt sich in einem Spiegel wieder. Der Geliebte steht im Schatten und schaut entzückt dem schönen Gemälde zu. Für diese Copie zahlte die Herzogin 22,000 Franken, und wahrlich, wer des todten Geldes genug hat, für den mag ein so herrliches Bild damit nicht zu theuer erkauft scheinen.

Ganze Reihen der herrlichsten Miniatur = Gemälde von Malern aus Ludwig's XIV. Zeit zieren die Wände der weitläufigen Säle.

Läßt schon das Leben von Paris selbst bei den Fremden, die es eine Zeit lang kosteten, eine Sehnsucht zurück, wie sehr mag dieß erst der Fall sein bei den Einheimischen, die daraus verbannt wurden, und zumal bei denen, die unmittelbar an den reichsten Quellen dieses Lebens saßen. Mit welchen Gefühlen mögen wohl sie in Steiermark vor die Bilder hintreten, welche ihnen dieß reizende Leben wieder in's Gedächtniß zurückrufen, so z. B. vor jenes Bild, wo

die Herzogin von Berry im reichsten Schmucke in einem Saale der Tuilerieen dasteht, um einem der unvergleichlichen Tuilerieen-Feste beizuwohnen, — oder vor jenes, wo der Herzog, von großem Gefolge umgeben, in die reizenden Gehölze von Rambouillet oder einem anderen Schlosse auf die Jagd reitet. Welches bitteren Undanks mögen sie wohl das französische Volk anklagen vor jenem Bilde, auf dem der Herzog von Berry in einem Vorsaale seines Pariser Schlosses den Bettlern eine Audienz giebt und sich mit Rath und That ihres Unglücks annimmt. In Deutschland giebt es viele Leute, die noch nicht in Paris waren und die sich mit der Hoffnung trösten, noch einmal in ihrem Leben dahin zu kommen. Selbst diese, glaube ich, würden untröstlich sein, wenn man ihnen plötzlich alle Aussicht dazu benehmen wollte. Wie schmerzlich mag die Verbannung nun für jene sein. Sie scheinen jetzt selbst die Andenken der unbedeutendsten kleinen Pariser Scenen, die sie sonst wohl kaum beachteten, mit einer gewissen Liebe zu pflegen. Da sieht man auf dem einen Bilde, wie die Pariser vor dem Theater Bouilly Queue machen, — auf dem anderen, wie sie sich unter den Buden auf den Boulevards in bunten Gruppen drängen. Selbst die kleinen savoyischen Buben, von Benneford gemalt, hat die Herzogin in ihre Sammlung aufgenommen. Einer von ihnen liegt auf Stroh an die Wand gelehnt, sein Murmelthier, auf den beiden Hinterbeinen erhoben, vor sich. Er läßt es ein Kunststückchen repetiren. Ein anderer hat das seine im Kasten auf dem Arme und ist im Begriff, seine Wanderung durch die Straße der großen Hauptstadt anzutreten. Die Scene spielt in einem derjenigen kleinen armseligen

Schlupfwinkel, die in Paris von Bettlern, Savoyarden und Murmelthieren bewohnt werden und welche die Herzogin nun im Bilde und in der Verbannung mit Interesse betrachtet. In der einen Ecke des Schlupfwinkels steht ein zerbrochener Suppentopf mit einem Löffel daneben, und die kleinen Mannequins, Mann und Frau, welche die Leute auf den Boulevards mit ihren Scherzen so lustig vergnügen, liegen mit ausgestreckten Beinen und Armen regungslos am Boden.

Auf einem anderen Bilde zeigt sich ein kleiner Gamin de Paris, der einen Vogel gefangen hat. Die Mutter scheint ihn überreden zu wollen, er solle das schreiende Thierchen freigeben. Der Kleine aber, ein so großer Liebhaber der Freiheit er für sich selber ist, will nicht darauf eingehen. Die alte Großmutter sitzt fleißig arbeitend daneben und spricht als Schiedsrichterin begütigende Worte dazwischen, denen der Enkel vielleicht Gehör geben wird. Das Bild ist von Lavauden. — Ein anderes von Mlle. Gerard stellt eine junge Pariser Modistin dar, die mit Nähen ihr Leben fristet. Sie ist eben im Begriff, ihre Nähnadel wieder einzufädeln, und ihr hübsches Gesichtchen nimmt dabei diejenigen eigenthümlichen, höchst ernsthaften Mienen an, welche die jungen Mädchen machen, wenn sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ein kleines Nähnadelloch richten, um die feine Spitze des Fädchens durchspazieren zu lassen. Außer diesen reizenden Gemälden giebt es noch viele andere aus dem Pariser Lärm- und Stillleben.

Dann aber erblickt man auch Darstellungen aus anderen Theilen Frankreichs, Ansichten französischer Schlösser, z. B.

eine von Chambord, das noch jetzt dem Herzoge von Bordeaux gehört und von dem er die Einkünfte bezieht, ohne doch je dieses sein Eigenthum betreten zu dürfen, wo aber die Dienerschaft noch die alte Bourbonische Livree trägt, — Scenen aus dem nördlichen Frankreich, z. B. eine Winterlandschaft von Le Prince, im Vordergrunde eine ausgezeichnet täuschend gemalte Eisglitsche mit schurrenden Kindern.

Wiederum erscheinen Scenen aus dem südlichen Frankreich, z. B. aus den Pyrenäen von Knip ein großer Stall voll Ziegen und Schafen. Ein zottiger Hirte tritt eben herein, um in dem Ameublement seiner Pflegebefohlenen etwas in Ordnung zu bringen. — Die Herzogin von Berry hat Frankreich so vielfach und unter sonst bei Fürsten so ungewöhnlichen Umständen durchstreift, daß sich wohl an viele solche Scenen Erinnerungen aus ihrem Leben knüpfen mögen.

Da ich den guten Geschmack der Herzogin in ihrem eigenen Hause kennen gelernt hatte, so überließ ich mich auch ihrer Führung auf der Gemäldesammlung der Stände in Grätz, wo ich blos diejenigen Bilder genauer mir ansah, welche sie dort einer Copirung gewürdigt hat. Es sind dieß 4 große Bilder von einem Italiener und ein fünftes ebenfalls großes Bild von einem Wiener Meister. Die Namen der Meister sind mir entfallen, die Bilder aber stehen mir desto lebhafter vor Augen. Das aus Wien stellt die Verlobung des Kaisers Maximilian mit der Burgunderin dar. Maximilian ist ein edler, junger, blondgelockter Prinz, der auf die Prinzessin zuschreitet und im Begriff scheint, sie

an sein Herz zu drücken. Da aber die Ceremonie im Beisein des Hofes vor sich geht, dessen Blicke auf sie gerichtet sind, so ist der Ungestüm ihrer Liebe, der aus ihren zärtlichen Blicken spricht, in enge Schranken gelegt. Solche Gemälde aus der alten deutschen Kaiserzeit lassen sich nirgends besser und historisch treuer malen als in Wien, wo dem Maler Sammlungen wie die Ambraser zur Seite stehen. Von jenen vier italienischen Gemälden stellt das eine die Auffindung des Moses im Nil dar, das andere den Moses unter den Hirten, das dritte das Urtheil Salomo's und das vierte Salomo, wie ihn die Königin aus Saba besucht. Diese Gemälde sind alle vortrefflich, und so oft man auch schon jene Gegenstände dargestellt sah, so bleiben sie mir doch so, wie sie hier aufgefaßt und behandelt sind, immer unvergeßlich. Mir wird dieß besonders der junge königliche Salomo sein, dessen Haupt Tugend und Weisheit mit so göttlicher Glorie umstrahlen, daß man ihn fast für einen Vorgänger des Heilands halten möchte und wohl begreift, wie die Königinnen aus Afrika in Verehrung vor ihm sich beugen konnten. — Ebenso schön sind auf dem Bilde des Moses-Fundes die beiden Mädchen (die ägyptische Prinzessin und ihre Magd), welche sich zu dem Kinde im Schilfe hinabbeugen. Das Kind lächelt ihnen freundlich und scherzend entgegen, und auf ihren freudig überraschten Gesichtern spiegelt sich die Unschuld und Heiterkeit des kleinen Wesens reizend wieder.

Es giebt noch andere Gemäldesammlungen in Grätz. Doch blieben sie mir unbekannt, mit Ausnahme derer, welche die Grafen von Herbertstein und Eggenberg auf ihrem alten

interessanten Majoratsschlosse Eggenberg angesammelt haben. Dieses Schloß gehörte sonst den Eggenbergs, ist aber durch Erbschaft jetzt in den Besitz der Herbertsteins übergegangen. Die Herbertsteins, so wie die Trautmannsdorfs, die Dietrichsteins und andere gehören zu den ältesten und berühmtesten steirischen Geschlechtern. Der Name Herbertstein ist aber in Rußland fast berühmter als in Deutschland, denn ein Graf dieses Namens machte vor 200 Jahren eine Gesandtschaftsreise nach Rußland und gab über dieses Land ein Buch heraus, das als eine der ältesten Berichte über Rußlands Zustände dort bei den Gelehrten so bekannt ist, daß Jeder sich gleich bei'm alten Herbertstein Rath's erholt, wenn er über irgend ein Verhältniß im damaligen Rußland sich zu unterrichten wünscht.

Ich habe oben eine österreichische Bauernwirthschaft beschrieben, ich werde weiter unten noch die bairischen Bauernwirthschaften zu schildern suchen. Zwischen beiden Schilderungen mitten inne steht vielleicht nicht unpassend das Gemälde des steirischen Schlosses Eggenberg, das eins der immer seltener werdenden alten feudalistischen Dynasten-Sitze ist, wie man deren in dieser Art nur noch in den österreichisch-deutschen Provinzen sieht.

Es liegt dieses Schloß etwa eine Stunde von Grätz, am Rande des ebenen Grätzer Feldes und am Fuße der Weinberge, welche die unterste, niedrigste Stufe der Bergterrassen bilden, die sich am Rande dieses Feldes auftreppen. Eine angenehme Allee führt dahin, so wie zu jenen Weinbergen, in denen gerade jetzt Weinlese war, und in denen wir am Abend einem ländlichen Feste beiwohnen sollten. Wir rollten auf

diesem selben Wege, auf dem so mancher Fürst von Eggenberg und Graf von Herbertstein mit seinem Fideicommiß-Vierspänner gefahren war, zu jenem Schlosse hinüber. Es bildet dasselbe ein großes Carrée mit vier Hauptflügeln und rund umher von einem Park umgeben. Das Interessante an demselben ist das, daß es nicht wie so viele neue Schlösser als der Einfall eines Einzelnen dasteht, sondern als ein wahres Erb- und Familienstück, das unter den schützenden Gesetzen von Jahrhunderten so auf unsere Zeit gebracht wurde.

Alles bis zu den Bettstellen und Stühlen in den Zimmern und bis zu den Bäumen und Büschen im Garten herab steht unter der Obhut dieser Gesetze und kann nicht willkürlich von einem einzelnen Besitzer geändert werden. Die Herbertsteins empfingen dieses Fideicommiß vor 100 Jahren aus den Händen der Eggenbergs, und das alte Bett, in dem diese schliefen, steht noch jetzt mit denselben Vorhängen und Baldachinen so da, wie damals. Die jetzigen Besitzer, denen diese Fideicommißbettstelle nicht bequem genug war, haben nichts weiter thun dürfen als sich selber in einem anderen Zimmer einstweilen eine andere Bettstelle errichten zu lassen. Die alte durften sie nicht von ihrem Platze rücken. Auf die alten Fideicommiß-Decken haben sie auch nur Fideicommiß-Flecken gesetzt.

Ueber alle Kunstgegenstände, die sich in den weitläufigen Räumen dieses alten interessanten Schlosses befinden, ist ein großer Katalog in einem dicken Foliobande angefertigt, und wie derselbe besagte, so sind auf den Zimmergemälden „Historien von Merkwürdigkeiten aller Zeiten dar„gestellt, sowohl geist- als weltlich, aus der Bibel,

„aus der Götterlehre, und von Ovidius Naso, Kriegs-
„und Friedensbegebenheiten, Conversationen, Harlekinaden,
„Blumen und Früchte.“ — Ich hätte diesen Katalog vor
dem Anschauen der Sammlungen selbst gern etwas durchge-
lesen, allein da ich auf der dritten Seite der Einleitung erst
den Namen Cadmus Milesius und auf der zwölften den des
Macrobius fand, so fürchtete ich, daß es etwas zu lange
währen möchte, bis ich von diesen vor tausend Jahren le-
benden Namen bis auf die der steirischen Fideicommiß-Ma-
ler kommen würde, — und zog es vor, direct auf die eigene
Besichtigung loszugehen.

Die Plafonds aller Zimmer sind mit Stuckatur-Arbeit
verziert, und zwischen diesen Stuckaturen sind eben jene
verschiedenen Gemälde angebracht. Die Stuckaturen stellen
in jedem Zimmer andere Embleme dar, als z. B. zertrüm-
merte Kronen, — von Dornen umrankte Herzen, — sich
drückende Hände, — von Schlangen umwundene Weltku-
geln rc., — und neben diesen Symbolen zeigt sich überall
eine Fülle hübsch gewählter und dazu passender Sprüche, als
z. B.: „Kein Herz ohne Leid.“ — „Glück hat Neid.“ —
„Auch Kronen vergänglich.“ — „Beständlich bis endlich.“
— Ich habe wenige Schlösser gesehen, die so bedeutungs-
voll verziert waren, und wenn die Kinder, die in diesen
fideicommissarischen Räumen, an denen kein Spruch geän-
dert werden darf, aufwachsen, nicht ein edleres Geschlecht
bleiben, so liegt es wenigstens an diesen Wohnungen nicht.

Die Namen der Zimmer sind noch ebenso altdeutsch,
wie die Möbeln selbst, wie die alten, nach ihrer Art prächti-
gen und eleganten eichenen Tische, die großen alten Stühle,

deren Lehne so senkrecht, wie die Rücken der alten Bewohner, in die Höhe gehen. Sie heißen „Sitzzimmer" (für Conversationssalon) — „Arbeitszimmer" (für Cabinet) — „Betzimmer" (für Capellen). In dem letzteren befinden sich einige Bilder von Guido Reni. Auf dem einen ist ein Kind dargestellt, das auf einem Todtenkopfe wie auf einem Kopfkissen ruhend schlummert. Der Maler sprach hier eine große Wahrheit aus; denn in der That schlummern wir wie Kinder dem Tode entgegen. — Ebenso altdeutsch wie die Namen der Zimmer klingt auch der Name des jetzigen Besitzers. Es ist, wie man mir sagte, der alte Graf Gundacker von Herbertstein. Es giebt mehre solcher alten deutschen Vornamen, die jetzt ganz untergegangen sind.

Hinter Schloß Eggenberg nun fangen die reizenden steirischen Weinhügel an. Ich lernte sie in einer Gesellschaft, welche die Weinlese feierte, kennen. Es war eine Menge angenehmer und liebenswürdiger Damen und Herren beisammen, die eben mit einander eine kleine „Jause" einnahmen. Jause nennt man hier das Vesperbrot, und sie besteht gewöhnlich aus Früchten, Kuchen und einem Gläschen Wein. Da bei unserer Jause, die einen etwas außerordentlichen und festlichen Charakter hatte, auch noch viele andere Sachen vorkamen, so nahm ich die Gelegenheit wahr, mich ein wenig über diese Gegenstände zu unterrichten. Die Weine, die man hier trinkt, sind meistens Landesweine, ächte steiermärker, dann aber auch ungarische und italienische. Unter den steirischen Weinen sind die berühmtesten der Radkersburger und der Lutterberger, und die Krone von allen ist der „Jerusalemer." Man weiß hier

viel an diesen Weinen zu loben und zu tadeln, während sie im Auslande Niemand der Kritik würdigt. Es giebt sogar auch süße steirische Weine, und es möchte daher die Steiermark wohl die nördlichste deutsche Provinz sein, in der süße Weine vorkommen. Die süßen Weine, die man auch hie und da am Rhein verfertigt, verdienen kaum diesen Namen. Bis Triest hin erscheinen sie dann häufiger. Aber im Norden der Steiermark und Oesterreich giebt es keinen mehr. Doch gehen diese steirischen Weine nicht so wie ein anderes Landesproduct, die steirischen Kapaunen, über die Gränze der Provinz hinaus.

Diese steirischen Kapaunen sind in Wien ein so berühmtes Geflügel, wie die Balatoner Fokasch dort ein gepriesener Fisch sind. Auch werden sie noch weiter hinausgebracht, um auf den Tafeln der Reichen in Deutschland und in Italien als delicate Gerichte zu erscheinen. Einige deutsche Fürsten sollen sogar ihre eigenen Kapaunen-Lieferanten in Grätz haben, von denen sie diese Waare beziehen. In Steiermark selbst, sagte man mir, sei es nicht ungewöhnlich, sich solche Kapaunen zum Geschenk zu machen, indem man sie dann mit Blumen, Bändern und Goldpapier wie Puppen zierlich herausputze.

Es giebt hier noch manche andere Jausen-Delicatesse, die in's Ausland verführt und stark gesucht wird, so z. B. die Grätzer Zucker-Zwiebäcke. Es sind kleine, äußerst dünne und gut gebackene Zwiebackschnittchen, die mit einer dicken Zuckerkruste belegt werden. Sie sind, glaube ich, eigens für die Jause erfunden worden. Da sie sich sehr lange halten, so gehen sie nicht nur nach Wien, sondern auch nach

Ungarn und der Türkei, und es giebt daher hier in Grätz einige Niederlagen oder Magazine dieser Waare, die wieder Filial-Etablissements in anderen Orten haben sollen. Eine andere Erfindung der steirischen Kuchenbäcker ist die Buditza, ein Blätterkuchen, der mit einem Gemengsel von zerhackten Wallnüssen und Honig gefüllt ist und ohne Zweifel, wie Manches in der steirischen Küche, aus den slavischen Landschaften stammt.

Auf die Jause folgte nach steirischer heiterer Weise ein Tänzchen, und dann schlossen Feuerwerke den angenehmen Abend. Da wir alle nichts weiter als bloße einfache Menschenkinder waren, ich meine, da wir alle in Bezug auf unser Erscheinen in der Welt keinen anderweitigen Stolz empfanden als den, daß wir bei unserer Geburt Menschen geworden, so tanzte Alles ganz ohne Gêne und ohne Vorurtheil bunt und fröhlich durch einander. Sonst ist dieß nicht in allen Gesellschaften in Grätz der Fall. Vielmehr giebt es in dieser Stadt ein Casino, in welches weder Schönheit, noch Liebenswürdigkeit, noch Geist, noch sonst irgend eine andere auf Erden geschätzte Qualität Eingang verschaffen kann, ausgenommen einzig und allein die vornehme Geburt. Es sollen hier etwa nur 24 Familien sein, die sich gegenseitig als gleich guten Stammes betrachten, und die Gesetze des Casino's, das sie bilden, sind so streng, daß ein Adeliger nicht einmal seine bürgerliche Frau dorthin mitnehmen darf. Man sagt bei uns, daß der österreichische Adel sich mehr als der norddeutsche mit den anderen Ständen mische. Es ist dieß indeß wohl nur in den öffentlichen Häusern, in den Kaffeehäusern u. s. w. der Fall; in den Privat-Cirkeln

sondert er sich mehr ab als irgend einer. Solche strenge oder vielmehr absurde Gesetze, wie das Grätzer Casino sie hat, findet man weder bei dem Magnaten-Casino in Pesth, noch bei den adeligen Casinos in Dresden, Berlin, noch bei denen in Kurland, Livland oder anderen norddeutschen Provinzen. Es ist unbegreiflich, daß man so Etwas zu unserer Zeit noch dulden kann. Einen Theil der Schuld tragen die Nichtadeligen freilich selbst, da sie noch immer hier so wenig Selbstständigkeit und so viele Verehrung für den Adel haben, daß sie sich immer freuen, mit einem von ihnen in Berührung zu kommen. Ich begreife nicht, warum sie nicht längst selbst ein Casino gebildet haben, in welchem das erste Gesetz lautet, es solle kein Mitglied von Adel sein dürfen, und es müsse Jeder von vornherein beweisen, daß er nicht vom Adel sei. Ein solches Gesetz würde auf dem ganz vernünftigen Raisonnement basirt sein, daß der Adel leider eine so gefährliche Klippe für die Humanität sei, daß durchaus zu präsumiren wäre, ein Adeliger könne weder vorurtheilsfrei, noch auch anderen nicht adeligen Menschen aufrichtig zugethan sein. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß man dem Adelsstolz einen sogenannten Bürgerstolz entgegensetzen solle, wodurch das Uebel nur noch schlimmer werden würde. Nein, man könnte mit jenem Gesetze die größte humane Bescheidenheit verbinden und einem Adeligen, der um Aufnahme in eine bürgerliche Gesellschaft bäte, nur mit Bedauern auseinandersetzen, daß es gewiß allen Bürgern leid thäte, seiner Bitte nicht willfahren zu können, da von seiner Geburt an ihm ein zu großes Hinderniß gegen vollkommene Unparteilichkeit anhänge, von dem, wie alle Er-

fahrung dieß beweise, sich zu befreien ihm selbst bei'm beßten Willen kaum möglich sein werde. Solche den Adel als eine nicht gute Präsumtion annehmende Gesellschaften würden es vielleicht in der Welt dahin bringen, daß die Leute sich dann ebenso viele Mühe gäben, ihren Nichtadel zu beweisen, als sie jetzt aufwenden, ihren Adel zu erhärten. So lange wir nach den Gesellschaften der Adeligen geizen, so lange werden sie uns verboten bleiben.

Es wäre sehr überflüssig, eine Lobrede auf den Erzherzog Johann halten zu wollen, denn theils verlangt er gar nicht nach einer solchen, theils hat bereits jeder Reisende in der Steiermark, unwillkürlich von dem edlen Geiste dieses Prinzen, dessen Lob in Aller Munde ist, hingerissen, sich zu seinem Panegyriker gemacht. Allein so weit das Lob dieses hochherzigen Menschen auch erschallt, so sind doch die speciellen Schilderungen seiner Etablissements und Institute, mit denen er die Städte der Tiroler, besonders aber der steirischen Alpenthäler und vor allen Dingen die Stadt Grätz geschmückt hat, noch seltener als die Schilderungen von Besuchen bei dem gastfreien Prinzen selber auf seiner freundlichen Alpenwirthschaft, dem Brandhofe, wie wir sie in mehren englischen Reisebeschreibungen finden. Und doch leuchtet aus der Solidität jener Werke selbst ebenso wohl der Geist jenes Fürsten hervor als aus seiner Persönlichkeit. Es war mir unmöglich, alle die Vereine, Schulen, Sammlungen, welche entweder unmittelbar von jenem Prinzen oder mittelbar auf seine Anregung gestiftet wurden, näher kennen zu lernen. Doch besuchte ich wenigstens die hauptsächlicheren. Es sind dieß folgende:

1) Das Johanneum. Dieses Johanneum ist das steiermärkische National-Museum, welches verschiedene ausgezeichnete naturhistorische und Kunst-Sammlungen enthält, so wie auch eine Bibliothek und einen Lese-Verein und endlich eine Industrie- und Gewerbschule damit verbindet. — Die Sammlung der steirischen Mineralien ist ausgezeichnet schön geordnet und zwar nach einer doppelten Rücksicht, erstlich nach dem geographischen Vorkommen der Mineralien und dann zweitens nach ihrer systematischen Gruppirung. In den Pflanzensammlungen sind alle diejenigen Pflanzen und Pflanzentheile, welche getrocknet sich nicht aufbewahren lassen, wie z. B. die Pilze, von dem geschickten Wachsbossirer Stoll in Schönbrunn ausgezeichnet schön nachgebildet. In der zoologischen Sammlung bedauert man nur die Vermischung der einheimischen und fremden Thiere. Sonst ist auch hier Alles auf das Trefflichste geordnet, und überall hat man mehr auf das Lehrreiche als auf das Brillirende der Sammlung Bedacht genommen. So sieht man neben den Häuten der Schlangen und den Federhüllen der Vögel überall auch ihr Gerippe, und neben den Schmetterlingen zum Theil ihre Eier, Raupen und Puppen. In der Sammlung der Vogelgerippe ist der Anatom auf den sonderbaren Einfall gekommen, zwei Vogelgerippe mit einander kämpfen zu lassen. Das eine Gerippe hat das andere besiegt und packt es in seinen kahlen Schädel. Es ist wunderbar, daß ein Maler noch nicht auf den Einfall gekommen ist, eine Schlacht zwischen menschlichen Todtengerippen darzustellen, um den Leuten den Krieg zu verleiden. Zwei Schaaren von Gerippen, die auf einander losschlügen und

sich die Knochen zerbrächen, ein paar Gerippe als Trompeter, ein paar andere mit Federn geschmückte Gerippe als Feldherren und wieder ein paar mit Orden beheftete Gerippe zu Pferde als Adjutanten, durch die Ebene sprengend, einige zermalmte Gerippe als Gefallene müßten einen wunderlichen Effect machen und einen eben solchen Abscheu vor der Schlacht und vor Prügeleien hervorbringen, als die heroischen mit Muskeln bedeckten Kämpfer, welche die Maler gewöhnlich darstellen, die Kampfeslust befördern.

Es ist merkwürdig, wie die Verbreitungsgebiete gewisser Thierklassen mit den Verbreitungsgebieten der Nationen oft zusammentreffen. So wie Untersteiermark und Obersteiermark andere Menschen haben, jenes slavische, dieses deutsche, so haben sie auch andere Thiere. Der Wolf und die Trappen streifen von Ungarn aus noch oft in Untersteiermark hinein, so wie die Ungarn und die Türken auch oft in diesen Theil des Landes einfielen.

Die technische Schule des Johanneums ist eine der drei vorzüglichsten der österreichischen Monarchie, die beiden anderen sind in Wien und in Prag. In ihrem Hörsaale findet man eine Sammlung von Nachbildungen aller möglichen Ackergeräthe und sämmtlicher europäischen Getreidegattungen in Blumentöpfen sorgfältig aufgestellt. Es ist sonderbar, daß unsere technischen und Kunstschulen in vieler Hinsicht so sehr viel besser ausgestattet sind als unsere historischen, juridischen oder sonstigen wissenschaftlichen Schulen. Während man in den technischen Schulen durch Sammlungen von Maschinen aller Art, von Pflügen, Wiesenhobeln, englischen und belgischen Säemaschinen, „Maisabruppelmaschi-

nen" und in der Handelsschule durch Flicken und Pröbchen von jeder Manufactur und jeder Waare die Theorie mit der Praxis zu verbinden und in der physikalischen Klasse durch sofort ausgeführte Experimente das theoretisch Gelehrte sogleich zur sinnlichen Anschauung zu bringen sucht, entbehrt man in den historischen, juridischen und geographischen Schulen noch ganz auch nur einen Versuch zu Sammlungen, welche einer solchen praktischen Belehrung dienen könnten. Sollte nicht der Lehrer an den juridischen Schulen eine systematische Sammlung von Verträgen, von Processen, von Aufsätzen aller Art haben, um den Schülern sogleich Specimens von denselben vorzeigen zu können? Sollte er nicht, wie der Professor der Technologie mit seinen Schülern zu den Fabriken und Manufacturen geht, ebenso auch mit den seinigen zu den öffentlichen Gerichten gehen und sogleich die praktische Belehrung mit der theoretischen verbinden? Oder sollte nicht der Professor der Psychologie mit ihnen auf den Straßen herumgehen, die Hütten der Armen und die Paläste der Reichen, wo es möglich wäre, mit ihnen besuchen, wie der Professor der Pflanzenkunde mit seinen Schülern in's Feld zum Botanisiren hinauswandert? Warum fiel es noch keinem einzigen Psychologie Docirenden ein, die Studenten selbst in die Irrenhäuser zu führen, wie die der Medicin Beflissenen von ihren Lehrern in die Kliniken und Hospitäler begleitet werden? Warum macht man jenen Herren dieß nicht zur Pflicht? Allerdings lassen alle physikalischen und chemischen Processe sich leichter in dem Hörsaale willkürlich hervorrufen als die psychischen, — freilich ist es unmöglich, ein Stück der Geschichte vor den Augen

der Zuhörer selber abspielen zu lassen, um das matte Wort des Unterrichts einigermaßen zu beleben; auch kann man im geographischen Unterricht kein Stück des fremden Landes selber vorführen, allein es ließen sich doch z. B. Portraits berühmter Männer, Darstellungen interessanter historischer Scenen und Ereignisse, Originalien und Copieen von Verträgen, Thronreden, Krönungsacten, Aufrufen, Petitionen 2c. sammeln und nach einem gewissen Systeme ordnen, man könnte historische und ethnographische Excursionen in die Nachbarschaft machen. Ebenso ließen sich die den Menschen nützlichen Dinge, die man in Rücksicht auf Naturgeschichte, als naturhistorisches Cabinet, schon in jeder Schule hat, auch in geographischer Beziehung sammeln und ordnen, man könnte ethnographische Gegenstände zusammenbringen, Abbildungen von Nationen, Ansichten von Städten und Ländern und so Collectionen historischen, geographischen, psychischen und juridischen Hülfsapparats bei'm Unterricht schaffen, die sehr nützlich sein würden und die man jetzt noch nirgends besitzt.

Die Sammlungen und Schulen des Johanneums befinden sich in dem ehemaligen sogenannten Rauberhofe, einem großen, geräumigen Gebäude, welches früher das Besitzthum der Freiherren von Rauber war. Mit ihnen verbunden ist in demselben Gebäude ein Leseverein, der aus dem Johanneum selber hervorging. Man hatte dort nämlich anfangs nur naturhistorische und technologische Zeitschriften in einem Zimmer ausgelegt, welche von den Lehrern und anderen Liebhabern gelesen wurden. Bei diesen entwickelte sich später der Wunsch, auch andere Journale daselbst

auszulegen, und der Erzherzog Johann trat als der Beschützer und Fürsprecher dieses Wunsches an die Spitze des sich so bildenden Lesevereins, dem er durch seinen Einfluß die Erlaubniß zur Einführung verschiedener englischer, französischer und deutscher Journale verschaffte. Diese Erlaubniß wurde bis auf die neuesten Zeiten herab immer mehr ausgedehnt, und so ist denn jetzt dieser Grätzische Leseverein der bedeutendste in der ganzen österreichischen Monarchie. Denn er hat nicht weniger als 170 Journale politischen, juridischen, medicinischen, philosophischen, geographischen, naturhistorischen, belletristischen, genealogischen, hippologischen und allen möglichen anderen Inhalts: Jagd-, Forst-, Mode- und Kleider-Journale, in kroatischer, ungarischer, deutscher, französischer, englischer und anderen Sprachen. Und in der That schienen mir alle diese Journale nicht müßig zu liegen, denn beständig fand ich hier von Lesebegierigen ein lebendiges Treiben. Auch mehre Damen sind unter den Namen von Herren Mitglieder des Vereins, denen dann die Lectüre in's Haus geschickt wird. In Folge der von diesem Verein ausgehenden Impulse haben sich dann seit einigen Jahren auch andere Privat-Lesevereine zur Anschaffung und Verbreitung von Romanen, von historischen Büchern u. s. w. in Grätz gebildet. Man sagte mir, erst seit drei bis vier Jahren habe diese größere Leselust begonnen. Der aufgeklärte Erzherzog Johann hat jenen Lesevereinen des Johanneums selbst seine jetzige Organisation gegeben und eigenhändig seine Gesetze geschrieben. Sie sind äußerst verständig, und wie man mir sagte, so hat man sich Abschriften davon nach anderen deutschen Städten, z. B.

nach Cassel, kommen lassen, um nach ihrem Muster ähnliche Vereine zu errichten.

Solchen Privat-Vereinen wird natürlich immer weit mehr Freiheit in Auswahl und Anschaffung von Büchern gestattet als den öffentlichen Leihbibliotheken. Diese armseligen sind in Oesterreich überall in dem allerbetrübtesten Zustande. In Grätz (einer Stadt von nahe an 50,000 Einwohnern) befindet sich z. B. nur eine einzige kleine und höchst kümmerliche Leihbibliothek, in der etwa 3000 Bände in ziemlicher Unordnung aufgestellt sind. Es ist eine arme Wittwe, die sich hier mit dem gefährlichen Gewerbe des Bücherverleihens abgiebt. Als ich sie bat, sie möchte mir einmal etwas Gutes und Neues zur Abendlectüre und zum Schlaftrunk geben, reichte sie mir Clauren's Romane. Ich verlangte etwas von Victor Hugo, allein seine Werke waren ganz verboten — von James — aber dessen Schriften waren auch verboten, — von Bulwer, der nur zum Theil erlaubt war. — Mehre schlüpfrige Schriftsteller, nach denen ich nicht verlangte, waren dagegen vorhanden. „In den Sitten," sagte die Alte, „ist man nicht so streng wie in den Meinungen." Gewöhnlich haben indeß solche Bibliotheken noch einen kleinen verborgenen Winkel, in welchem sie dergleichen verbotene Waare für gute und discrete Freunde aufbewahren. In ganz Wien giebt es nur zwei ordentliche einigermaßen bedeutende Leihbibliotheken und außerdem vier Winkel-Leihbibliotheken, die der Grätzer gleichen. In Ollmütz in Mähren ist ebenfalls nur eine solche Leihbibliothek. In Innsbruck, der Hauptstadt von Tirol, war noch vor wenigen

Jahren eine. Jetzt giebt es dort keine, denn der Mann, welcher sie bisher leitete, hat sie aufgegeben, und es ist keine neue errichtet worden, wahrscheinlich, sagte man mir, weil die Jesuiten es verhinderten. In München dagegen giebt es beinahe ein halbes Dutzend recht gute Leihbibliotheken, und außerdem noch mehre kleine. Und den 80,000 Einwohnern Dresdens liefern nicht weniger als 20 größere und kleinere Leihbibliotheken das ihnen nöthige Lese-Futter.

Fremde würden indeß das Lesebedürfniß der gebildeten Welt in den österreichischen Städten zu gering anschlagen, wenn sie dabei nur die Anzahl und den Zustand dieser Leihbibliotheken als Maßstab anlegen wollten. Die Besitzer von Privat-Bibliotheken sind eben in Folge jener Armseligkeit der öffentlichen Leih-Büchersammlungen sehr liberal mit dem Verleihen ihrer Werke. Es wurden mir in Grätz mehre Herren citirt, deren Bücher fast ebenso beständig von Hand zu Hand cursirten, wie die einer Leihbibliothek. Auch giebt es eine Menge Privatsammlungen, von denen die Fremden in der Regel keine Notiz nehmen.

Die bedeutendste öffentliche Bibliothek ist natürlich die der Universität, welche circa 40,000 Bände hat. Diese Bibliothek hat in dem letzten Jahre (1840) 8000 Leser gehabt, d. h. 8000 Mal ist ein Buch verlangt worden. Da Grätz etwa 1000 Studenten hat, so hätte demnach jeder Student im vorigen Jahre ungefähr 8 Mal etwas in der Bibliothek nachgeschlagen, und auf jeden Tag, die Festtage abgerechnet, kämen für die 40,000 Bücher etwa 25 bis 30 Leser. Dieß erscheint ziemlich unbedeutend, um so mehr, da den Studenten keine Bücher in's Haus gegeben werden. Doch

ist es erfreulich, daß wenigstens ein Steigen in dem Studireifer zu bemerken ist. Denn im vorigen Jahre hatte die Bibliothek nur 7000 Leser. Wir besahen hier mehre ausgezeichnete und seltene altdeutsche Prachtwerke.

Die Grätzer Bibliothek ist überhaupt für altdeutsche Werke und namentlich für solche aus der Zeit des Kaisers Maximilian sehr wichtig. Eine hier befindliche Prachtausgabe des Theuerdank mit schönen und höchst interessanten Holzschnitten ist ebenfalls einzig in ihrer Art. Bekanntlich ging auch die Auffindung und Herausgabe des „Weißkunigs," der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung des Kaisers Maximilian, von dieser Bibliothek aus. Mehre Manuscripte altdeutscher Werke, z. B. des schönen alten frommen Buchs: „die deutsche Litanei," der „Psalmen Marzelino" und anderer sind hier. Auch in den steiermärkischen Klöstern mag noch mehres Aehnliches stecken. So z. B. ward noch jetzt im Kloster Vorau von der von Maßmann nur im Bruchstück herausgegebenen Alexandreis ein vollständiges Exemplar aufgefunden.

Nichts interessirte mich unter diesen alten, ehrwürdigen Arbeiten der Vorzeit mehr als ein Kalender vom Jahr 1373. Er war auf Pergament ungemein zierlich und brillant geschrieben und mit ausgezeichnet hübschen Bildern versehen. Es waren darin bereits alle Sonnen- und Mondfinsternisse, die vom Jahre 1373 bis 1386 kommen würden, im Voraus berechnet und ganz deutlich und genau das Eintreten und die Länge der Finsterniß angegeben. Auch war darin eine Tafel, auf der die Länge jedes Tages oder, wie sich der Verfasser ausdrückte, „die Weil, welche die Tage täglich haben,"

genau angemerkt war. Am Ende des Werks stand der Name des Schreibers mit den Worten: „das ist der Kalender von Wurmprecht beschrieben zu Wyenn nach Christi Gepurt im 1373 Jar am Sankt Gregurgen Abend in ter Fasten. Deo Gratias!“ — Wahrlich man begreift ein solches Dankgebet bei der Beendigung eines so schwierigen Werkes.

In der Regel wurden sonst solche vorzügliche und seltene Sachen nach Wien geschickt und dort aufgehäuft. Die Provinzial-Bibliotheken, welche dieß natürlich nicht wünschen, sind daher auch mit ihren Seltenheiten etwas zurückhaltend, und wahrscheinlich sahen wir auch nur das, was man Allen zu zeigen pflegt. Durch dieses Anhäufen in Wien soll dort, nach der Behauptung der Provinzialen, schon oft ein der Ordnung sehr hinderlicher Ueberfluß von Gegenständen und ein Mangel an Beamten fühlbar geworden sein. Die Kataloge mehrer österreichischer Provinzialbibliotheken, z. B. der Ollmützer, fangen daher auch mit einem unterdrückten und etwas versteckten Seufzer so an: „Nach dem, was wir nach Wien abgeliefert, besitzen wir noch: u. s. w.“ — Ich glaube, in neuerer Zeit läßt man von diesem Centralisirungs-System etwas ab.

Ein zweites, besonders vom Erzherzog Johann zum Wohle des Landes begründetes Institut ist der „innerösterreichische Gewerbe- und Industrie-Verein,“ der bemüht ist, auf alle mögliche Weise durch Industrieausstellungen, durch Unterstützung von Künstlern und Handwerkern, durch Aufstellung von Fragen und Aufgaben, durch Unterstützung von technischen Schulen und Vorlesungen und durch Unterhaltung einer sogenannten Mustersamm-

lung und einer Bibliothek die Industrie und Gewerbe von Steiermark, Kärnthen und Krain zu befördern. Es ist dieß einer der größten Vereine, welche in der österreichischen Monarchie existiren, und seit seiner ersten Versammlung im Jahre 1838 jetzt (1841) auf 1218 Mitglieder, lauter Fabrikanten, Gewerkebesitzer, Kaufleute, Gutsbesitzer, Tischler-, Maurermeister ꝛc. aus Steiermark, Kärnthen, Krain und Triest, das den Schlußstein des Ganzen bildet, angewachsen.

Auch in diesen Ländern „verdrängt jetzt eine neue Zeit die alte“, wie es in der Eröffnungsrede des Vereinsstifters, des Erzherzogs Johann, heißt, „erstere fordert ein immer zunehmendes Wissen, ein unermüdliches Bessern, ein rastloses Denken, Forschen und Handeln, um sich mit anderen in gleicher Höhe zu erhalten, welche einem ähnlichen Triebe folgen, und setzt dieses als Bedingniß des Bestehens, keinen Mittelstand zwischen verderblichem Rückbleiben und fruchtbringenderem Fortschreiten zulassend. Blicken wir daher nicht mehr zurück und lähmen wir nicht durch das Festhalten an alten Erinnerungen unseren Muth, sondern sehen wir vielmehr auf Jenes, was uns hinführo zu thun frommt. Dazu gehören aber fester Wille, Eintracht, kluges Ueberlegen und Prüfen, Thätigkeit und Beharrlichkeit.“

„Diese Ueberzeugung ist es, welche den Gedanken dieses Vereines hervorbrachte, den wir an dem heutigen Tage begründen, und der, ich glaube, ohne Ausnahme alle Gewerbe und Industriezweige umfassen soll, sie mögen noch so groß und bedeutend, oder noch so klein sein. Denn da es auf dieser Welt nichts giebt, was nicht fortschreitet, so trifft dieses

Alle, und Alle wie jeder Einzelne sind zum Verbande nothwendig."

„Ueberspannte Erwartungen sind bei dem Anfange jeder Unternehmung gewöhnlich ihr Grab. Jene, welche sich diesen hingeben, lassen den Muth sinken und erschlaffen in ihrem Eifer, wenn sie nicht gleich Alles erfüllt sehen. Täuschen wir uns daher nicht. Wir beginnen jetzt, wo schon gar Viele geraume Zeit vor uns begannen, folglich uns weit vorangegangen sind. Es bedarf einer großen Thätigkeit, um nachzukommen. Auf der Bahn, welche wir durchschreiten müssen, werden Schwierigkeiten genug uns aufstoßen. Die Erfolge können nur langsam sich entwickeln. Es bedarf Zeit, daß Jenes, was wir wollen, werde, daß es wurzle und gute Blüthen und Früchte trage. Aber wenn wir wollen, und einträchtig und beharrlich wollen, dann wird es werden, und wir müssen es wollen. Wir müssen unsere Blicke auf die benachbarten deutschen Staaten werfen, welche dermalen in raschem Fortschritt begriffen sind, und selbst auf eine Provinz des österreichischen Kaiserstaates, das Königreich Böhmen, welches uns mit einem trefflichen Beispiele vorangeht."

„Die Zeiten haben uns gewarnt, daß es Noth thue, uns zu erheben, thätig zu sein und nicht zurückzubleiben. Solche Mahnungen darf man nicht unbeachtet lassen!"

Wahrlich, wenn die unerforschlichen Rathschlüsse des Himmels nicht überall eine Menge trefflicher Männer ohne Kronen ließe, möchte man es tief bedauern, daß einem Erzherzoge Johann nicht ein großes Reich zum Herrschen zu

Theil wurde. Denn Alles, was ich nur von diesem Fürsten hörte und sah, athmete den schönsten Freimuth, die verständigste Vorsicht, die solideste Bildung und den wohlwollendsten Geist. Jene Rede, die ich nur im Auszuge gab, bezog sich nur auf die Eröffnung eines Industrie-Vereins. Aber man lese diese Rede noch ein Mal und denke sich, der Fürst habe sie etwa bei der Eröffnung seiner Kammer an die versammelten Reichsstände gehalten, wie herrlich! wie wahr und treffend Alles! und gewiß hätte der Erzherzog Johann, wenn ihm oder vielmehr der Menschheit das Glück zu Theil geworden wäre, eine solche Reichskammer zu eröffnen, diese seine Principien auch für anderweitige Fortschritte gelten lassen.

Die Provinzen Kärnthen, Krain und Steiermark bilden in vieler Beziehung einen mehrfach verbundenen Ländercomplex, namentlich aber auch in Hinsicht auf ihre Industrie. Viele Industriezweige sind auf gleiche Weise durch diese drei Länder verkettet, an denen weder Böhmen, das ein ganz für sich gesondertes Gewerb- und Industrie-Gebiet Oesterreichs, noch das Land unter der Ens, dessen Industrie hauptsächlich sich nach der Hauptstadt Wien richtet, noch Ungarn, das hier gar nicht in Betracht kommt, noch auch Tirol Antheil haben. Der Hauptkern der inneren österreichischen Industrie bildet das Eisen und zwar in so hohem Maße, daß eigentlich alles Andere dagegen nicht in bedeutenden Betracht kommt — Gußstahlgewerke, — Sensengewerke, — Pfannengewerke, — Nagelfabriken, — Drahtfabriken, — Zarrenfeuer, — Hammergewerke, — Stahlhammergewerke, — Zirkelschmiede, — Feilhauer, —

Streckhammer, — Grobschläge, — Hülfsfeuer, — Hochöfen, — Blechwalzwerke, — Stabeisenwerke, — Pudlingsöfen, — Nadlermeister, — Weißblechfabriken, — Gerstzeugschmiede und andere solche verschiedene Werkstätten Vulcan's ziehen sich in langen Reihen durch alle Thäler Steiermarks und eines Theiles von Kärnthen und Krain. Es wäre unmöglich gewesen, diesen ganzen, weit in jenen Gebirgen verbreiteten Industriezweig kräftig zu fördern, ohne das ganze Terrain in den Bereich des Vereins zu ziehen. Und aus demselben Grunde hat sich daher auch noch das Städtchen Steyer, das Birmingham Oesterreichs, mit seiner Umgebung angeschlossen, weil es, als steirisches Eisen verarbeitend, mit zu dem bezeichneten innerösterreichischen Industrie-Reviere gehört.

Mich interessirte besonders die Mustersammlung des Vereins, weil sie einen Ueberblick aller Gegenstände der ganzen innerösterreichischen Industrie gewährt. Man findet hier z. B. Proben von allen in Steiermark, Kärnthen und Krain producirten Sensen, und zwar aus den meisten Haupt-Gewerken. Mit diesem Artikel versieht Steiermark alle benachbarten und auch viele entfernte Länder. Man sieht hier die ungarische, die russische, die polnische Sense, die Morast-Sense für Oberitalien, die Sense, welche dem Schnitter in Bulgarien, die, welche dem Arbeiter in Bosnien bequem ist. Die meisten dieser Werkzeuge haben uralte, von den Vätern überlieferte Formen. Aber auch alle neue Erfindungen beobachtet man und sucht sich Proben davon zu verschaffen, welche in dieser Mustersammlung niedergelegt und solchen Industriellen verliehen werden, die sie nachzuahmen wün-

schen. Die Directoren des Vereins sind beständig bemüht, auch von solchen alten, doch bisher nicht beachteten Utensilien und Werkzeugen Modelle zu erhalten, die man in Steiermark nachahmen kann, um das Handelsgebiet seiner Industrie auszudehnen.

Wenn der Ruhm irgend eines Dinges unangefochten ist, so ist es der des steirischen Stahls. Denn wo man auch nur nach ihm sich erkundigt, da hört man die Menschen einstimmig sein Lob erheben. Sein Ruhm geht viel weiter, als die Meisten selbst in Steiermark ahnen, die ihn nur nach Triest senden und dann nicht wissen, was die Triester Kaufleute mit ihm machen. Durch sie wird er auf der einen Seite nach Aegypten und dem ganzen Orient und auf der anderen nach dem Occident und Amerika spedirt. Ebenso wenig, wie die steirischen Stahlarbeiter wissen, wohin ihre Waare geht, ebenso wenig wissen die Leute in jenen entfernten Ländern oft, woher er kommt. In Mexico, Cuba, Venezuela z. B., in ganz Mittel-Amerika, Chili und Peru nennt man den steirischen Stahl „Acero de Milano (Stahl von Mailand). Man gebraucht ihn in jenen Ländern vorzugsweise zu Minenhämmern, Münzstempeln und besonders zu den sogenannten Barras mineras (den langen Brecheisen, mit denen man das Erz, nachdem es durch Feuer erweicht oder zerklüftet wurde, losbricht). Die mexikanischen Bergleute mögen keinen anderen Stahl zu diesem Werkzeuge gebrauchen als „Acero de Milano", und sie verschreiben ihn sowohl von Triest, als auch von Genua, Barcelona, Cadix und Gibraltar, an welchen Orten sich Lager von diesem Stahle befinden. Sie erhalten ihn von diesen Orten in zweierlei For-

men, in Stangen von $\frac{3}{8}$ Quadratzoll Durchschnitt und in Stangen von $\frac{4}{8}$ Quadratzoll Durchschnitt. Jene Sorte heißt Nr. 0 und ist die bessere, diese Sorte heißt Nr. 00 und ist minder gut. Ein werther Freund aus Mexico gab mir diese kleinen Notizen, die für einen Steiermärker weit interessanter sein werden als für einen Nicht-Steiermärker. Ich wollte nur, daß ich ihnen ein Exemplar von jenen mexicanischen Minenhämmern und Barras mineras verschaffen könnte. Sie würden gewiß bald die Mexicaner der Mühe überheben, sich diese Instrumente selbst zu verfertigen.

Eins der ältesten vom Erzherzog Johann angelegten Institute ist der sogenannte „landwirthschaftliche Musterhof." Es ist dieß wiederum eine von solchen österreichischen Anstalten, wie der Reisende zu seiner Verwunderung in den Provinzstädten der Monarchie mehre findet, ohne daß er je vorher von ihrer Existenz und von der Trefflichkeit ihrer Einrichtung durch irgend ein Journal Nachricht erhalten hätte. — Eine Centralschule für Landwirthe, eine Sammlung von agronomischen Gegenständen und Producten, ein Local zu den jährlichen Versammlungen der steirischen Landwirthe, und Gärten und Aecker zur Anpflanzung von Ackerbau-, Wald- und Gartenpflanzen sind ungefähr die Gegenstände, aus denen jene Anstalt besteht, deren Localitäten ausgezeichnet schön sind.

Zu jenen Versammlungen von Landwirthen kommen in der Regel auch immer einige Bauern, die daran ebenso eifrigen Antheil nehmen, wie die Grafen und Gutsherrschaften. Es wurden mir Bauern citirt, die auch bereits Reden

über landwirthschaftliche Gegenstände gehalten und mehre Aufsätze geschrieben hätten.

Die Stände haben — aber auf Veranlassung des Erzherzogs Johann — die Kosten zu dieser Anstalt hergegeben und unter anderen auch 10 Stipendien zu 200 Gulden gestiftet, um Bauernsöhne darin aufzunehmen und sie zu guten Oekonomen theoretisch und praktisch auszubilden. Die Filiale, welche dieß Institut in verschiedenen Orten Tirols und Steiermark bereits gestiftet hat, belaufen sich in diesem Jahre (1841) schon auf 26.

Die pomologische Sammlung von allen möglichen in Wachs bossirten Fruchtsorten ist so reich und die Arbeit an diesen Kunstgegenständen so ausgezeichnet, daß man schwerlich anderswo leicht etwas Aehnliches sieht. Für die Pomologie hat sich dieser Musterhof namentlich sehr verdient gemacht, und dieser ganze Zweig der Landwirthschaft hat seit der Existenz desselben in diesen Theilen Oesterreichs bedeutende Fortschritte gemacht. Zum Theil werden diese Fortschritte auch durch alljährlich veranstaltete Blumen-, Frucht- und Gemüse-Ausstellungen befördert.

Eine solche Ausstellung traf gerade mit meiner Anwesenheit in Grätz zusammen; und ich lernte auf derselben die Garten- und Ackerbauproducte des Landes auf die unterhaltendste Weise kennen. Die Räume der Ausstellung im alten Grätzer Ständehause waren sehr geschmackvoll decorirt, selbst die Aufgänge, Treppen und Thüren zu ihnen schön mit den flaggenden Farben des Landes geschmückt. Die Aufseher und Directoren hatten sich mit Blumenbouquets

als Erkennungszeichen geschmückt. Unter dem Publicum befanden sich auch viele Bauern und Bäuerinnen und Leute aus allen Ständen, und die neugeprägten schönen Thaler, welche als Belohnungen für die beßten Productionen vertheilt werden sollten, waren, mit Blümchen, Goldlitzen und Bändern zierlich eingenäht, unter Glas und Rahmen an den Säulen des Saales aufgehängt. Die Früchte, Blumen und Gemüse waren in den manchfaltigsten Weisen aufgestellt. Mancher Gärtner hatte seine Georginen, wie eine Münzsammlung arrangirt und ihre schönen runden Köpfe in einem mit Moos gefüllten Rahmen an einander gereiht. Andere hatten schöne riesengroße Bouquets und hohe Pyramiden daraus gebildet. Daneben lagen 83 Sorten und wiederum 20 oder 40 Sorten der schönsten Birnen und Aepfel in zierlichen Körbchen bei einander; 100 Sorten Trauben waren, mit Blumen untermischt, an hölzernen Pyramiden aufgehängt. Kurz jeder hatte seine Weise. Dazwischen drängte sich eine wogende Menge von Damen und Herren, Bürgern und Bürgerinnen, Bauern und Bäuerinnen, die sich mit der Kritik des Geruchs, der Farbe und Größe der zierlichen Gaben der Pomona und Flora beschäftigten und von der äußeren Erscheinung auf innere Würze und Geschmack Schlüsse machten. Dieß Alles gab ein höchst anmuthiges Tableau. An Kartoffel-Sorten waren über 90 da, darunter eine brasilianische, eine schottische, die polnische, eine krim'sche, sogar schon eine besondere algierische Sorte. Wahrscheinlich giebt es von diesem Gewächs-Proteus bereits so viele Sorten, als es Länder, Provinzen und Bodengattungen giebt. Aber zu meiner Verwunderung fand sich keine nationaldeut-

sche Kartoffel darunter, und doch sind die Deutschen die vornehmsten Liebhaber dieses Knollens.

Indem ich die nationaldeutsche Kartoffel vergebens suchte, stießen meine Blicke auf eine „deutsche Nationalbirne,“ eine große schöne Frucht. Sie hing an der Spitze des Mastes eines kleinen zierlichen Fruchtbootes, in welchem ein Gartenbesitzer seine Früchte zur Anschauung ausgestellt hatte, und das mit den steirischen Farben geschmückt war. Ich freute mich nicht wenig, hier mitten in Oesterreich dieß schöne Symbol der an der Spitze über den provinziellen Emblemen schwebenden deutschen Nationalität zu finden, und ich vergrößerte mir in Gedanken das kleine steirische Provinzialboot zu dem großen deutschen Linienschiffe und hißte an seinem Maste statt der Nationalbirne die große deutsche National-Flagge auf.

Die steirische Obstzucht soll sich in den letzten dreißig Friedensjahren außerordentlich gehoben haben. Sie war sonst gegen die in den Erzherzogthümern sehr weit zurück, die, obgleich nördlicher gelegen, viel feineres Obst lieferten. Auch jetzt ist sie noch nicht so weit wie diese. Doch haben sich, wie man mir sagte, seit 1815 nicht weniger als 50 bis 60 neue Sorten Obstes im Lande verbreitet. Die älteste Aepfelsorte Steiermarks ist der „Marschansker,“ der auch in Wien wohl bekannt ist, und die durchweg vorherrschende Traube ist die sogenannte „Mosler.“ Ein in der Kunde seines Vaterlandes sehr Bewanderter sagte mir, daß der Glaube der Meisten, daß diese steirische Traube von der Mosel hierher gekommen wäre, ein falscher sei, und daß man den Ausdruck von dem Worte „Muselmann“ abzulei-

ten habe. In der Sprache der steirischen Slaven heiße sie „Moslovina,“ und sie sei wie der ganze Weinbau der Steiermark aus den muselmännischen und kroatischen Ländern an der Drau und Sau heraufgerückt. Jene merkwürdige Hügelgegend in Untersteiermark, die wir schon oben bezeichneten, ist der Hauptsitz des steirischen Weinbaues. Es soll dieselbe zu der Römer Zeiten „inter colles“ genannt worden sein, und davon soll sie ihren jetzigen Namen: „die Kales“ erhalten haben. Wie die Römer sagten, dieser oder jener steirische Ort läge „inter colles,“ so spricht man jetzt so: „in der Kales.“

Das beßte Obst in dem ganzen österreichischen Alpenlande bringt das Etsch-Thal und zwar besonders die Umgegend von Meran hervor. Dieß in seiner Entwickelung von der Natur so sehr begünstigte Obst wird bekanntlich weit und breit versandt. Es kommt nach München und Wien und geht sogar in sehr entfernte Länder, man sagte mir, bis nach Odessa. Von Meran aus gehen die Trauben, in Sand verpackt, und die Aepfel, jeder einzeln sorgfältig verhüllt oder auch an Fäden aufgehängt, auf dem Rücken der Menschen über die Berge bis zum Inn, wo sie dann verschifft und zu Wasser weiter transportirt werden.

Viel anziehender noch als diese Ausstellung und diese Wettstreite in Lieferung schöner Blumen und Früchte müssen die Musik-, Tanz- und Gesangfeste sein, welche auch hier in Grätz — ebenfalls meistens auf Veranlassung des Erzherzogs Johann — zu Zeiten veranstaltet werden, und zu denen die Sennerinnen von den Alpen und die Musiker aus den Gebirgsthälern zur Hauptstadt des Landes herabstei-

gen, um sich die ausgestellten Preise und Lobsprüche zu erringen.

Zu der besagten Frucht- und Blumenausstellung hatte man den Rittersaal des steirischen Landhauses benutzt. Es liegt dieses alte und ehrwürdige Gebäude an der Hauptstraße der Stadt, der auch durch viele andere interessante Häuser ausgezeichneten Herrengasse. Das Gebäude umschließt zwei große und zwei kleine Höfe und außer dem genannten mehre andere schöne Säle, von denen einer „die grüne Stube" genannt wird. Die Landtags-Versammlungen, welche jetzt hier gehalten werden, haben in Bezug auf das Wohl und Wehe des Landes wenig Einfluß. Früher aber waren sie bedeutend und einflußreich genug, und wie die Stände von Barcelona ließen sie keinen Fürsten zur Gewalt kommen, bevor er nicht den altherkömmlichen Eid geleistet und gewisse Zugeständnisse gemacht hatte. Dieser Eid mußte vor der Stadt abgelegt werden, und der Regent durfte nicht einmal in seine Burg in die Stadt einziehen, bevor er nicht den Anforderungen der Gesetze genügt hatte, und die steirischen Stände zeigten sich bei solchen Gelegenheiten oft weit weniger nachgiebig als unsere neueren constitutionellen Kammern. — Ueberhaupt, so sehr auch die Habsburger sich der Liebe, Anhänglichkeit und Tapferkeit ihrer treuen Steiermärker rühmen, so fehlt es doch in der steirischen Geschichte keinesweges an männlichem Widerstreben gegen willkürliche Eingriffe, vielmehr ist dieselbe reich an Aufständen und Empörungen, deren wiederholte Bewältigung das Land zu seinem jetzigen Zustande politischer Unbedeutendheit gebracht hat. Die Steiermark war einstmals weit größer und wich-

tiger als jetzt und hatte eine glänzende Periode ihrer Blüthe. Auch ihre Nachbarprovinz Kärnthen wurde früher weit häufiger in der deutschen Geschichte genannt und hatte ebenfalls eine Zeit, in der sie sich, wenn auch nicht eine europäische, so doch eine deutsche Macht nennen konnte. Jetzt sind diese Länder alle außerordentlich schweigsam geworden. Sie reden nicht, und man redet von ihnen nicht. Es sind kleine Gewichte, welche die große Schwere der österreichischen Monarchie vermehren helfen. Es fehlt noch außerordentlich viel, daß die Geschichte der Steiermark schon so gründlich eruirt und so freimüthig dargestellt wäre, wie sie dieß ihres nicht geringen Interesses wegen verdiente. An gelehrten und tüchtigen Männern, welche Hand an dieß Werk legen könnten, fehlt es dem Lande wohl nicht; aber sie dürfen nicht so sprechen, wie es die Wahrheit, die Würde der Wissenschaft und das Interesse des Vaterlandes wünschenswerth machen. Ebenso interessant ist die Geschichte der Stände des Erzherzogthums Oesterreich und dieses Erzherzogthums selber, wie noch mancher anderen Provinz des österreichischen Staates, aber auch sie konnte bisher nur mit einer so subtilen Vorsicht behandelt werden, daß die nackte schöne Wahrheit unter allen den Umhüllungen, welche die Provincial-Geschichtschreiber ihr geben mußten, kaum zu erkennen ist.

Die letzte Huldigung, welche die steirischen Stände einem ihrer Fürsten nach altherkömmlicher Weise leisteten, und bei welcher auch noch dieser Fürst unter einem vor der Stadt errichteten Zelte den alten Eid leistete, war die vom Jahre 1728, in welchem Karl VI. sich in Grätz huldigen ließ. Mit Maria Theresia und Joseph hört diese Ceremonie auf, und

man kann diese Zeit als diejenige bezeichnen, in welcher die Steiermark ihre gesetzlichen Schutzdämme gegen Regierungs-Willkür verlor. Jetzt ist sie, wie viele andere Provinzen der österreichischen Monarchie ohne solchen gesetzlichen Schutz, obgleich es keineswegs an der Sehnsucht und dem Bedürfniß zu einem solchen fehlt. Es ist nun zu erwarten, was in Zukunft diese Sehnsucht und dieses Bedürfniß gebären werde.

Ueber jene letzte Erbhuldigung ist ein großes Prachtwerk mit Kupfern erschienen, mit Ansichten der Umgegend der Stadt Grätz, mit einer Darstellung der Eidesleistung und des Einzuges des Pracht liebenden Kaisers Karl's VI. und mit Beidruckung der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden. Ich studirte dieses merkwürdige Buch auf dem Ständehause in Grätz, welches mehr als alles Andere, was mir je darüber zu Gesichte kam, die Rede- und Denkweise der damaligen Zeit bezeichnete.

In der Vorrede zu diesem Buche hieß es folgendermaßen: „Die Abwechselung der fließenden Zeit und die wiederholte Einrückung altfürgewester sowohl freudiger Begebenheiten als trauervoller Verhängnisse hat das heidnische Alterthum einer göttlichen Anordnung unterwürfig zu sein befunden, darum ihren zur Gottheit der Zeits-Läuffen erhobener Janus in dem zu Rom erbauten Ehrentempel mit zweien Antlitzen, eines voraus das andere rückwärts sehend, um dessen Erkenntniß sowohl des Verflossenen, als Hinkünftigen anzudeuten, nebst in der rechten Hand habenden Kugel mit darauf stehenden, in Feuerflammen brennenden Phönix zu Anzeige des ihm untergebenen Umlauffs derer

sich stets erneuernden Weltzeiten, und in der linken Hand mit dem beigegebenen Schlüssel zu allbeglücktem Schicksal vorgestellt, damit die alten unter diesem ehehin gewesten italienischen König Jana angeschunenen goldne Zeiten und Begebenheiten neuerlicher Wechselweise einzuführen selber solcher ihm beigelegter Gottheit von jedermann verehret und erbitten werden solle. Dieses Herzogthum Steyer aber hat bei der allerhöchsten wahren Gottheit und deren unendlichen Fürsichtigkeit um den freudigen Zeitswechsel zu gedeilicher Landeswohlfahrt ohnabläßlich bittlicher angehalten, anmit des erfreulichsten Glückes Geschenk erlangdet, daß der allerdurchlauchtigste Weltmonarch Carl der Sechste" — (dieser Name erhebt sich in dem besagten Prachtwerke zu unleserlichen Schnörkeln) „seinen kaiserlichen und landesfürstlichen Beehrungsthron, mit denen zweien Grundsäulen Fortitudinis et Constantiae *) begnadigt, in dieses getreuste Erbland Steyer zu übersetzen, und sich huldigen zu lassen."

Nach der Vorrede folgt eine Einleitung, und diese spricht so:

„Alle Weltgeschöpfe haben von der einfließenden ersten Bewegungskraft den nachruckenden Fortgang und ebenso auch die Zeit selbsten mit ihrem aneinander gebundenen Lauf. Und es hat kein Ding auf der ganzen Weltrunde mit seinem ursprünglichen Anfang die gänzliche Vollkommenheit zugleich überkommen."

„Dahero auch jede Völkerschaft in diesem Weltbezirk keinen Tag, bei dessen Eintritt sogleich den vollkommenen

---

*) „Fortitudo et Constantia' war der Wahlspruch Carl's VI.

Mittagsglanz zu genießen hat. Bei jedem ruckt erstens aus denen düstern Nachtstunden die freudige Morgenröthe hervor, bis das entfernte helle Sonnenlicht mit näherer Ankunft auch den mehreren Glanz und endlich vollkommnen Mittags-Anschein von sich giebt."

„In solcher Gleichheit ist die allerdurchlauchtigste Welt-Sonne diesem Herzogthum Steyer aufgegangen, und bestrahlet selbiges nun erfreulichst mit eingetretner voller Glanzesgegenwart. Es war ehehin dieses Herzogthum mit schwarzer Finster des schmerzlichsten Trauergeschicks befallen, da es nach dem betribnußvollen Hinscheiden Ihro Kaiserl. und Königl. Majest. Josephi Primi mildherrlichsten Andenkens den Durchlauchtigst rechtmäßigen Erbfolger und Landsherrn mit großer Kriegsflotte um die Krone Spaniens zu streiten den gefährlichsten Meeresfluthen ausgesetzt und von allen getreuesten Erblanden äußerst entfernt wissen mußte, auch damalen gegen Selben, das von auswärtigen Königreichen vorgebrochene Kriegsfeuer annoch den vollen Brand hervorzeigete, bis endlich mit dessen beglückter Rückkunft jene trauervollen Verhängnusse entwichen seynd und die erfreulichsten Morgensröthe diesem Herzogthum Steyer aufgegangen und immerhin seines Landesfürstlichen Glanzes Anscheins freudigst antheilig worden ist."

Darauf kam eine Landtags-Propositions-Rede des Inner-Oesterreicher Herrn Hof-Vice-Kanzlers, die mit folgenden Worten anfing:

„Himmel und Erde waren in ihrer Urerschaffung Zwillinge, ob sie schon unter sich so weit unterschieden, als entfernt seynd."

„Die Erde ist gegen seiner unmäßlichen Weite nur ein Tupf, und vermag nimmermehr einen kenntlichen Theil des Tag vorstehenden Gestirns zu erreichen, obwohlen dieses wegen desselben seine erste Wesenheit erlangt hat. — Beide liegen Abänderungen unterworfen. Alldorten an Abwechslung der Gestalt, da am Platz des entblaßten Winters Blüthe und Früchte einstoßen. Allhier allein am Lauf, damit es die Welt nach seiner innerlichen Eigenschaft desto vollkommner bediene."

„Dieses allzeit getreuste Erbland änderte sich nicht weniger äußerlich, aber nur stets zur eigenen Ehre. Das angesuchte und erlangte Markgrafthum war nur ein angewunschener Edelstein, die kaiserliche Krone damit zierlicher zu beschmücken, und die Erhebung zum Herzogthum ein klarer Beweis, Erzherzogen allein eigen zu seyn: Beides erlangten die treugehorsamsten Landt-Stände, als eine würdige Vergeltung ihres reinen Wunsches."

„Sie waren für das Allerdurchlauchtigste Erzhaus Oesterreich auserkoren, um ihre Glückseligkeit vollkommen zu sehen, und der Himmel hat auch die kaiserliche Krone nur für Allerhöchstdasselbe aufbehalten; damit an dieses getreueste Land mehr Glanz und Schutz davon abthaue. Dieses Band der reinsten Treue ist schon in der ersten Regung ihres Gebiets so unauflöslich, als die Natur, und unaufhörlich in den Faden der fortkommenden Erbfolge so versicherlich gesponnen, daß es keine Nachwelt zu entzweien vermag. Es ist zwar die anbeginnliche schon bei dem ersten Weltwesen mit sich hergebrachte Huldigungspflicht ohne dieß eine ewige Verpfändung. Je dennoch die Er-

neuerung derselben vergrößerte diesen treugehorsamsten Ständen ihre Glückseligkeiten um ein Mehreres, als dem Galba die Vorbedeutung seines künftigen Kaysertthumbs."

„So thaner Glücks- und Freudetag war aus Vorbruch höherer Reichsgeschäfte zwar einige Jahre gehemmt, doch nicht gehoben. Anjezo hat aber der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste und Unüberwindlichste Fürst und Herr Carl VI. 2c. sich entschlossen, die Huldigung anzunehmen."

„Nun eröffnen sich die wahren goldenen Zeiten, da gegenwärtige versammelte treugehorsamste Landstände die langgewunschenen Glücks-Tage unter sich wohnen sehen. Das gesammte Land ruhet in Frieden, das Volk umgürtet sich mit Freuden, und bei ihren getreusten Ständen übersteigen die Gefühle des Vergnügens den Damm ihrer Herzen. Es ist demnach die höchstbeglückte Stunde auf den 6. nächstkommenden Monats Juli allergnädigst vorgesetzet, da in Allerhöchst Dero Burg allhier Sie getreueste Landstände mit erneuernder Huldigung an Jenen sich nochmalen zu verknüpfen haben, von welchen selben sie abgesondert niemals leben wollen, wissend, daß jene, die unter der Oesterreichischen Sonne leben, keinen besseren Himmel haben mögen."

„Solche Sonnen seynd allen Vergrößerungen überlegen, die kein Erweiterungsglas unmäßiger vorbilden mag. Von ihren Strahlen wird der theure Unterthans-Schweiß nicht vertrocknet, sondern in reichen Erquickungsthau verwandelt. Dererselben Einfluß in die Völkerschaften ist nachdrücklicher als die Vereinbarung guter Sterne über der Welt, und der Zug menschlicher Herzen mächtiger als der Nordstern, der den Magnet an sich locket."

„Solche Beherrscher seynd Himmelsgaben, um welche die Vorwelt geseufzet, die Nachwelt aber außer diesen durchlauchtigsten Erzhaus nicht finden wird. Allerhöchstderselben kostbarer Sorgenschweiß benetzet die dürren Pflanzen des allgemeinen Wohls. Dero Helden Armb, die die stärkste Macht gebrochen, und Feindesschild in's Feuer geworfen, wird dieses getreue Erbland und Unterthanen noch kräftiger beschützen."

Darauf kommt eine nicht minder originelle und phantasiereiche Gegenrede des Obrist-Erz-Land-Marschalls:

„Die Menge jederzeit genossener kaiserlich königlicher, auch landesfürstlicher Huld und Gnade, wie möchten zahlreich versammelte Landstände dieses Herzogthums dieselbe zu preisen einen genugsamen Redner finden? Da schon Alexander der Große in dem kunstblühenden Griechenland über den Abgang seines Homer seuzte."

„Die Größe derselben lähmt die Zunge, und die Gefühle überschwemmen das Gedächtniß. Das weite Meer erblaßt, der ersten Vollkommenheit keinen größeren Raum geben zu können, und die Erde beschämt sich, nicht weiter zu seyn. Es entbleicht die Sonne selbst, daß sie zur genugsamen Vorleuchtung ihre Pferde zu zwingen nicht vermöchte, und doch ist dieses getreue Vaterland anjetzo erhoben worden, jene Größe umzugränzen, der eine Sonne nicht genugsam dienen mag. Dieses ist das wahre Erblicht, welches unter anderen weiten Gebieten auch diesen Berg-Bezirk durch viele Jahrhunderte bestrahlet, nunmehr aber vollkommlich anflammet."

„Alles, was naturrechtsfähig ist, hat schon vom Anbeginn das Band der allergehorsamsten Treue anererbet, welches

keiner Pflicht nachstehet. Es soll Ihre feierlich zu betheuernde Unterwürfigkeit, meine Herren, das kräftige Unterpfand dessen sein, welches bis in Ihren letzten Blutstropfen ohnedieß geätzet ist. Rom mag an Vespasian die Liebe und Treue des menschlichen Geschlechts sich eingebildet haben, weil sie die süße Beherrschungs-Art des Oesterreichischen Hauses niemalen verkostet, ansonsten aber bekennet hätte, es wäre jene ein Schatten gewesen, diese aber die Wirklichkeit aller Glückseligkeit. Andere Länder gehen diesem an der Größe vor, nicht aber an Treue."

„Corinth, Rhodos und Athen haben unzählige Ehrensäulen und steinerne Völker errichtet, davon doch jetzt keine mehr in ihrer Wesenheit, sondern allein in der betrübten Feder derer Gelehrten zu finden ist. Für jede kaiserliche Huld und Gnade mit mehrern Rechte eine aufzuthürmen, würde diesem Vaterland Platz und dem Schooß der Erde Erzt und Marmorstein ermangeln. Diese getreuesten Stände haben aber schon eine von pur-treuen Herzen landweite Spitzsäule aufgesetzet, die von keinem Zahn der Nachwelt zernaget, sondern von Geburt zu Geburt verkündigt und von aller Jugend bis nach ihrem Ende gelallet wird."

Für den Psychologen wie für den Geschichtsforscher sind solche Bücher gleich interessante Documente. Jener mag untersuchen, wie es möglich ist, daß der Mensch sich so weit vergessen konnte, daß er einen seiner Mitmenschen, der Staub ist, wie er selber, einer Verehrung würdigte, wie sie nur der Gottheit zukommt. Dieser erkennt darin den Geist und die Weise jener Zeit, in der man auch in Frankreich Götter auf dem Throne sah. Auch jetzt, es ist nicht zu läugnen, haben jene Reden und Ausdrücke noch immer nicht

völlig ihre praktische Bedeutsamkeit verloren. In den Reden, die man bei öffentlichen Acten in Oesterreich vernimmt, und in den Schreiben, die man an hohe Personen richtet, ist noch immer ein Styl, der hie und da ein wenig an den in jenen Proben herrschenden Styl erinnert. So achtbar der Charakter der Bewohner der deutsch-österreichischen Provinzen ist, so liebenswürdige und verehrungswerthe Männer man unter ihnen findet, — nicht im Geringsten weniger als bei irgend einem anderen deutschen Stamm, so kann man doch nicht umhin, hie und da im Namen dieser Männer zu erröthen, wenn man Kenntniß von dem bei solcher Gelegenheit herrschenden Geiste nimmt. In Grätz hörte ich unter anderen die dortigen Bürgergardisten einen Eid leisten und die dabei figurirenden Personen sich mit Reden bewillkommnen, welche ich von den Männern, die dem Alter der Bevormundung entwachsen waren, lieber gar nicht vernommen hätte.

Mich führte ein alter Mann in dem Landhause herum, der seit 77 Jahren bereits Vieles in der Welt mitgemacht hatte, und dessen Figur dennoch eine so gerade Haltung hatte wie die einer Tanne. Er war jetzt Portier oder Dekonom des Hauses, welches er mir zeigte, und er lud mich ein, in seinem Zimmer ein wenig auszuruhen. Dieses Zimmer war mit vielen mich interessirenden Dingen ausgeschmückt wie ein Museum. Schon unter Maria Theresia hatte mein Mann zu dienen angefangen und dann unter Joseph II., unter Leopold, Franz und Ferdinand weiter gedient. Er sagte mir, daß er alle diese Kaiser persönlich gekannt und oft mit ihnen gesprochen habe. Sie seien ihm

alle besonders gnädig und günstig gewesen, und er verdanke ihrer Freundschaft und Gnade diesen ruhigen Portier-Posten, den er jetzt bekleidet. Sein Vater hatte unter Ludwig XV. und XVI. gedient und ihm wieder Vieles von diesen ihm persönlich gewogenen Herren erzählt. Die Portraits aller dieser Fürsten hingen nebst denen ihrer Gemahlinnen und sonstigen Anverwandten an den Wänden. Mich interessirte am meisten Joseph II., der seine rechte Hand in der Hosentasche hielt und oben nur einen Knopf seines Rockes zugeknöpft hatte. So soll er es immer gehabt haben, wie mir mein Portier versicherte, welcher Tambour-Major bei einem seiner beßten Regimenter gewesen war und als solcher alle Feldzüge dieses Kaisers mitgemacht hatte. Als solcher, sagte er mir, habe er wohl einige Tausend Tamboure für die österreichische Armee ausgebildet. Zu seiner Zeit sei es noch der Mühe werth gewesen, diese Kunst zu lernen. Jetzt sei sie wie auch viele andere Künste vollkommen in Verfall gerathen. Man gebe nicht viel mehr um gute Tambours bei den jetzigen europäischen Armeen, und in der österreichischen seien jetzt nicht weniger als 10 Trommelstreiche abgeschafft und auch selbst die bestehenden so einfach gemacht worden, daß fast gar keine Kunst mehr daran sei. Jetzt hätte man nur noch die einfache Reveille, sonst hätte man auch eine doppelte und eine dreifache Reveille gehabt. Der „Fahnenstreich," den man bei'm Abholen der Fahne getrommelt, sei viel brillanter gewesen, als er jetzt sei. Den „Wasserstreich" (bei'm Uebergange über einen Fluß auf Schiffen) kenne man gar nicht mehr; auch sei der „Brückenstreich" (bei'm Uebergange auf einer Brücke) nicht mehr ver-

schieden vom gewöhnlichen Marschstreich. Er sei sonst, ohne Eitelkeit könne er dieß behaupten, der beßte Tambour in der Armee Joseph's II. gewesen. Die Türken am Allion bei Orsowa, das sie am Ende der achtziger Jahre bombardirt, wären oft hervorgekommen und hätten sich herangemacht, um ihm zuzuhören, wenn er sich an solchen Abenden, wo das Bombardement nicht so stark gegangen, im Trommeln geübt. Auch die Franzosen in Italien, gegen die er noch unter Franz getrommelt, hätten wohl, wenn sie sich in feindlichen Lagern gegenüber gelegen, mit ihrem Trommeln aufgehört, um ihm zuzuhorchen, wären dann herbeigekommen und hätten ihm Vorschläge gemacht, zu ihnen überzugehen und bei ihnen zu dienen.

Jetzt ist es nun mit dieser schönen Trommelzeit vorbei, und statt den Türken und Franzosen mit jener kriegerischen Kunst wechselweise Freude oder Schrecken einzuflößen, füllt nun mein Tambour-Major die Mußestunden, die ihm sein Amt läßt, mit friedlicheren Geschäften aus. Unter Anderem pappt er kleine Käsichen, die er an seine vielen Geschäftsfreunde absetzt, und außerdem fängt er die Kreuzspinnen aus dem alten Landschaftshause zusammen und verkauft sie an Besitzer von Amseln und anderen Vögeln, für welche diese Spinnen ein Heilmittel sind. Er hatte eine dieser Spinnen gezähmt, ihr aus Kartenpapier ein kleines, vielfach durchlöchertes Häuschen gebaut und sie so an sich gewöhnt, daß, wenn sich seine Hand mit einer gefangenen Fliege zum Futter näherte, sie ihm schon von Weitem entgegengehüpft kam. Er hatte unter seinen übrigen Merkwürdigkeiten auch noch einen prachtvoll geschmückten Kalen-

der, wie ihn sonst der Erzbischof von Salzburg und die steirischen Richter zum Lobe und Ruhme jedes neuen Jahres anfertigen ließen. Zwei Cavaliere, die kürzlich, nach der Türkei reisend, hier durchgekommen seien, hätten ihm ein hohes Geld für diesen Kalender versprochen und würden ihn dafür bei ihrer Zurückkunft mitnehmen. Dann besitzt er noch eine von Jesuiten verfertigte Uhr in Gestalt eines Erdglobus, der sich binnen 24 Stunden einmal um seine Achse dreht und bei dem auf einem ihn umgebenden metallenen Ringe die Stunden gezählt werden. Ein gekrümmter Secundenzeiger hüpft wie ein loser Schmetterling rund um den Globus herum. Auch diese Uhr wollte er für einen gewissen Preis wohl verkaufen; jene seine zahme Spinne aber wäre ihm um keinen Preis feil, sagte er. Manche hätten ihm schon viel für sie geboten, aber er verkaufe sie nicht, weil er sie lieb habe und ein Theil seines Selbst an ihr hinge.

Auf ein Lob der Stadt Grätz, ihrer malerischen Bauart, ihrer reizenden Umgebungen, ihrer heiteren und freundlichen Bewohner will ich mich gar nicht einlassen, weil ich mich zu ungeschickt dazu fühle, und weil dieß Alles sich in der Wirklichkeit so unendlich viel schöner ausnimmt als auf dem matten Papiere. Stillschweigend grüße ich alle die schönen Plätze, die ich dort betrat, und mit Dankbarkeit gedenke ich der trefflichen Männer, die dort einen Theil ihrer kostbaren Zeit einem Fremdlinge großmüthig opferten, auch dessen, der mir zum Abschiede, zum Andenken eins seiner Gedichte mitgab, das ich hier, als eine ganz allerliebste Composition, auch meinen Lesern mittheilen will.

Drang in die Ferne.

Vater, du glaubst es nicht,
Wie mir's zum Herzen spricht,
Wenn ich die Wolken seh
Oder am Strome steh.

Wolkengold, Wellengrün,
Ziehen so leicht dahin,
Wandern von Ort zu Ort
Weit in die Ferne fort.

Weilen und rasten nie,
Eilen, als wüßten sie
Irgend ein schönes Land,
Das noch kein Schiffer fand.

Ach von Gewölk und Fluth
Hat auch mein junges Blut
Heimlich geerbt den Drang,
Stürmisch die Welt entlang.

Vaterland's Felsenthal
Wird mir zu eng und schmal,
Ahnungen, Wunsch und Traum
Finden darin nicht Raum.

Laßt mich, ich muß, ich muß
Nehmen den Scheidekuß,
Vater und Mutter mein,
Müsset nicht böse sein.

Sorget nicht, welch' Geheg
Einsam durchwirrt mein Weg,
Monden- und Sonnenschein
Leuchten auch dort hinein.

Ueber ein jed' Gefild
Wölbt sich der blaue Schild,
Den um die ganze Welt
Schirmend der Vater hält.

Ach und wenn nimmermehr
Ich zu euch wiederkehr',
Lieben, so denkt: er fand
Glücklich das schönr'e Land.

Von Grätz nach Leoben.

Am 11. October früh Morgens setzte ich meine Reise fort und zwar natürlich im Murthale. Denn von Grätz aus giebt es in dem überall mit Gebirgen vermauerten Steiermark keine andere Straße in's übrige Deutschland als die, welche die Mur anbahnt. Dieser Fluß ist so sehr der Hauptfluß des Landes, daß man Steiermark sehr passend das Mur-Land nennen könnte, sowie Kärnthen das Land der Drau und Krain das Land der Sau. Die Mur fließt rasch aus den Bergen herab, und unser kleiner Wagen rollte ihr rasch entgegen.

Der hohe Schöckel ist für die Grätzer der Wetterprophet. Mein Kutscher Franz betrachtete diesen Propheten heute leider kopfschüttelnd, denn er meinte zu bemerken, daß die Nebel an ihm hinaufstiegen, und daß sie daher gewiß noch gegen Mittag als Regen auf uns wieder herabsteigen würden.

Wie der Schöckel, so waren auch die Berge im Süden, Osten und Westen von Grätz mit Nebel behangen, über dem ganzen Grätzer Felde zog sich eine graue Wolkendecke bedrohlich zusammen, und die Prophezeiung Regen war

deutlich genug an allen Himmelswinkeln geschrieben. Auf dem Grätzer Felde pflegen die Wolken immer sehr reichlich ihr Herz auszuschütten, und ich bat daher meinen Franz, Ermunterungen an sein Gespann nicht zu sparen, weil wir vielleicht oben besseres Wetter treffen möchten.

Gleich dicht hinter Grätz schließt sich die liebliche Ebene, in welcher diese hübsche Stadt sich ansiedelte, und man tritt bei Gösting durch einen Engpaß in ein im Ganzen schmales Thal, welches 6 Meilen weit bis Bruck sich hinzieht. Nur zuweilen erweitert sich hie und da die Gegend zu einem reizenden Becken, in welchem dann ein Marktflecken sich lagert und Kirchen und Schlösser am Rande sich aufstellen. Diese kleinen Weitungen oder Felder, die das Grätzer Feld nachahmen, haben wieder ihre eigenen Namen. So heißt das eine „auf dem Tratten", das andere „das Zeckenfeld."

Ohne Zweifel ist diese Verengung des Murthales zwischen Bruck und Grätz, der Umstand, auf welchem die Eintheilung des Landes in Ober= und Unter=Steiermark gegründet ist. Das Volk freilich hat kaum eine bestimmte scharfe Gränzlinie für diese beiden Abtheilungen. Denn fast an jedem beliebigen Orte im Murthale nennt es die ganze Gegend unterhalb dieses Ortes „Untersteiermark" und die oberhalb desselben „Obersteiermark", und man kann daher ein ziemlich großes Stück durch die ganze Mitte des Landes reisen, ohne je die Gränze jener Abtheilungen zu finden. Allein die Geographen ziehen eine Linie über den höchsten Kamm derjenigen Alpenkette, welche die Mur auf der bezeichneten Strecke durchbricht, und nehmen sie als Gränze von Ober= und Untersteiermark an, und daß dieß rich=

tig sei, ergiebt sich auch aus der Natur der Verhältnisse. Das obere Murthal ist von Westen nach Osten gerichtet, das untere von Norden nach Süden. In dem Charakter der Bewohner sowohl als in den physikalischen Verhältnissen beider Thäler werden dadurch große Verschiedenheiten herbeigeführt, und innerhalb jenes oben bezeichneten Engpasses zwischen Grätz und Bruck eben geht nun jene Krümmung und Veränderung des Thales vor sich.

Mehre Marktflecken — Gradwein, Peggau und Fronleiten — liegen in diesem Thalstücke. In dem letzteren machten wir Mittag. Der Ort ist so reizend gelegen, wie fast alle Ortschaften in diesen schönen Alpengegenden, und man möchte sich gern den herrlichen Genüssen der Natur ganz hingeben, wenn nicht das furchtbare geistige und physische Elend, in welchem hier so viele Menschen leben, Einem fast überall den Genuß trübte.

Es fängt hier oberhalb Grätz nämlich das Land der Cretins an, die hier „Troddeln" oder „Trotteln" und in Kärnthen „Kocker" genannt werden. In Untersteiermark, einem weinreichen Hügellande, in welchem die Menschen ein weniger mühseliges Leben führen, giebt es deren wenige und am Ende, wo die Mur in das Land der Kroaten eintritt, gar keine mehr. Hier aber, wo die Thäler enger, die Natur rauher, die Nahrungsmittel kümmerlicher und ungesunder werden, erblickt man fast in jedem Dorfe einige dieser Schreckgestalten. Mit blöden Mienen, mit stieren Augen, mit krummen Beinen, mit kropfreichem Halse (manche haben drei, vier dicke Anschwellungen an der Kehle) schleppen sich diese Mißgestalten in den Dörfern herum. Sie sind die schrecklichste Ver-

krüppelung, welche sich irgendwo und irgendwie am Menschen offenbart; denn ihr Körper ist so entstellt wie ihr Geist entartet und ihr Verstand so verblendet wie ihr Gefühl verschroben. Sie sind in der Regel in hohem Grade grausam, bösartig und rachsüchtig. Sie verzehren Alles mit thierischem Appetite, wie denn überhaupt alle ihre sinnlichen Triebe und Begierden sich auf das Widerlichste offenbaren. Wie bei den Thieren ist ihr Geruch in der Regel fein, ihr Gehör aber, wie einer ihrer Beobachter mir sagte, selten gut. Ihr Wachsthum ist wenig energisch, und sie bleiben in der Regel klein. Es ist dieß noch eine kleine Wohlthat, welche die Natur zur Linderung dieses Uebels beifügte. Denn würden diese Unglückseligen gar noch groß, so würde ihr Anblick vollends unerträglich sein. Ihre Lebenskraft ist dagegen zuweilen zähe und ausdauernd. Es ist schade, daß die Natur ihnen nicht die Wohlthat einer kurzen Lebensfrist gewährt hat. Sie werden oft recht alt, und viele schleppen 70 Jahre lang und länger ihr Elend zur Schau, Anderen noch mehr als sich selber zur Last.

Obersteiermark ist ein Hauptsitz des Cretinismus. Wie er sich gegen Untersteiermark verliert, so verliert er sich auch gegen die Donau und gegen Salzburg hin und hört endlich in Baiern ganz auf. In Linz sieht man keine Cretins mehr, in Salzburg giebt es noch manche. Jenseits Salzburg aber in Baiern zeigen sich nur noch die letzten Spuren.

Merkwürdig ist es, daß es oft Dörfer, ja ganze Striche und Thäler giebt, welche vom Cretinismus ganz frei bleiben, während wieder andere Gegenden besonders an dieser unse-

ligen Pest leiden. So ist nicht weit von Fronleiten ein Strich, der „in der Gams" genannt wird. Hier soll fast jedes Haus 2 bis 3 Troddeln in seinem Bewohnerkreise haben. Viele sind der Meinung, daß sich dieß nur aus Bodeneinflüssen erklären lasse. Auch hier, wie anderer Orten glaubt man bemerkt zu haben, daß überall, wo Thonschiefergebirge seien, die Bevölkerung weit mehr zum Troddelthum geneigt sei, in der Nähe von Kalkgebirgen diese Erscheinung sich aber weit seltener zeige.

Das Volk hat viele Gründe für die Erklärung dieses widerlichen Wunders. Die meisten geben dem Wasser die Schuld, und manche Quellen werden geradezu als solche bezeichnet, aus denen man sich Dummheit, Kröpfe und Cretinismus antrinken könne. So giebt es drei Stunden von Fronleiten auf der sogenannten „langen Wiese" eine Quelle, die ein krystallreines, köstlich schmeckendes Wasser giebt, die aber sehr im Verrufe ist und „Kropfquelle" genannt wird. Das Vieh trinkt aus dieser Quelle, ohne irgend einen Nachtheil zu empfinden. Die Menschen aber, welche an ihr den Durst stillen, können dem Kropfe und, wenn sie jung sind, dem Cretinismus nicht entgehen. Von anderen Quellen wiederum behauptet man, daß sie wohlthätig seien und als Gegengift dagegen angesehen werden könnten.

Hinter Fronleiten wird das Thal wieder sehr eng, der Röthelstein und andere hohe Berge treten sich mit ihren gewaltigen Häuptern Stirn gegen Stirn gegenüber. Man macht sich keinen Begriff davon, wie es in diesen Gegenden

zugegangen sein mag, als der Boden hier noch schwankte, diese Felsenmassen schwammen und die Erdrinde zitterte und spaltete. Jetzt stehen alle die wilden Titanen, wie von Oberon's Zauberhorne gefesselt, da. Viele scheint diese zauberische Fesselung und Erstarrung mitten in der Handlung, eben bei der Ausführung eines großen Coups ergriffen zu haben. Manche neigen sich schief gegeneinander, als wollten sie zum Kampfe ausfallen. Bei einigen bemerkt man große Risse, als wollten sie eben etwas Unheilbringendes aus ihrem Busen hervorgeben, aber der Riß wurde bei seinem Anfange unterbrochen und schließt sich nun in aller Ewigkeit nicht. Wieder andere Felshäupter sperren in großen Höhlen ihr Maul auf, als wollten sie ein Drohwort in das Schlachtgetümmel hinaus donnern; sie kamen aber nicht dazu, ihre Rede zu vollenden, und Jahrtausende nun ist der gähnende Schlund ihrer Höhlen geöffnet.

Der Röthelstein hat den Namen von einer blutrothen Felswand, die man an seinem Gipfel erblickt. Es sieht aus, als wären hier Felsen abgebröckelt und als hätte sich so die innere frische Farbe des Gesteins geoffenbart, während an den übrigen Wänden die Farbe außen verblich. Am Röthelstein, bei Peggau, überall befinden sich sehr interessante Höhlen in diesen Gebirgen, von denen wohl erst die wenigsten zum Ueberdruß beschrieben, untersucht und zum Vortheil der Wissenschaft ausgebeutet sind. Mehre von ihnen füllen sich im Sommer mit Eis, während sie im Winter einen kleinen See beherbergen. Je heißer der Sommer ist, desto größer und mächtiger werden die Eis-

stalaktiten des von den Wänden träufelnden Wassers und desto dicker wird die Eiskruste des kleinen Höhlensees.

Reizend nehmen sich zwischen allen diesem wilden titanischen Treiben die friedlichen Werke des Menschen aus, die sich in schmalen Streifen von Aeckern, Wiesen, Häusern und Gehöften auf dem Grunde der Fels- und Bergspalten hinziehen, und fast kühn erscheint das Beginnen des Menschen, daß er es wagte, sich niederzulassen mitten unter diesen gefesselten Riesen. Holzflösser bewegen sich rasch und geschickt auf der reißenden Mur. Der Fluß ist klein, aber er hat seine Gefahren und erfordert seine kundigen Steuerleute so gut wie die Donau. Aus den engen Bergthälern bewegen sich, mit Holz beladen, die niedrigen langen Gebirgswagen der Thalbewohner hervor, mit Ochsen bespannt, die hier zu Lande in einem Dachsfelle einen eigenthümlichen Schmuck haben. Man legt ihnen ein Stück solchen behaarten Felles an das Kopfgeschirr, so daß es auf die Stirn herabfällt. Die Ochsen gewinnen dadurch eine drohende Miene. Windische Fuhrleute führen den untersteirischen und den oberitalischen Bacchus in die oberen Thäler und Ortschaften hinauf, wo in der Regel sonst keinem anderen Bacchus gehuldigt wird, als dem Radkersburger, dem Muraközer, dem Pettauer, dem Udiner 2c.

Einige Stunden hinter dem Röthelstein hört die große Thalverengung der Mur auf, und man kommt bei Bruck im oberen Murthale an. Bruck und Leoben liegen nicht weit auseinander. Es laufen bei diesen Orten die Straßen aus Wien, Linz und Salzburg zusammen und gehen dann

vereint zu den südlichen Gegenden weiter. Die Straße von Wien durch das Murthal nach Grätz und weiterhin nach Triest ist der von München nach Insbruck und weiterhin nach Verona zu vergleichen. Zwischen diesen beiden großen, die Alpen von Norden nach Süden durchschneidenden Straßenzügen giebt es keinen dritten, der ihnen an Wichtigkeit gleich käme.

In der Abenddämmerung fuhren wir noch weiter nach Léoben oder, wie hier die Leute auch zuweilen sprechen, nach Loében. Wir hatten vielerlei Lichter, die uns in der Dunkelheit leuchteten, erstlich die Sterne, die an etwas erheiterterem Himmel blinkten, dann unzählige kleine Lichter in den Wohnungen der Leute am Wege, Johanniswürmchen im Grase und endlich meines Kutschers Franz und meine Pfeife; so außerordentlich verschieden diese lichtspendenden Dinge auch waren, so machten sie sonderbarer Weise doch, jedes aus einer angemessenen Entfernung in der Dunkelheit betrachtet, so ziemlich denselben Effect. Es waren lauter leuchtende Puncte.

In dem berühmten Leoben hatte ich am Abend einige Offiziere und einen Chirurgen zur Gesellschaft. Unser Wirth tractirte uns mit „Brügelkarpfel", „Tortkettel", „Pofößen", „geselchten Würsten", „kälbernen Lingerln" und anderen solchen wohlschmeckenden Ausgeburten der österreichischen Küche, die bei uns keinen Namen haben. Die Offiziere klagten viel über die Gebrechen und Mängel, die man hier an der Menschheit der Umgegend fände. Sie sagten, bei der letzten Rekrutirung wären unter 60 gestellten

Burschen 25 gewesen, die man nicht hätte brauchen können, weil sie mit Brüchen, Gliederverrenkungen, Kröpfen, Cretinismus oder sonstigen Uebeln behaftet gewesen, und oft wäre dieß Verhältniß noch schlimmer. Die stärksten und schönsten Leute der Umgegend sind die Holzflößer und Holzhauer, — am wenigsten blühend die Kohlen-, Feuer- und Hüttenarbeiter. Auch herrscht unter diesen der Cretinismus mehr als unter jenen. Auch hier, sagte man uns, sei es mit diesem Uebel jetzt im Vergleich zu früher schon viel besser geworden. Sonst habe man beinahe in jedem Wirthshause einige Cretins gefunden, die man zur Belustigung (!) der Gäste und als wohlfeile Handlanger bei verschiedenen häuslichen Geschäften gehalten habe. Denn es ist bemerkenswerth, daß der Cretin die Arbeit, auf welche man ihn einmal hat abrichten können, viel treuer und zuverlässiger ausführt als ein Anderer. Auch waren die Gäste daran gewöhnt, den einen oder anderen Cretin im Wirthshause zu finden und sich über ihn lustig zu machen. Diese rohe Sitte hört jetzt mehr und mehr auf.

Auf der ganzen Reise von Grätz bis in die bairischen Alpen, überall hörte ich die Leute es freudig verkünden, daß es mit dieser Verkrüppelung des Menschen mehr und mehr abnehme. Das Uebel ist also nicht unbesiegbar. Es ist nicht allein an unabänderliche tellurische Kräfte gefesselt. Es weicht, wie eine Ausgeburt der menschlichen Barbarei, dem Lichte unserer Zeit, unseren Schulen und dem verbesserten bürgerlichen Zustande der geringen Volksclassen. Wie sehr müssen einflußreiche Menschenfreunde und die Regierungen sich durch diesen kleinen Erfolg angefeuert fühlen, den

Kampf gegen dieß Uebel noch eifriger zu führen, damit jene vielen Tausende von unglückseligen Wesen, die, obgleich sie den göttlichen Funken der Menschheit in sich tragen, doch mit ihren Gefühlen und ihrem Verstande unter das Thier herabgesunken sind, sich der Freude bewußt werden möchten, Menschen zu sein.

Der Eisenberg bei Vordernberg und Eisenärzt.

Die Straße, die in's Salzkammergut und nach Salzburg führt, nennen die Leute hier die „Salzstraße." Wir verließen diese Richtung am anderen Morgen, um die berühmten Bergwerke von Eisenärzt und Vordernberg, welche von Léoben aus seitswärts in dem Hochgebirge liegen, zu besuchen und dann von da aus über Kloster Admont wieder auf die Salzstraße zurückzukehren.

Das obere Murthal und das obere Ennsthal laufen vollkommen mit einander parallel, aus Westen nach Osten, und sie werden von drei ebenfalls parallelen Alpenketten gebildet, erstlich derjenigen, welche wir gestern, von Grätz kommend, durchschnitten, dann einer nördlichen Kette, welche Steiermark von Oesterreich scheidet, und endlich einer mittleren, welche die beiden genannten Thäler auseinander hält. Die Mur wendet sich bei Bruck nach Süden und durchbricht die südliche Kette auf die Weise, wie wir es oben beschrieben. Die Enns durchbricht ebenfalls, sich nach Norden wendend, auf ähnliche Weise die nördliche Kette. Die mittlere, die vom Schneeberge über die Hochalpe, den hohen Schwab und die Rottenmanner Tauern sich hinzieht, bleibt undurchbrochen.

Doch hat sie mehre Pässe und Thore zwischen dem Mur- und Ennsthale, und einer dieser Pässe befindet sich zwischen Vordernberg und Eisenärzt, zu dem wir am andern Morgen über Troffayach hinauffuhren.

Die Berge schienen alle in den Himmel hineingewachsen zu sein; denn dieser hing wieder mit einem dichten Nebelschleier auf ihre Häupter herab. Da, wo dieser Schleier die Gipfel selber berührte, bemerkten wir einen weißen Puder von Schnee, den die Nebel, daran vorüberstreifend, abgesetzt hatten. Apollo erging sich, ohne um die dunkeln Thäler sich zu bekümmern, und nur vielleicht von den Adlern und Gemsen gesehen, auf den sonnigen höchsten Höhen der Felsspitzen und Gletscher.

Das Thal, welches der kleine Berger-Bach durchströmt, ist sehr eng, und zu beiden Seiten liegen die Steinmassen in ungeheueren Trümmern aufgehäuft. Alles ist mit Eisenwerken, Hütten und Hämmern erfüllt, bis nach Vordernberg hinauf, wo sich die meisten befinden. Hier sind allein 14 Hochöfen, in denen jährlich 300,000 Ctr. reines Eisen gewonnen werden.

Ich besah mir einige dieser Hochöfen und dann die auf Veranlassung des Erzherzogs Johann neu errichtete Bergschule und fand hier die vollständigsten Suiten von Eisenerzen, die ich noch irgendwo gesehen. Sie waren doppelt geordnet, sowohl nach den Fundorten und Ländern, als nach dem System. Die Schule empfängt ihre Zöglinge von den polytechnischen Lehranstalten in Wien, Prag und Grätz gehörig vorbereitet und bildet sie dann hier an der Quelle aller bergmännischen Arbeiten auf praktischem Wege weiter aus.

Von Vordernberg geht es nun immer höher in der Fichtenregion hinauf. Je höher wir kamen, desto heller wurde es, und endlich auf dem Passe selbst, den man den „Prehbühel" nennt, war es das schönste Wetter von der Welt. Einzelne Sennhütten, die man hier „Schwaigen" oder „Schwoagen" nennt, lagen, von ihren Bewohnerinnen bereits verlassen, hie und da auf den Bergabsätzen zerstreut. Diese Sennerinnen heißen hier „Schwoagerinnen" oder in einigen Gegenden auch „Brentlerinnen" von „Brentl," womit sie das Faß bezeichnen, welches mit Schmalz gefüllt wird.

Wo man die höchste Höhe des Passes erreicht hat, sind große Halden oder Magazine errichtet, in denen die in kleine Stücke geschlagenen Eisenerze angehäuft werden, denn eben innerhalb dieses Passes befindet sich die berühmte Eisensteinanhäufung, die so reichhaltig an Erz und Metall ist, wie außer im Ural keine zweite auf dem europäischen Continente. Es hat sich die eisenhaltige Masse hier wie ein dicker Mantel besonders auf dem nördlichen Abhange des Passes angelegt, und außerdem steht sie noch in einer großen Kuppe innerhalb des Passes selbst massiv in die Höhe. Auf der Spitze dieser Kuppe hat man ein großes eisernes Kreuz errichtet, und von hier hinab geht nun der Eisen- oder Erzberg wie ein ziemlich regelmäßiger halber Kegel in's Münchthal nach Eisenärzt hinab.

Die Spitze und überhaupt die ganze obere Hälfte des Berges gehört den Vordernbergern, der untere Theil des Eisenmantels von einer horizontal rund um den Berg herumlaufenden Linie wird von den Eisenärztern ausgebeutet. Jene sind eine Gesellschaft von Privatleuten, diese kaiserliche Beamte.

Von der Höhe des Passes führt eine Eisenbahn in den Eisenberg hinein. Auf dieser Eisenbahn werden die Erze für Vordernberg hinausgeschafft zu jenen Halden, die ich erwähnte. Von da werden sie dann mit gewöhnlichen Wagen in die Hochöfen weiter transportirt. Von Leoben her hatte die Reihe dieser mit Eisenerz beladenen Wagen fast gar kein Ende genommen. Man nennt daher auch mit Recht diese Straße die „Eisenstraße," wie jene nach Salzburg die „Salzstraße" heißt.

Ich ließ hier meinen Franz die Poststraße nach Eisenärzt allein weiter fahren und fuhr selber auf der Eisenbahn in den Berg ein. Diese Bahn schlängelt sich zuerst an den Bergen, welche die eine Seite des Paßthores bilden, hin, und dann tritt sie durch einen Tunnel auf die andere Seite des Berges hinaus. Ich machte die Fahrt mit einem rückkehrenden Zuge der Erzwagen. Es waren 9 bis 10 Wagen, die ein Pferd aus der Stelle brachte. Auf dem letzten dieser Reihe saßen ein Schichtmeister, einige Arbeiter und ich.

So kalt es hier oben war, so schön war es auch, besonders die Aussicht nach der nördlichen Seite des Passes hinaus, wo der hohe Schwab mit seinen Vorbergen das wundervollste Panorama von Felswänden und Abgründen formirt. Der Erzberg selbst ist beinahe 3000 Fuß hoch, die zu den Seiten liegenden Massen steigen aber bis zu 7000 Fuß hinauf. Auf der Vordernberger Seite des Berges angelangt, begannen wir die Besichtigung der merkwürdigen Arbeiten, welche man hier seit vielen Jahrhunderten zur Herausschaffung des Erzes vorgenommen hat.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß schon die Römer diesen

Eisenberg kannten, obgleich behauptet wird, daß erst im Jahr 712 die Bebauung des Berges begonnen habe. Bedenkt man, daß die Römer hier rund umher alles Land im Besitz hatten, — daß überall in den hiesigen Alpenthälern ihre Colonieen verstreut waren, — daß das Eisen hier nicht tief im Berge verborgen liegt, sondern sich außen am Berge am offenbaren Tage zeigt, — und daß endlich auch diese Eisenmasse in der Nähe eines Gebirgspasses liegt, den ohne allen Zweifel die Römer schon passirten (sie müßten es denn vorgezogen haben, über unwegsame Berggipfel zu klettern, statt die natürlichen bequemen Thore zu passiren), so müßten die Römer blind gewesen sein, wenn sie nicht dieses, so zu sagen, am Wege aufgestapelte Eisen hätten sehen wollen. Wenn uns daher auch kein einziges schriftliches Document die Gewißheit giebt, daß sie hier schon vor uns arbeiteten, so giebt uns doch die Lage der Umstände die größte Wahrscheinlichkeit, daß dieß so sei. Dazu kommt, daß wir den „norischen Stahl" häufig genug bei den Römern citirt finden, und daß, wenn auch seine Fundorte nicht bezeichnet werden, es doch wohl nicht zweifelhaft ist, daß der bedeutendste von allen der von Eisenärzt und Vordernberg sich auch darunter befunden haben wird.

Die Masse von Eisen, welche die Natur hier angehäuft hat, ist wirklich außerordentlich, und dabei macht verhältnißmäßig die Gewinnung des Materials im Vergleich mit anderen Bergwerken wenig Mühe, weil das Erz nicht tief verborgen liegt. Den Umfang des Erzgebirges schätzt man zu 6000 Klaftern und die Höhe, wie gesagt, zu 3000 Fuß. Die ganze Kuppe und die ganze Seitendecke des Berges ist Eisenerz,

und zwar so reichhaltiges, daß im Durchschnitt fast die Hälfte reines Eisen und nur die andere Hälfte Schlacken ist. Nehmen wir daher jene Decke auch nur zu 200 Fuß Dicke an, so läßt sich leicht daraus berechnen, daß hier noch so viele Milliarden Centner von Metall liegen, daß die ganze Welt noch lange genug von hier aus mit Nähnadeln, Schwertern und Hämmern versehen werden kann.

Ich habe mehre Male von dem Eisenmantel des Berges gesprochen. Es ist dieß natürlich nicht so buchstäblich zu nehmen, daß das Erz blos in einer Schicht von einer gewissen Dicke an dem Kegel des Berges wie eine Schale oder ein Mantel anläge. Hie und da verschwindet die Eisendecke völlig, hie und da hingegen setzt sie tief in den Kern des Berges, der aus Grauwacke besteht, hinein in mehr oder minder mächtigen Gängen. Auch ist, wenn ich sagte, daß das Erz zu Tage läge, dieß natürlich nicht buchstäblich zu nehmen. Es ist vielmehr der ganze Berg von oben bis unten mit einer mehr oder minder starken Pflanzenerde bedeckt, auf welcher Fichten und andere Bäume gedeihen.

Dem Gesagten zufolge war nun die gewöhnliche, sehr einfache Weise der Gewinnung des Erzes diese, daß man nach Wegschaffung der Pflanzenerde in den Boden hineingearbeitet und das Erz weggebrochen hat. Dadurch sind große Höhlen oder mächtige, weitläufige Grotten entstanden, ähnlich denen, die man auch wohl bei Steinbrüchen sieht. Man nennt diese Eisengrotten „Tagbaue", und es giebt deren 50 am Berge herum. Da, wo das Erz in mächtigen Gängen in den Kern des Berges hinein setzt, hat man es auch hie und da mit Stollenausgrabungen verfolgt.

Hier ist denn die Arbeit etwas unbequemer. In den Tagbauen aber wird immer vom Tage weggesprengt.

Die größeren und älteren unter diesen Tagbauen, in denen schon seit mehr als einem Jahrtausend Erz ausgebrochen wird, gewähren einen sehr interessanten Anblick. In der Regel sehen sie aus wie große, unregelmäßige, aus rothem Spatheisenstein gebaute Hallen oder Rotunden, deren Boden und Wände sehr uneben sind. Denn natürlich sind viele kleine und große Blöcke liegen geblieben, entweder weil man sie minder reichhaltig fand oder weil man sich noch nicht an ihre Bearbeitung machte. Pfeiler, Bögen, Vorsprünge und Absätze aus Eisenstein sieht man in jeder dieser Hallen herumliegen, zwischendurch kleine Fußwege und hie und da zwischen dem Getrümmer an den Wänden der Rotunde die hämmernden Arbeiter klebend.

Von einem Eisenbruche zum anderen führen Wege, und hie und da liegen neben ihnen die kleinen Häuschen der Bergleute, in denen sie zu 10 bis 20 die Nächte zubringen, so lange ihre Arbeitswoche dauert, denn ihre Wohnhäuser haben sie meistens unten. Nur einige Wohnhäuser der Aufseher finden sich am Berge selber zerstreut.

Der ganze Berg ist, wie gesagt, in zwei Hälften getheilt, von denen die obere den Vordernbergern, die untere den Eisenärztern angehört. In den Gruben selbst, an der äußeren Seite und im Inneren des Berges ist diese Gränze überall durch eiserne Kreuze und andere Gränzzeichen angegeben. Die schwierigsten Veranstaltungen, die man treffen mußte, waren nur die, das Erz zu den Hochöfen jener beiden Orte zu schaffen.

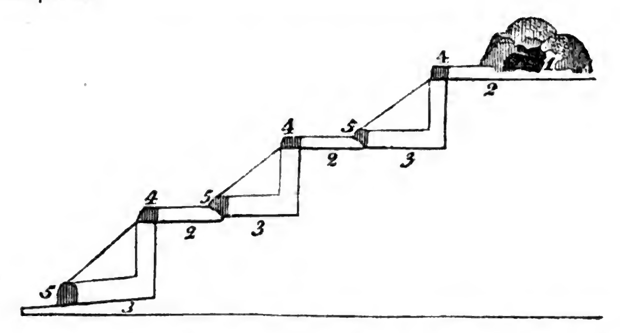
Die Eisenärzter, deren Hochöfen sehr tief im Thale liegen, hatten dazu nur absteigende Wege nöthig, die Vordernberger aber, deren Gruben zum Theil noch tiefer liegen als jene Eisenbahn über den Prebbühel, mußten auch Maschinen zum Heben der Erze errichten. Diese letzteren bestehen in großen „Aufzügen", wo auf einer steilen hölzernen Bahn ein Eimer mit Erz auf der einen Seite durch einen anderen Eimer, den man auf der anderen Seite mit Wasser füllt, heraufgezogen wird.

Der ganze Berg steigt etwa unter einem Winkel von 45 Graden an. Unten an seinem Fuß in Eisenärzt befinden sich die Hochöfen in einer Reihe dicht hinter einander. Um nun zu ihnen die Erze auf die zweckmäßigste Weise hinabzuschaffen, hat man nur von den einzelnen Halden oder Stollen aus kleine Gänge gemacht bis zu einem Absturz des Berges, wo man dann auf langen Bretgestellen das Erz hinabgleiten läßt. Wo ein solcher Absturz nicht zu gewinnen war, hat man einen senkrechten Schacht eine Strecke in den Berg hinunter gearbeitet, in welchen man das Erz hinabstürzt.

Ein solcher Sturzschacht führt indeß das Erz natürlich nicht gleich bis ganz unten hin, sondern nur bis auf eine andere Stufe des Berges. Ein horizontaler Stollen führt es wieder zum Berge hinaus zu dem Abhange eines anderen Sturzes oder Schachtes. Zu gleicher Zeit fördern von den Seiten her horizontale, um den Berg herumlaufende Wege das Erz aus den anderen Bauen herbei. Die Schachte werden nach unten daher größer und weiter, und endlich fließen am Fuße des Berges diese mit Erzstufen gefüllten

Canäle und Adern alle in eine. Sie vereinigen sich in einem einzigen Schachte oder Brunnen, von dem aus dann die Stufen durch einen mit einem schönen Thore mündenden Stollen hinausgeführt werden.

Man kann sich dem Gesagten zufolge den Weg, den das Erz von der Höhe des Berges herunterspaziert, etwa so vorstellen:



1) Grotte oder Grube, in der die Stufen gebrochen werden.
2) Offene Wege, auf welchen man es zu den Schachten führt.
3) Horizontale Stollen, durch die es auf die Wege geführt wird.
4) Senkrechte Schachte, durch welche man das Erz hinabstürzt.
5) Thore der Stollen.

Die Schachte (4) sind in der Regel unten durch hölzerne Thüren oder Schleusen geschlossen. Oben sind sie aber mit einem Breterdach bedeckt, und man füllt beständig das

Erz in sie hinein, so daß sie in der Regel halb oder auch ganz voll sind. Erst wenn sie unten in den Hochöfen Bedürfniß nach Erz fühlen, werden die Schleusen der Schachte geöffnet, und dann poltern die kleinen rothen Stufen ihre bunten Wege hinab. So einfach die ganze Aufgabe, Erzstufen den Berg hinunter zu schaffen, zu sein scheint, so ist es doch sehr schwierig, diese Manipulation so zu bewerkstelligen, daß Alles auf die möglichst rationelle und zweckmäßige Weise geschehe, daß nirgends sich die Stufen unnütz häufen, daß nirgends auch eine Lücke oder Leere sei, und es ist noch nicht gar lange, daß man zur Ausbildung jenes oben beschriebenen neuesten und zweckmäßigsten Verfahrens gekommen ist.

Der Berg ist rund umher mit solchen Vorrichtungen, Maschinen, Bruchstellen, Sammelplätzen des Erzes, horizontalen und senkrechten Wegen, Stollen, Thoren und Schachtöffnungen versehen, und das Ganze ist also gewissermaßen wie ein nach außen gekehrtes Bergwerk anzusehen, das um so interessanter zu betrachten ist, da es sich überall sehr bequem überschauen läßt. Die ganze große Oberfläche des Berges hat man bearbeiten und gewissermaßen künstlich zu den angegebenen Zwecken zurichten müssen. Hie und da hat man z. B. auch große Mauerwerke zur Verfestigung des Berges aufführen und bedeutende Sprengungen zur Applanirung vornehmen müssen. Da nicht schmuzige, feuchte und gefährliche Treppen, sondern anmuthige und bequeme, von der Sonne beschienene und mit Bäumen besetzte Fußpfade durch dieses Bergwerks-Labyrinth hinführen, so spaziert man auf sehr vergnügliche Weise den Berg von Werk

zu Werk, von Stollen zu Stollen, von Grube zu Grube hinab.

Oben auf dem Berge neben der Stelle, wo es gebrochen wird, wird das Erz auch sogleich zerpocht. Sie nennen das hier aber nicht „pochen", sondern „kobern", und die Stellen, wo das geschieht, heißen daher auch „Koberplätze". Es soll 200 solcher Koberplätze geben. Die kleinen Burschen, die „Kobere-Buben", würden wohl Manche um die schöne malerische Situation ihres Koberplatzes beneiden, gewiß aber Wenige um ihre mühselige und dürftig sie nährende Arbeit. Für einen ganzen Centner zerpochten Erzes, den sie liefern, erhalten sie 3½ Pfennig (4 Pfennige sind 1 Kreuzer Münze), d. h. wenn das Erz hart ist. Ist es weich, so sinkt der Lohn der Arbeit auf 3, 2½ und 2 Pfennige herab. Das Erz wird hier nicht wie in anderen Bergwerken vor dem Zerpochen geröstet. Ich wollte mir einen von diesen „Koberebuben" zum Führer durch das Wege-Labyrinth nach Eisenärzt nehmen, aber statt eines bekam ich ihrer sechs, indem sich noch fünf andere, die Feierabend machen wollten, an uns anschlossen. Ich nahm daher von meinem Schichtmeister, der mich in den oberen Regionen herum geführt hatte, Abschied und setzte meine Reise mit diesen Buben fort.

Wir kamen zunächst zu einem Koberplatz und einer Zeche. Es war die „Bärenzeche", in deren Nähe sich auf einem Vorsprunge des Berges der Kaisertisch befindet und daneben eine Säule, die im vorigen Jahrhunderte errichtet wurde und die Inschrift trägt: „Als man zählte nach Christi

Geburt 712, hat man diesen edlen Erzberg zu bauen angefangen."

Die Aussicht von diesem Vorsprunge in das Münchthal und auf Eisenärzt hinab ist einzig in ihrer Art. Rund umher und ziemlich nahe sind die schroffen Wände und die gewaltigen Steinmassen des Pfaffenbergs, der Seemauer und des Reichensteins aufgestellt, von denen letzterer der höchste ist. Das ganze Gemäuer dieser Berge bildet ein colossales Gebäude sonder Gleichen. Es geht Einem in solchen Bauwerken der Natur ähnlich wie in großen Gebäuden der Menschen. In der Regel schlägt man die Größen und Entfernungen zu gering an. Mir schienen die Wände umher ziemlich gleichförmig gebildet, und doch versicherten mir meine Begleiter, daß es dort noch Vorsprünge, Absätze, Pfeiler und Schlünde gäbe, bei deren speciellerer Untersuchung einem die Haare sträubten. Da sie mir viel von Gemsen in jenen Felsenpartieen erzählten, und da ich sie darauf fragte, ob sie vielleicht auf irgend einer Wand einige erkennten, fingen sie an zu lachen und sagten, wenn auch Hunderte da wären, so würden wir sie kaum mit dem Perspective erkennen, und mir schien Alles so nahe, als müßte ich die Nachtigallen in den Büschen sehen. Es ist ein Glück für die ägyptischen Pyramiden, daß sie in einem so ebenen Lande stehen, wie es das Nildelta ist. Hier würde Niemand von ihrer imposanten Größe reden.

Alle diese Berge hatten schon ihre neuesten Schneeschleier übergezogen. Tief unten, zwischen diesen Riesen eingeengt, lag das kleine Münchthal mit freundlichem Anbau und mit den rauchenden Häuserchen des Marktfleckens Eisenärzt.

Auf jeder Stufe und jedem Vorsprunge des Berges wiederholte sich uns dieses reizende Schauspiel, jedes Mal jedoch etwas verändert, und bei jedem Schritt rückte der Frieden des Thales etwas näher und die Wildniß der hohen Berggipfel etwas weiter.

Auf der Spitze des Eisenbergs bei dem dort errichteten eisernen Kreuze wird jährlich ein Dankfest gefeiert für den Segen, den Gott im verflossenen Jahre spendete, oder für den „Bergsegen," wie die Leute sich ausdrücken, und auf der Mitte des Berges steht die Barbarakapelle, in welcher am Namensfeste der heiligen Barbara, der Schutzgöttin des Berges, das sogenannte „Marianische Wunder" aufgestellt wird. Es ist dieß eine Erzstufe, auf welcher sich ein Marienbild, durch ein Spiel der Natur nachgeahmt, finden soll.

Viel interessantere Naturspiele aber als dieses Marienbild sind die berühmten Eisenblüthen von Eisenärzt. Es sind dieß Kalkgebilde von schneeweißer Farbe, die sich an den Wänden der Höhlen und Spalten in dem Eisenberge ansetzen. Sie führten mich zu einer solchen Spalte, wo mehre dieser weißen Blüthen ansaßen, deren Formationen indeß nicht besonders hübsch ausgebildet waren. Mitunter aber spinnen sich unzählige, äußerst zarte und feine Fäden an, die, etwas lockerer als die Haare einer Perrücke oder die Strohhalme eines Vogelnestes, sich in einander schlingen und verweben. Die verschieden gekrümmten und gewundenen Kalkfäden sind zuweilen von einem halben Fuß Länge ausgesponnen. Die schönen Exemplare dieser zarten und zerbrechlichen Eisenblüthe werden dann von den Grubenarbeitern vorsichtig und sehr mühsam abgelöst. In den feuchten Gruben selbst ha-

ben diese Gebilde nicht immer die schöne weiße Farbe. Doch wissen die Arbeiter dieselbe herzustellen, ich glaube, durch Schwefeldämpfe. Aus ihrem Verkauf machen sie sich dann einen kleinen Verdienst. Auch werden mit sehr schönen Exemplaren zuweilen vornehme Personen von Seiten der Gewerkschaft beschenkt, und man findet in fast allen steirischen Sammlungen auf vielen Schlössern und in den Klöstern solche delicate Eisenblüthe aus Eisenärzt als sehr geschätzte Cabinetsstücke. Ich habe Niemanden gefunden, der mir einen so deutlichen Begriff von der Entstehung und Bildungsweise dieser kleinen Naturwunder geben konnte, daß ich daraus gesehen hätte, er habe ihr Wachsthum belauscht.

Wir stiegen von einer Zeche zur anderen, von Tagbau zu Tagbau, von Halde zu Halde, von Fallschacht zu Fallschacht, von Füllbank zu Füllbank auf manchfaltigen Wegen zwischen Gebüsch und Wald, über verschiedene Bergstufen, auf denen sich die schöne Aussicht in's Münchthal immer wieder darbot, bei den kleinen Häusern der Arbeiter, die daneben saßen und hölzerne Waaren schnitzten, vorbei, in's Thal hinab. Unterwegs schlossen sich immer mehr Koberbuben an uns an, und als wir unten bei dem großen Sibold'schen Hauptstollen, in den alle Schachte des Berges münden, — „fodina omnes n monte sitos puteos colligans,“ heißt es in der Inschrift, — ankamen, war auch unsere Gesellschaft so angewachsen, wie die Gesellschaft der hier den Berg herabrollenden Erzstufen.

Der Ort „Eisenärzt“ heißt auch „Innernberg,“ und wir sahen im Obigen, mit wie vollem Rechte er beide Namen

führt. Seine ganze Existenz ist auf Eisenerz basirt, und dabei liegt er so recht im innersten Herzen der norischen Berge. Da der Bergrath und Director der Eisenwerke, welcher sich meiner gütig annehmen wollte, noch auf seinem Bureau beschäftigt war, so machte ich meinen ersten Spaziergang im Orte mit dem „Völkel," einem in diesen Gegenden sehr bekannten Jägersmann, der mich von seinen Jagden und insbesondere von dem Hauptgegenstande derselben, den Gemsen, unterhielt. Die Gemse ist ein so flüchtiges, gewandtes, zierliches, wohlgefälliges und kluges Thier, und dazu bieten die Reviere, welche sie bewohnt, so unendlich große Manchfaltigkeit der Jagdereignisse und Situationen, so verschiedenartige zu überwindende Schwierigkeiten und so viele immer neue kleine Triumphe dar, daß die Lust, ihr nachzustellen, zur höchsten Leidenschaft wird. Lebte die Gemse in den Ebenen, so würde diese Leidenschaft nicht so glühend werden, denn da würde nicht wie jetzt jede Gemsjagd in den Alpengründen ihre ganz besonderen und noch nie erlebten kleinen Vorfälle und Zustände herbeiführen, und wären die Gemsen Faulthiere, so würde kein Mensch ihnen mit Begierde nachjagen, wie kein Jägerbursch einem Mädchen Jahre lang nachschmachten würde, wenn sie sich ihm schnell ergäbe. Dieser ganze Strich der norischen Alpen bis nach Mariazell und zum Schneeberge ist außerordentlich reich an Gemsen. „Aber aus der nächsten Umgebung von Eisenärzt haben sie sich schon ein wenig weggezogen," sagte mir Völkel, „denn der Erzherzog Johann, der am Fuße der Hochalpen seinen Brandhof hat, thut ihnen schöne, und daher ziehen sie sich denn gern in's Erzherzogische hinüber."

Der Brandhof ist bekanntlich das Bauerngut, welches jener Erzherzog ankaufte, und das er zu seiner Alpenhütte einrichtete. An dieser Hochalpe und am hohen Schwaben werden vom Erzherzog Johann, wie es scheint, fast ebenso große Gemsjagden gemacht, wie vom Könige von Baiern am Königssee bei Berchtesgaden. Man soll hier zuweilen Trupps von 200 Thieren sehen, und es sind Jagden vorgekommen, auf denen man 100 und drüber erlegte. Der Erzherzog Johann ist ein vollkommener Steirer geworden. Er trug auch sonst gewöhnlich die steirische Volkstracht. Bei den Volksfesten, die er zu Zeiten auf seinem Brandhofe gegeben hat, tanzt er mit den „steirischen Madeln," wie die anderen Jäger, und die Leute nennen ihn hier fast durchweg — nur schlicht weg „den Johann." „Ah der Johann," sagte mir mein Jäger, „das ist ein Mann, bei dem noch viel, sehr viel übrig bleibt, wenn man seiner Person auch alle Vorzüge nimmt, die der Zufall und das Glück damit verbunden haben!"

Die österreichischen Beamten habe ich überall bei näherer Bekanntschaft so äußerst dienstfertig, gefällig und dabei so bereitwillig zu Aufschlüssen und Mittheilungen aller Art und, wie es mir schien, ohne alle Reserve gefunden, daß ich nur Ursache fand, freudig darüber zu erstaunen. Auch der gütige Bergrath machte mich mit so vielen Verhältnissen bekannt, daß, wenn ich nur im Stande gewesen wäre, seine Belehrungen richtig zu benutzen, ich gewiß manches Interessante über die hiesigen Eisenwerke mitzutheilen wüßte. Es war schon Abend geworden, und wir zündeten Laternen an, um die Hochöfen und die Erzstufensammlung in dem Ge-

bäude, welches über dem Sibold'schen Stollen gebaut ist, zu besichtigen. Ich sah hier einige prachtvolle Eisenblüthen mit feinen Kalkfäden, die zu einer Länge von 7 bis 8 Zoll ausgesponnen waren.

Jeder der drei Hochöfen von Eisenärzt liefert jährlich 60,000 bis 64,000 Centner Roheisen, alle zusammen daher 200,000 Centner. Von den dreizehn Hochöfen in Vordernberg liefert jeder 20,000 bis 30,000 Centner, die Vordernberger können im Winter keine Zufuhr von Erz aus dem Berge beschaffen, weil ihre Eisenbahn sehr hoch liegt, und hier dann Alles vereist und verschneit ist. Sie bedienen sich dann der Schlitten, um das Erz von den Reservoiren zu den Hochöfen zu führen. Das geringhaltigste Erz des Berges liefert 40 Procent Metall. Es kommt noch geringeres vor. Doch wird dieses nicht mehr des Ausschmelzens für würdig gehalten. Das schönste Erz liefert 70 Procent. Die Regel ist also 50 bis 60 Procent. Man schlägt die Revenue eines Vordernberger Hochofens im Durchschnitt zu 30,000 Gulden an. Alle diese Dinge mit Ausnahme der Angabe über die Reichhaltigkeit der Erze klingen in Vergleich mit dem, was in England geschieht, sehr unbedeutend. Denn dort giebt es einzelne Hochöfen, die so viel liefern und leisten als alle Eisenärzter zusammen genommen.

Wir speisten in unserem Wirthshause zu Abend, und um Eisen, Gemsen und dann um Troddeln und Kröpfe, die gewöhnlichen Gegenstände der obersteirischen Conversation, drehten sich unsere Gespräche. Ich legte diesem Conseil von Kundigen die Frage vor, ob sie wohl glaubten, daß die Angabe, die mir der Offizier von Bruck über die Rekruten-

Auswahl gemacht habe, richtig sei. Sie meinten, daß es hier in der Gegend von Eisenärzt schon ein seltener Fall wäre, wenn unter 60 Rekruten 20 tauglich, gut und ohne Fehl gefunden würden. Kröpfe, Brüche und Krampfadern sind allgemein. Letztere, die Krampfadern, bestehen in einer großen abnormen Erweiterung, ich weiß nicht welcher Adern an den Beinen, die wohl durch das Bergsteigen veranlaßt wird und die eine allgemeine Schwächung des Körpers mit sich bringt. Der Kröpfe giebt es auch sehr verschiedene Arten. Man unterscheidet hier den eigentlichen „Kropf" und dann den sogenannten „Blähhals." Einen „Blähhals" haben sie fast alle und ein ganz „reiner Hals," wie sie sich ausdrückten, ist bei den Weibern beinahe selten zu nennen.

Nicht weit von Eisenärzt im Westen liegt ein Thal, welches „die Radmer" heißt. Dort giebt es die meisten Cretins, besonders in der „Hinter-Radmer," die ganz voll von Troddeln ist, obgleich es ein sehr hoch gelegenes Alpenthal ist. Schon Eisenärzt liegt 350 Klaftern über dem Meere und die Hinter-Radmer noch viel höher. Es wurde mir hier ein junger Mensch genannt, der bis in sein achtes Jahr ein ganz verständiger Knabe gewesen war. Er war in die Schule gegangen und hatte so gut gelernt wie die anderen Schüler, auch schon viele hübsche Fortschritte gemacht, als plötzlich sein Auge anfing, blöde zu werden. (Das Erblöden des Auges und der Verlust seines Glanzes ist in der Regel das erste Kennzeichen, durch welches sich das nahende Unglück verkündet, und die Kundigen wissen schon bei den kleinen Kindern in der Wiege an dem Glanze ihres Auges zu erkennen, ob sie sich den von Gott mit dem Lichte der

Vernunft begnadigten oder den armseligen Finsterlingen beigesellen werden.) Das Auge also wurde bei dem armen Knaben blöde, es verlor sein Feuer und gewann statt dessen einen matten oberflächlichen Glanz. Seine Gesichtszüge wurden starr und dumm, seine Beine knickten ein und krümmten sich, sein Gang wurde langsam und träge, sein Gedächtniß und seine Lernbegierde verloren sich, sein Geist stumpfte nach allen Seiten ab, und die armen Aeltern sahen ihr unglückseliges Kind unrettbar in die Finsterniß des Cretinismus zu einem fühllosen, gedankenlosen und doch lebenden Wesen hinabsinken.

Auch hier in Steiermark wie in der Schweiz werden die armen Troddeln von den Leuten als eine Art geheiligter Personen angesehen, und eine Beleidigung des Troddels eines Hauses wird von der ganzen Familie sehr übel aufgenommen. Es ist wohl nichts natürlicher als dieß, theils weil diese hülflosen Geschöpfe des besonderen mitleidigen Schutzes Anderer bedürfen, theils weil sie bei dieser oft so unerklärlichen und zuweilen scheinbar unverdienten, stets aber schrecklichen Strafe den Finger des Himmels zu erkennen glauben, und weil sich daher bei ihnen die Meinung festgesetzt hat, der arme Cretin erdulde für die Sünde aller übrigen Familienmitglieder die Strafe des Himmels. Uebrigens sind ja auch fast bei allen Völkern der Welt die Geisteskranken mehr oder weniger mit einem gewissen Heiligenschein umgeben, weil die Menschen sich diese Krankheiten noch weniger erklären können als die somatischen Leiden, und weil die Krankheiten des Geistes oft mehr als sein gesunder normaler Zustand uns die Existenz einer überirdischen,

anderen Gesetzen unterworfenen Geisterwelt nahe treten lassen.

Das Schlimmste ist, daß man nicht immer die Ehen unter den Cretins vermeiden kann. So wurde mir hier ein Bauernhof citirt, der auf eine Cretine vererbt war. Einige Leute waren dabei interessirt, daß die Erbschaft nicht in andere Hände fiel, und sie suchten diese Cretine zu verheirathen. Man konnte nur einen ebenfalls etwas cretinartigen Burschen zu dieser Heirath willig machen, und so mag sich denn hier ein widerliches Geschlecht fortpflanzen. Zwei andere Bauernhöfe sollen sich in einem Thale, ich glaube, in der Hinter-Radmer befinden, die wegen des auf ihnen herrschenden Cretinismus so verrufen sind, daß sie völlig werthlos geworden sind. Schon mehre Mal wurden diese Gehöfte mit neuen Einwohnern und Besitzern versehen, aber jedes Mal „vertockerten" sie, wie die Leute sich ausdrückten. Die Gesunden haben nun natürlich vor diesem „Vertockern" eine solche Angst, daß sich keine Käufer mehr zu jenen Höfen finden „Vertockern" scheint mir der gewöhnliche Ausdruck für das Cretinwerden zu sein. Die Cretins selbst nennt man aber in einigen Thälern der Alpen auch „Tosten", ich weiß nicht anzugeben, in welchen. Doch ist es dann sonderbar, daß blos der Mann „Tost" heißt, während die weibliche Cretine eine „Trappe" genannt wird. — Da die Grade der geistigen und körperlichen Verkümmerung so äußerst verschieden sind, so sind natürlich auch die Worte zur Bezeichnung dieser Grade sehr verschieden, und es wäre gewiß interessant, diese Terminologie näher zu studiren. Recht häufig hört man z. B. hier auch von „Gacken"

(Gecken) sprechen, womit sie einen geringeren Grad von Cretinismus bezeichnen.

Ein kleines Glück für Obersteiermark ist es wieder, daß seine Thäler ganz frei von den Fiebern sind, die in Ungarn herrschen und die schon in Untersteiermark an der Mur beginnen und von da crescendo an der Mur, Drau, Sau und Donau hinabgehen. Die Untersteiermärker kommen oft in die oberen Gegenden ihres Landes, um sich von der Plage der Fieber zu curiren.

Steirische Felsen und 's Landl.

Am anderen Morgen setzten Franz und ich unsere Reise fort, indem wir allem im Berge des Prebbühl schlummernden Eisenmateriale unseren Segen gaben. Möge der Segen des Himmels ruhen auf der Arbeit jener unzähligen kleinen Nähnadeln, die dort einstweilen noch im Berge stecken, die man aber dereinst vielleicht nach Jahrhunderten erst herausfördern wird, um sie fleißigen deutschen Hausfrauen und Mädchen zu überliefern. Möchten die Pflugschare und Sensen, die noch im Eisenberge schlummern, wenn sie dereinst erstehen, stets sorgsam ihrer friedlichen Pflicht obliegen und sich nie in kriegerisches Werkzeug umwandeln. Möchten es doch lauter deutsche Wehr und Waffen, verwendet nur zur Vertheidigung des deutschen Vaterlandes, sein, die, obgleich sie noch unter der schmucken Decke des Rasens schlummern, aus den Höhlen, Zechen und Halden, aus den Pforten und Quellöffnungen des Lebens erstehen werden, obgleich sie noch keine sichtbare Form gewonnen haben. Zu den Waffen wie zu den Nadeln liegt das Material längst fertig unter dem Boden der Gegenwart, welcher zu vergleichen ist der Hülle jenes Berges. Freund-

licher Frieden belächelt den Pfad, den wir sorglos und müßig betreten. Unter uns, ganz nahe unter dem Rasen liegt der Stoff zu zahllosen Werkzeugen des feindlichen Haders, und selbst aus der tiefsten Tiefe, wohin noch kein muthender Denker mit der prophetischen Arbeit seiner Schachte spürte, werden blutige Schwerter, hinmordende Spieße und unerbittlich daherfahrende Kugeln in Fülle hervorbrechen.

Vorerst indeß haben wir freilich noch vom Glück zu sagen, daß wir es zunächst unter unseren Füßen noch mehr von Rädern, Dampfmaschinen, Spinnereien, Eisenbahnschienen arbeiten und wimmeln fühlen als von Kugeln und Kanonen. Aber an diesen friedlichen Maschinen hängt manches Instrument des Krieges, das ihnen auf dem Fuße nachfolgen muß, wenn man erst so viele Maschinen aus dem Berge hervorgefördert haben wird, als das Schicksal bestimmte.

Wir liefen nun im Norden von Prehbühel (so schreiben die Geographen, die Leute schienen mir aber immer „Brähbichel" zu sprechen) mit den Gewässern des Arz-Baches zur Enns hinab. Alle die Gewässer, die im Süden jener mittleren norischen Alpenkette hinablaufen, haben durch die Mur und Drau einen weiteren Weg zur Donau zu machen, während die im Norden abfließenden sich durch die Enns bald dem Hauptflusse vermählen. Erst nach hundert Meilen langen Wanderungen treffen beide im Lande der Serben und Slavonier wieder zusammen.

Es war ziemlich frisch in diesen Thälern, was hier natürlich im Anfange Octobers nicht mehr Wunder nehmen konnte, denn es ist hier das ganze Jahr über mehr Kälte

als Hitze zu spüren. Indeß gehen die Extreme der größten Hitze und Kälte in diesen Bergthälern nicht so weit auseinander als wie in dem weiten Donauthale. In der Regel sinkt die Temperatur im Winter nicht tiefer als auf — 3 bis — 4° Réaumur. Sehr selten haben sie — 10°. Im vorigen Winter, der sehr kalt war, fiel das Thermometer einmal an einem Morgen auf — $11\frac{1}{2}$°, während man in Wien mehre Tage hindurch — 15 oder 16° hatte. Diese Angabe, die mir mein gütiger Freund, der Oberbergrath in Eisenärzt, ein aufmerksamer Wetterbeobachter, mittheilte, bezieht sich dazu noch auf ein Thal, welches viel höher liegt als Wien und auch noch gegen Norden geöffnet ist.

Unsere Straße führte uns immer zwischen den höchsten und wildesten himmelanstrebenden Felsenmauern hin. So schön, so unerschöpflich manchfaltig und stets neu und anders sie sich auch gruppiren, so sind sie doch für eine menschliche Seele fast zu großartig und zu wild. Es scheint, als habe der kleine Mensch sich hier wie Odysseus in die für Cyklopen und Riesen bestimmten Wohnplätze verirrt und als sei es Kühnheit, hier zu hausen. In einigen Dörfern sah ich Sonnenuhren an den Häusern, die nur die Stunden von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends auf dem Zifferblatte zeigten, weil die Sonne früher oder später zu keiner Jahreszeit einen einzigen Strahl in diese Dörfer wirft. Es scheint in solchen Dörfern die Sonne selbst an dem längsten Tage daher nur 9 Stunden.

Eine Felspartie auf der linken Seite, durch welche ein Paß zu dem genannten Radmer Thale hinaufführt, heißt: „zwischen den Mäuern", — und eine andere, zur rechten

Seite in nicht großer Entfernung liegend, heißt: „in der Noth", — zwei für diese Gegenden sehr bezeichnende Namen; denn man glaubt hier stets „zwischen Mauern" und in der hellsten „Noth" zu stecken. Die Seele des Menschen schreit hier aus tiefen Gruben zum Himmel auf, und selbst ohne das Detail der Mühseligkeit dieses Berglebens zu kennen, ohne es selbst erfahren zu haben, wie betrübt es sein mag, den sieben Monate langen Winter mitzumachen, im saueren Schweiße seines Angesichts trockenes, mageres Haferbrot zu verdienen, mit Anstrengung tagelang den schweren Pflug in die dünne Erdrinde des steinigen Bodens an steilen Bergabhängen einzustemmen und dabei unter zehn Erntejahren sechs Mißwachse zu erleben und schon dem Himmel danken zu müssen für die Erzielung der doppelten Aussaat, alsdann durch klaftertiefe Schneepfade im eiskalten Hauche des Nordwindes, umbrauset von einem bis zum Erblinden heftigen Schneegestöber, Hand anzulegen an die gefährlichen Holzarbeiten, um mit großer Anstrengung im Winter dadurch das zu ersetzen, was im Herbste das mit Schweiß gedüngte Ackerfeld verweigert hatte, — ohne dieß Alles und noch vielen anderen Jammer in den Bergen an eigener Person erfahren zu haben, begreift der Reisende vollkommen die Sehnsucht nach der Ebene, welche den Bergbewohnern innewohnt, und warum sie unter einem schönen Lande ein ebenes verstehen, in welchem das Leben wie die Flüsse ruhiger auf gemächlicheren und minder rauhen Pfaden hinströmt.

Ich sage, auch der flüchtig Reisende begreift dieß voll-

kommen, wenn er nur einige Tage mitten zwischen diesem titanischen Gemäuer gesteckt hat, und nichts als Felskolosse und immer wieder Felskolosse und Felskolosse sich in langen Reihen und zahllosen Verzweigungen vor seinen Augen entwickelten. Auch mein Franz, obwohl ein geborener Steiermärker, war von dem Eindrucke, den die hiesigen Felsen-Labyrinthe auf ihn machten, ergriffen und sagte: „Ah hier möcht' i nit wohna, 'sisch a grausliche Gegend!"

Vor einiger Zeit war hier der österreichische Kaiser durch's Land gezogen, und hie und da fanden wir noch Ehrenpforten in den Felsenpässen ihm zu Ehren errichtet, mit Inschriften, welche von der Einfalt, Naivität und Gutmüthigkeit der armen Bergbewohner zeugten.

„Gut ist unser Wille; doch arm ist unser Land,
„Nur Stein, Holz und Eisen in ihm bekannt."
„Zum Abschiede wir allezeit getreuen
„vielunterthänigen Hiflauer."

Diese Worte waren an eine Ehrenpforte geschrieben, die neben einer Brücke an einem wilden Gewässer stand, und umher natürlich hohe wilde Felsenstumpfe. Mir schien in diesem kunstlosen Monumente und seiner noch kunstloseren Inschrift etwas sehr Rührendes zu liegen.

Ich war der Felsen vollkommen satt, und als ich in Hiflau an der Enns ankam und hier hörte, daß es zum Kloster Admont zwei Wege gäbe, einen kürzeren durch eine sechs Stunden lange Fesschlucht, welche die Enns durchbricht, und einen zweiten, drei Meilen längeren Weg, der über eine kleine paradiesische Ebene hinführte, da überwog meine Sehnsucht nach der Ebene so sehr, daß ich den

Umweg vorzog. Ich gab mich leider dem Eindruck des Augenblicks hin und hätte jedenfalls besser gethan, die Fußpartieen durchjene Felsschlucht zu nehmen, die an großartiger Wildheit und malerischer Anhäufung der Felsen selbst in Steiermark nicht mehr ihres Gleichen haben soll.

Die Alpenbewohner, welche fast für die meisten Erscheinungen in ihrer großartigen Natur die bezeichnendsten Namen erfunden haben, nennen jene sechs Stunden lange Felsenkluft das „Gesäuse", wahrscheinlich weil die Gewässer wie die Lüfte, in der Regel heftig bewegt, durch diesen Spalt hinziehen. Ich kehrte also diesem Gesäuse den Rücken und suchte die kleine Ebene auf, welche man mir genannt hatte, um dann über sie, über St. Gallen und den Buchauer Berg meine Reise nach Admont fortzusetzen.

Noch einige nackte Felskolossen ließ der bequemliche Trab unseres Pferdes vor meinem Auge langsam und gemüthlich vorübertanzen, noch einige und noch einige. Es ist zum Erstaunen, wie oft die Natur ihr Füllhorn über gewisse Gegenden so verschwenderisch ausgeschüttet hat, daß der Reichthum dem Menschen zur Last wird. So hat sie Aegypten, so hat sie Theile von Ungarn und andere Länder so reich mit fetter Erde gesegnet, daß die Leute in diesem Fette ersticken. So hat sie über die preußischen Ebenen eine Fülle von Prosa und flachen Sandwellen ausgeströmt, daß Sanddünen hier als malerische Naturwunder gepriesen werden. So hat sie wiederum aus ihrem allmächtigen Riesenfüllhorn hierher nach Steiermark eine solche gewaltige Masse von pittoreskem Fels- und Steinmaterial herabträufeln lassen, daß

die Menschen mitten in dieser Ueberfülle des Schönen an dem größten Mangel des Nöthigen leiden. Auf einer Quadratmeile liegt hier von dem genannten Stoffe so viel, als nöthig wäre, um alle Parks der Welt mit Felsenpartieen zu versehen. Ja könnte man nur einen einzigen, ich will nicht einmal sagen, der hochthronenden, herrschenden und gebietenden Berge und Alpengipfel mit allem Nebenapparate, welches daran liegt, sondern nur einen einzigen der verlorenen und vergessenen, an seinem Fuße liegenden Vasallen oder Aftervasallen aus der Masse herauslösen und ihn z. B. in die Ebene von Norddeutschland versetzen, die ganze Bevölkerung würde andächtig auf den Knieen zu ihm hin pilgern.

Ich versuchte oben dem Leser eine Idee von der Einförmigkeit der ungarischen Ebenen zu geben, indem ich sagte, er müsse sich vorstellen, daß er durch eine lange Galerie von Bildern wandere, auf denen allen nichts dargestellt wäre, als Wolken, Grasebene, ein Storch und ein Brunnen. Nun hier ist es gerade umgekehrt. Hier muß man sich denken, daß die Bilder alle von oben bis unten mit den malerischesten Gegenständen angefüllt sind, mit Felsen, Mauern, Gehängen, Firsten, Schluchten, Teufelsbrücken, Gems- und Hexenstegen. Hoch umfliegen die Wolken wie nebelige Geisterschaaren die Gipfel der Gebirge, die mit gähnenden Höhlen klaffen. Die Mutter Gäa hat ihre Stirn überall so hoch aufgebäumt, daß vom Himmel nur noch kleine Fetzen sichtbar bleiben, und eben solche und noch kleinere Fetzen für Menschen und Pflanzen nutzbaren Bodens haben sich hier und da zwischen den unwirthlichen Steinen eingekeilt. Wie die Bäume

mit ihren Wurzeln die Felsen umranken und ihre Nahrung mühselig hier und da in den Winkeln und Verstecken finden, so wurzelt und wächst auch der Mensch hier nur kümmerlich in Mühsal und Noth und umklammert ein kleines nutzbares Fleckchen, das er irgendwo auffand.

Mit solchen Gemälden, sage ich, mit dem kraftvollen Pinsel eines Salvator Rosa gemalt, muß man sich nicht nur die Hauptsäle der Galerie, sondern auch alle die Nebenzimmer, die Vorplätze, Treppen, Corridore und das ganze Haus bis in die kleinsten Winkel hinein behangen denken. Es ist ein Anblick zum Erschrecken! Es ist, als äße man lauter Pfeffer oder als tönten von allen Seiten her Posaunenstöße, unter denen die sanften Klänge der Flöten und Violinen völlig verstummen.

Einige der interessantesten Gegenstände sind ohne Zweifel die Höhlen, welche sich auch in diesen Theilen der norischen Alpen befinden. Es wurden mir hier hinter Hiflau wieder mehre genannt. Auch sie sind noch keinesweges zur Genüge untersucht. Einige findet man in der „steiermärkischen Zeitschrift“ beschrieben, doch in der großen wissenschaftlichen Welt sind sie noch nicht so bekannt, wie sie es wohl verdienen. Die meisten werden nur von den Holzknechten besucht, die bei Unwetter in ihnen Schutz zu suchen pflegen, auch wohl darin übernachten. Einige dieser Höhlen sind sehr schwer zugänglich und liegen sehr hoch über der Meeresfläche. Bei Hiflau wurde mir eine genannt, die „Hartelshöhle,“ die 4000 Fuß über dem Meere liege. Sie geht wie die meisten anderen schräg in den Berg hinein in die Tiefe hinab. Sie soll viele Versteinerungen und Knochen von Thieren enthalten. Doch ist es im Sommer schwer,

die Höhlen zu untersuchen, weil der Boden dann ellenhoch mit Eis bedeckt ist, und weil es natürlich unmöglich ist, diese Eisdecke überall hinwegzuschaffen. Im Winter aber sind die Zugänge zu ihnen äußerst schwierig, und das Wasser, welches man zu dieser Zeit in den Höhlen findet, stellt dann oft ebenso viele Hindernisse entgegen, wie im Sommer das Eis. Durch einige von ihnen sollen wilde Gewässer strömen.

Endlich, endlich erreichten wir das „Landl;" so heißt nämlich jene kleine, völlig ebene, bequeme Oase, die man uns in Hiflau wie das gelobte Land verheißen hatte. Wir jubelten ihr laut entgegen und riefen wie Columbus nach Befahrung des wilden Wasseroceans (bei uns war es ein Felsenocean): „Land! Land!" — Die Alpenbewohner, wenn sie mit ihrem Alpenvieh im Herbst glücklich herabkommen, oder wenn sie nach einer Gems-, Wolf- oder Bärenjagd, von den letzten Felsen herabspringend, diese Ebene betreten, oder wenn sie im Winter auf den gefährlichen Triftwegen mit großen Holzschlitten herniederrutschen auf den im Gleichgewicht stehenden Boden, mögen auch mit einem dankenden Blick zum Himmel rufen: „Land! Land!" — daher haben sie es auch so bezeichnend und treffend „'s Landl" genannt. Die steiermärkischen Dichter nennen es das „norische Tempe." Dieß ist nun ein Bißchen zu viel. Denn in Tempe lagen doch mehre Städte, hier im Landl giebt es aber nur zwei reizende Dörfchen, eins, welches auch „Landl" heißt, und ein anderes Namens Reifling am Ausgange des Salzathales, das hier mündet und von hier aus zu dem berühmten Wallfahrtsorte Mariazell hinauf steigt. Ich wage nicht, die

Größe des Landl anzugeben, weil die Felsmassen und Gebirge, die sogleich schroff auf allen Seiten seines platten Grundes himmelan steigen, riesengroß sind und leicht mich getäuscht haben mögen. Aber es schien mir ein äußerst kleines, zierliches und appetitliches Herzogthumchen, über dessen grüne Wiesen unsere Blicke, die in den letzten Tagen wie arme Gefangene, vergebens nach Freiheit ringend, an den cyklopischen Gemäuern emporklommen, mit Entzücken dahin schweiften, gleich freigelassenen Vögeln.

Wir verließen hier das kaum erreichte Ennsthal, um über St. Gallen und die Buchauer Berge in den oberen Theil dieses Thales zurückzukehren. Bei St. Gallen traten wir schon in die Kreise der Wirksamkeit und der weitgehenden Herrschaft des berühmten Stiftes Admont, das hier in der Gegend weit und breit seine Eisenhämmer, Schlösser, Pfarreien und zehentpflichtigen Dörfer zerstreut hat. Der Marktflecken St. Gallen wurde von jenem Kloster aus gestiftet, und jetzt liegt daneben auf einem Berge das alte Schloß Gallenstein, das die Aebte von Admont erbauten und in welchem sie ihre Beamten und Verwalter wohnen ließen. Jetzt sind diese letzteren in den Ort selbst hinabgezogen, und das alte leere Schloß, das eine Zeit lang die Werkstätte von Schatzgräbern geworden war, ist nun um 400 Gulden an einen Nagelschmied verkauft worden, der es abbricht und sich das Material beßtens zu Nutze macht. Indeß bricht und brockt er schon zwei Jahre lang daran herum, und doch scheint seine Arbeit noch wenig fortgeschritten zu sein. Ich möchte wohl einmal ein Verzeichniß aller alten Schlösser, Thürme, Mauern, Ruinen, Stadtthore und Be-

festigungen sehen, die man in diesem Jahrhunderte an Nagelschmiede, Steinmetzen oder Baumeister um wenige hundert Gulden verkauft hat. Ich glaube, es würde sich eine gewaltige Menge zeigen und uns daraus mancher Vorwurf der Impietät gemacht werden können, den Oesterreichern jedoch im Allgemeinen weniger als anderen Völkern. Denn bei ihnen schließt sich das Neue immer mähliger an das Alte an.

Wir machten in St. Gallen bei einem Lebzeltner Mittag. Es pflegt hier häufig Lebzelterei mit der Wirthschaft verbunden zu sein. Diese Lebzeltner spielen überall in Steiermark eine große Rolle, theils weil die Leute viel Honigkuchen essen, theils weil sie bei ihrem Gottesdienst und ihren Wallfahrten viele Wachskerzen brauchen und auch die Sitte haben, sich untereinander Wachskerzen und Wachsstöcke zum Präsente zu machen. Der Wachsstock ist ein sehr gewöhnliches Tauf-, Pathen- und Hochzeitsgeschenk. Er wird dazu in allerlei zierlichen Formen, welche die Lebzeltner erfinden, zusammengelegt und mit Versen und Bildern aus Grätz, oder noch zierlicher mit kleinen aus Wachs bossirten Blümchen geschmückt. Die Lebzeltner aus Grätz selbst sind in diesen Arbeiten äußerst geschickt und geschmackvoll. Man kann diese Sitte, sich mit Wachsstöcken zu beschenken, durch die ganzen norischen Alpen und auch bis in das bairische Hochgebirge hinein verfolgen. In allen Vorrathskammern und Brautschatzschränken der Bauern findet man hier solche aufgeputzte Wachsgebilde.

Mein Lebzeltner hatte meistens polnischen Honig, über

dessen Unreinheit er sich beklagte. Hier in dem rauhen Hochlande wird wenig, aber ganz vortrefflicher Honig gewonnen. Er zeigte mir seinen Vorrath von Wachs, den er von den Bauern der Umgegend zusammengekauft hatte. Es waren lauter ganz kleine und etwas größere runde Kugeln, von zwei, drei Loth bis zu einem Pfunde. Die hübschen Töchter des Lebzeltners bemalten die Honigkuchen mit Weiß und Cochenillroth und versahen sie mit einfachen frommen Sprüchen, wie die Steirer sie gern verzuckert ihren Kindern schenken.

Wir hatten von St. Gallen aus viel zu steigen. Ich ließ meinen Kutscher mit dem Wagen nachschleppen und ging zu Fuß voran. Man trifft ohne Zweifel in Steiermark recht zweckmäßige, brauchbare und gewandte Leute, aber im Ganzen scheint mir das steirische Volk mehr Ehrlichkeit als Pfiffigkeit zu besitzen, und im Allgemeinen muß man gestehen, daß schon der benachbarte Oesterreicher in den Erzherzogthümern den Eindruck eines weit selbstständigeren, bedachtsameren und scharfsinnigeren Mannes macht. Ich traf dießmal auf meiner Fußpartie mit einem zusammen, der entschieden nicht zu den scharfsinnigen gehörte. Meine erste Frage, die ich an ihn richtete, war die, wie ein gewisser Berg heiße, den ich ihm bezeichnete. „Was schoff'n 's?" fragte er mich, weil er mich nicht verstanden hatte. — „Wie heißt der Berg da?" — „Ah, i versteh' kei Walsch" (kein Welsch). — „Ich frage Dich, wie jener Berg dort heißt." — „Ja so der Berg, wie der heißt? Aha! verzeig'n 's, i hab's halt nit verstanden?" — „Nun wie

heißt er denn?“ — „Wo denn? welcher Berg?“ — „Nun der, der!“ — „Aha seller do, der mit Schnee bedeckt ist?“ — „Nun ja der!“ — „Der das Horn do auf d' Seit'n hat, und wo der andere do rechts davon liegt?“ — „Jo das is a grauslich hoher Berg!“ — „Ja schon gut, ich frage aber, wie er heißt!“ — „Wie er heißt? mit Nomen?“ — „Ja wohl!“ schrie ich aus vollem Halse. — „Ja sellen weiß i nit zu nennen“, brummte er ganz phlegmatisch vor sich hin. Ich war außer mir und verabschiedete ihn auf der Stelle, indem ich meinen Weg allein fortsetzte. — Wir Norddeutschen zeigen uns in der Regel, so viel ich an mir und Anderen bemerkt habe, sehr ungeduldig gegen diese gutmüthigen Alpenbewohner und halten sie gleich von vornherein für dumm, wenn wir sie etwas langsam von Begriffen finden, was oft ebenso sehr an unserem fremdartigen Dialekt liegt, der sie etwas verdutzt macht, und an den sie sich erst nach einiger Zeit gewöhnen. Jedes Land hat seine aparte Art von Dummheit und seine besondere Klugheit. Unter ihren Landsleuten verstehen sich die Steiermärker so gut wie Diplomaten, und unser eins muß etwas Geduld mit ihnen üben.

Ich übte, wie gesagt, diese Geduld dieß Mal indessen doch nicht und setzte meinen Weg allein fort. Der Abend war herrlich. Mir zur Seite lag eine Reihe hoher Berge, lauter kahler, mit Schnee bedeckter, wilder Gesellen, eben die Kette, durch welche auf der anderen Seite das Gesäuse („'s G'säus“ sagt man hier) hindurch führt. Von unten aus scheinen Einem alle Berge in diesen Hochgebirgsgegenden gewal-

tig, und es kommt Einem nicht darauf an, ob der eine einige tausend Fuß höher ist als der andere, wie der gemeine Mann alle über ihm Stehende für „vornehme Leute" hält. Erst wenn man höher steigt, dann erkennt man wieder die Koryphäen und Gebieter unter den Gewaltigen.

Die Lichteffecte und Farbenspiele an diesen Bergen waren wundervoll und äußerst manchfaltig. So z. B. wechselten bei einer dieser mächtigen Pyramiden drei Mal Schatten und Licht mit einander ab. Seine Spitze schimmerte im hellsten Lichte, dann kam eine Schattenregion, von der eine Wolke die Sonne abhielt, dann folgte ein von der Sonne beschienener Ring, und der Fuß lag wieder in dunkeln Schatten. Einen dieser Kolosse hatte ich beständig vor mir und verfolgte alle Nuancen seiner Färbung, die er, indem Apollo an der Himmelsleiter herabstieg, der Reihe nach durchspielte. Seinen Fuß tauchte er in schwarzen Tannenwald. Danach kam lichteres Gebüsch und dann weißer Schnee. Seine Spitze war gelb, und über der Spitze schwebte ein geröthetes Gewölk. Dieß Gewölk wurde immer röther. Das Gelb der Spitze verwandelte sich auch in Roth, das Weiß des Schnees in Gelb-Orange, und endlich glimmte der ganze Koloß in einem dunkeln schönen, purpurnen Feuer-Roth, als hätte ihn ein Gott mit Gluth erfüllt.

Als eben dieses prachtvolle Schauspiel in seiner höchsten Vollendung dastand, kam ich auf der Höhe des Buchauer Berg-Ueberganges an und blickte in das schöne

obere Ennsthal hinab. Es durchzieht hier der Fluß einen weiten, bequemen Kessel, den er früher vielleicht als See ausfüllte, bis er seinen Weg durch das Gesäuse fand. Jetzt ist dieser weite, von mächtigen Gebirgen und pittoresken Felsmassen umstellte Kessel ein lachendes, schönes Thal, in dessen Mitte man die reiche Abtei Admont (ad montes) gewahrt. Zur Linken im Hintergrunde gewahrt man den Eingang zum Gesäuse um so deutlicher, je tiefer man auf dem Zickzackwege des Buchauer Abhanges hinabsteigt. Dieser Eingang ist in der That höchst merkwürdig. Denn es scheint nicht, daß ihn eine allmählig wirkende Gewalt bildete, sondern es sieht vielmehr aus, als sei er auf einen Schuß und Stoß entstanden. Zu beiden Seiten liegen nämlich zwei Bergkolosse auseinander gerissen und etwas schief in verschiedenen Richtungen auf die Seite geneigt. Die gleichförmigen Schichtungen der Felsarten bei beiden, deren Abtheilungen vollkommen auf einander passen, zeigen deutlich, daß beide Stücke einst zusammengehörten und daß sie auf ein gewaltiges Commando-Wort aus einander flogen und etwas schief in die weichen Massen zu den Seiten hineinstürzten. Diese weichen Massen erstarrten später, und nun liegen die Thorpfeiler in der Lage, welche sie damals einnahmen, für Jahrtausende fest. Die schroffen, inneren Abhänge des Thores sind kahl, die äußeren aber mehr oder weniger bewachsen. Die Enns strömt in den engen Paß hinein. Unmittelbar vor dem Passe liegt das Dörfchen Weng, und hineinblickend gewahrt man im Hintergrunde schneeige Berghäupter und ein furchtbares Felsen-Chaos.

Hier bestieg ich wieder meinen Wagen und rollte auf einem schönen ebenen Wege durch die üppigen Fluren und Felder der Admonter Herren, durch den Marktflecken, welcher zum Kloster gehört, auf den weiten, prächtigen Hof des klösterlichen Schlosses hinauf.

Stift Admont.

Admont ist das bedeutendste und berühmteste Stift in diesem Theile der Alpen weit und breit. Es ist sehr reich dotirt, und seine Aebte, die immer eine wichtige Rolle in der Geschichte Inner-Oesterreichs spielten und noch jetzt zu den ersten Landständen der Steiermark gehören, nannten sich sogar „von Gottes Gnaden," z. B.: „Adalbertus Dei Gratia Abbas Admontensis." Es gehören nicht weniger als 36 Pfarreien zu diesem Stifte. Zwei Gymnasien und mehre andere Schulen werden von hier aus geleitet und mit Lehrern besetzt. Der Plan zu dem Gebäude des Stifts ist in demselben großartigen Style angelegt, den wir schon oben bei den Donauklöstern beschrieben. Ebenso wie jene wurde der Bau in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen. Ebenso wie bei jenen ist er aber auch nicht zu Ende geführt worden. Admont wie Florian, wie Klosterneuburg, wie Strahof, wie Martinsberg, sie liegen alle zusammen unvollendet da. Die Kriege unter Maria Theresia, die Reformen unter Joseph II., die Revolutionen unter Leopold und Franz ließen nicht Geld und Muße genug. Der jetzige lange Friede gewährt beides vielleicht wieder in größerem Maße. Denn ich fand in jedem

der genannten Klöster wieder etwas Bauthätigkeit. Doch auch selbst so unvollendet, wie das Kloster dasteht, stellt es sich schon als ein Prachtgebäude dar, wie ich schon vom Buchauer Berge aus mit meinem Perspective gesehen hatte. Und wie viel Raum in diesem unvollendeten Gebäude sein müsse, konnte ich sogleich, obwohl es bereits dunkler Abend geworden war, an der Größe des Zimmers sehen, das man mir angewiesen hatte und in welchem ich nun der Rückkehr des Prälaten, der seit einigen Tagen auf die Gemsenjagd ausgefahren war und in jedem Augenblick zurückerwartet wurde, entgegensah.

Ich konnte in diesem geräumigen Zimmer zwanzig Schritt vorwärts und rückwärts und in allen Richtungen machen, und ich machte sie geduldig einige Dutzend Male hin und her, indem ich mir zugleich die ganze Einrichtung besah. Diese war ungefähr noch so alterthümlich und ehrwürdig, wie wir dieß außer Oesterreich bei uns in der Regel nur noch auf dem Theater sehen, wenn irgend ein edler Ritter aus vorigem Jahrhunderte auf einem alten Schlosse als Gast ankommt und in den vier Mauern seine Selbstgespräche hält. Die dicke eichene Thüre war mit Engelsköpfen und anderem Holzschnitzwerk geschmückt, der große Kachelofen rundherum mit aus Eisen geschmiedeten Arabesken und Schnörkeln geziert und gekrönt, die hier sich sehr wunderlich ausnahmen und die ihm zu Gesicht standen, wie einem Ritter seine steife Halskrause.

An den hohen Wänden hing nichts als ein kleiner, schon erblindeter, wahrscheinlich venetianischer Spiegel, in

einen breiten massiven Metallrahmen, der übergoldet war, gefaßt. Vor ihm stand auf einem kleinen Pulte ein Crucifix, das den Wanderer an höhere Pflichten erinnerte. Die Fenster waren groß wie Kirchenfenster, die Scheiben aber klein, und sie klirrten im Nachtwinde zwischen ihren bleiernen Einfassungen. Außen führte ein großer Erker um das Zimmer herum, auf dem es im Sommer und am Tage eine herrliche Aussicht geben mag. Jetzt überließ ich ihn den Octoberwinden und den Gewalten der Nacht, zog mich zu dem alten mit Eisen gezierten Ofen zurück, der bald von einer wohlthuenden Wärme erglühte, und überließ mich dem Spiele meiner Gedanken, das durch diese schöne Wärme in mir erregt wurde, so lange, bis ich endlich die vierspännige Karosse des Prälaten und die Jagdwagen seines Gefolges in den Hof rollen hörte.

Der „Pater Hofmeister" (so heißt in den österreichischen Klöstern der Mönch, der die Wirthschafts-Angelegenheiten, die Haushaltung, die Küche, den Keller, die Gäste u. s. w. besorgt), hatte mich schon bei der Ankunft freundlich bewillkommnet und kam nun zu mir, um mich dem Prälaten vorzustellen, in welchem ich einen würdigen, einfachen und kräftigen Greis von 70 Jahren fand. Er führte uns sogleich zur Abendmahlzeit, wozu es schon die höchste Zeit war. Es speisten mehre Mönche mit uns, die noch alle voll waren von den Ereignissen der Jagd. Die Admonter Besitzungen in den Alpen gehören mit zu den gemsenreichsten Gegenden, und seit alten Zeiten pflegten daher die gelehrten Mönche diesen Jagden obzuliegen und sich dadurch kleine Intermezzos zu bereiten, die gewiß nicht

wenig dazu beitrugen, sie lebensfrisch, gesund und studienlustig zu erhalten.

Der Prälat erzählte uns, daß sie hier einen riesigen Berg hätten, der „das Hochthor“ heiße. Den Gemsen auf diesem „Hochthore“ habe dieß Mal die Jagd gegolten. Am ersten Tage seien sie so weit auf den Berg hinaufgefahren, als man zu Wagen gelangen könne; dann hätten sie in einer Sennhütte übernachtet. Am anderen Tage aber sei das Wetter leider nicht günstig gewesen. Die Berggipfel hätten den ganzen Tag über in Nebel versteckt gelegen. Er habe daher seinen Leuten ein „Beßtes“ gegeben, d. h. er habe sie nach dem Ziele schießen lassen und den beßten Treffern einen Preis ertheilt. Nach dem Ausschießen des einen „Beßten“ habe er noch ein Beßtes gegeben, und damit hätten sie sich den ganzen Tag über beschäftigt. Am anderen Tage sei endlich schönes Wetter geworden, und sie hätten sich früh Morgens auf die Gipfel des Hochthores hinaufgemacht und bald dort einige Gemsen entdeckt. Unter ihnen habe er den größten Gemsbock erblickt, den er jemals in seinem Leben gesehen; „ein rechter krämischer Kerl“ sei es gewesen, sprach einer der Mönche dazwischen. Ich fragte, was das Wort: „krämisch“ bedeute. Sie sagten, das bedeute so viel als „dürmisch“ oder „grimmisch“, grimmig. Ein „krämischer Bock“ sei eine große, starke Gems „mit hartem Blick und langem Barte.“ Derselbe Bock, fuhr der Prälat fort, sei hoch oben auf einer Wand postirt gewesen und habe von hier aus dem Treiben der Jäger wohl über eine halbe Stunde lang, unruhig hin- und herlaufend und stets nach allen Seiten ausspähend, zugesehen. Endlich als sie ihm auf mühseligen

Wegen nahe gekommen, sei er plötzlich pfeifend und meckernd zurückgesprungen und verschwunden. Es sei ihnen nicht gelungen, seiner habhaft zu werden, aber einige seiner Geisen und Kitzen hätten das Fersengeld bezahlen müssen.

Es ist mir natürlich unmöglich, das ganze Detail der Jagd, wie die Mönche es mir vorführten, wiederzugeben, obgleich ich ihren Schilderungen und Erzählungen mit gespannter Aufmerksamkeit und großem Interesse zuhörte. Die Einzelheiten einer Gemsjagd sind so manchfaltig und die kleinen Ereignisse dabei so bunt, wie die Oberfläche der Gebirge, und ein Gemsjäger weiß dieß Alles bis auf die kleinsten Nuancen, die Tiefe oder Höhe der Stimme, welche dieser oder jener Bock machte, so lebendig aufzufassen und wiederzugeben, wie die schriftliche Schilderung es nicht vermag. Ich beneidete die gelehrten Herren um die glückliche Situation ihres schönen Klosters, das ihnen so manche wohlthuende Ausspannung möglich machte, wie ich sie hier und da auch unseren deutschen Gelehrten zuweilen wünschen möchte.

Eine ganz eigenthümliche Stiftung, die sich im Kloster Admont befindet, ist die Versorgung von zwölf Cretins, die man daselbst ernährt und daneben auch zu kleinen Diensten braucht, zum Ofenheizen, zum Zimmerfegen, im Stalle u. s. w. Solche kleine Dienstleistungen, die ihnen nicht zu hoch sind und auf die man sie einexerciren kann, üben die Cretins mit einer Pünktlichkeit aus, wie Maschinen. Braucht man sie als Boten, so lassen sie sich durch nichts am Wege aufhalten, sie gehen durch Dick und Dünn, vertheidigen sich gegen Jedermann, der geneigt sein sollte, den Brief ihnen zu nehmen,

und liefern ihn keiner anderen Person aus als der ihnen bezeichneten. Hat man einen Cretin darauf eingeübt, des Morgens um 6 Uhr Holz in den Ofen zu stecken, so kommt er mit seiner Ladung Holz so gewiß und sicher zu rechter Zeit angeschleppt, als bewege er sich, wie die 12 Apostel an der Straßburger Kirchthurmuhr, auf einem von der Maschine geschobenen Bretchen.

Die Stiftung für die zwölf „Gacken" im Kloster schreibt sich noch aus alten Zeiten her, wo einmal ein Troddel den Klosterherren einen sehr nützlichen Rath gegeben hat. Leider erinnere ich mich nicht mehr, was es war; entweder hatte er in Kriegszeiten einen Plan der Feinde belauscht, oder bei der Stiftung des Klosters den Platz angezeigt, wo man es bauen sollte, oder sonst etwas Aehnliches. Es ist sehr bemerkenswerth, daß dem natürlichen Instincte der ihres raisonnirenden Verstandes beraubten Cretins hier und da viele Dinge klar zu sein scheinen, die den anderen Menschen entgehen. Sie sind gewissermaßen überall in den Alpenländern eine Art prophetischer Capitols-Wächter. Denn man erzählt sich überall viele außerordentliche Geschichten und Vorfälle, bei denen ein Cretin Unheil verkündete oder abwandte. Auch in der Schweiz soll ja ein Cretin bei der Schlacht von Sempach den Vaterlandsvertheidigern durch Ausforschung der feindlichen Pläne sehr nützlich geworden sein. In Steiermark hört man fast in jeder Familie von dem Troddel des Hauses etwas Wunderbares citiren.

Wenn einer der zwölf Admonter „Gacken" stirbt, so meldet sich, um seinen bequemen klösterlichen Posten einzunehmen, oft eine Menge wunderlicher Candidaten, die sich,

zuweilen auf eine sehr barocke Weise, mit Orden und Flittern aller Art geschmückt, empfehlen und mitunter sehr brillante Namen tragen, wie Julius Cäsar, Napoleon, Kaiser von Marokko ꝛc. Diese prächtigen Namen sind durchweg bei den Cretins in Mode. Auch die Straßen-Cretins in Salzburg, die daselbst noch vor einigen Jahren existirten, hatten solche brillante Namen, unter denen sie allgemein bekannt waren. Je größer der Abstand zwischen zwei Dingen ist, desto mehr fühlt sich der Witz aufgefordert, Vergleiche anzustellen. Die Cretins, welche ich selber im Kloster sah, hatten indeß nicht solche prachtvolle Namen. Der eine hieß: „Joschtel", was eine steirische Umänderung von Joseph ist, und der andere „Hießel", was eine Abkürzung von Matthias sein soll, die so herauskommt: Matthias, — Matthis — Thiß — Hieß — Hießel.

Das Merkwürdigste an diesen Wesen, wo ich sie zu beobachten Gelegenheit fand, war mir immer ihre Sprache. Es ist dieselbe äußerst verschieden; ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß sie bei einigen nicht viel anders als wie das Meckern einer Ziege klang, bei anderen mehr mit der Sprache der Schafe Aehnlichkeit hatte. Durch die Gestalt und Lage des Kropfes soll die Stimme ihrer Kehle sehr modificirt werden. Unter einander verstehen sie sich sehr gut. Mein Kutscher Franz erzählte mir am folgenden Morgen, er habe mit dem Hießel und Joschtel im Stall geschlafen. Sie hätten die ganze Nacht auf dem Stroh gelegen. Am Morgen hätten sie sich dann ein wenig abgebustelt, wie die Hühner, thun, das wäre ihr Ankleiden gewesen, und dann hätte Hießel zum Joschtel gesagt: „Käh Bo!" Das hätte so viel

heißen sollen als: „Geh, Bua, auf den Boden und hol' den Rossen an Heu!" und Joschtel hätte auch wieder zum Hießel gesprochen: „Käh Bo!" womit er hätte andeuten wollen, er solle hinaufgehen und dem fremden Herrn auf seinem Zimmer einheizen. Ich dachte mir dabei, daß, wenn dieß Alles mit „Käh Bo" angedeutet werden kann, die Trobbeln-Sprache noch kürzer ist als die lacedämonische.

Viele der armen Trobbeln werden auch noch außerhalb des Klosters von den mildthätigen Mönchen versorgt. Es giebt auch zuweilen Trobbeln, die so viele Eigenthümlichkeiten haben, daß sie in der ganzen Nachbarschaft ihres Wohnorts männiglich bekannt sind. So war jetzt im Admonter Enns-Thale ein Cretin, den sie den „Knödel-Wastl" nannten, berühmt. Er zieht mit einem Sack mit Knödeln im Lande herum, treibt Possen und läßt Possen mit sich treiben, wofür ihm die Leute einige Knödel in den Sack stecken, von denen er sich nährt. Von Admont aufwärts im Enns-Thale nehmen die Trobbeln bedeutend ab.

Nachdem uns der Herr Prälat am Abend nach dem Essen verabschiedet hatte, ging ich noch mit dem Pater Hofmeister ein Stündchen auf meine geräumige Zelle, wo wir uns der vielen trefflichen Männer erinnerten, welche dieses Kloster in verschiedenen Zeiten schmückten und noch schmücken. Mir war von allen keiner werther als der steiermärkische Historiograph, Herr Alb. von Muchar, den ich in Grätz selber kennen gelernt hatte, und dessen Empfehlung ich die nähere Bekanntschaft des Klosters verdankte. Ich hüte mich sonst überall, einen lebenden Menschen persönlich zu nennen, weil ich glaube, daß wir manchem selbst mit unserem Lobe miß-

fallen könnten. Aber dieser treffliche Mann verzeihe es mir, wenn ich hier eine Ausnahme von meiner gewiß richtigen Regel mache und seinen Namen hier nenne, der mir die Erinnerung an eine so liebenswürdige Persönlichkeit hervorzaubert. Man findet zuweilen Menschen, denen man es auf den ersten Blick anmerkt, daß man ihr Freund werden könnte. Die Eindrücke, welche während eines leider nur zu kurzen Umgangs ich von jenem gelehrten, wohlwollenden und frommen Benedictiner-Mönch empfing, werden sich nie in mir verwischen, und ich werde sein Andenken immer als etwas Theueres und Wohlthuendes in mir bewahren und pflegen. Wie sehr bedauerte ich es, ihn nicht hier in seinem schönen Kloster sehen zu können. Er ist schon seit mehren Jahren in Grätz als Professor der Geschichte.

Indeß ward mir auch ohne ihn durch seine gütige Fürsorge hier recht wohl. Seine hiesigen Freunde boten Alles auf, seinem Bekannten, ihrem Gaste, die Zeit so angenehm und nützlich als möglich zu vertreiben. Am anderen Morgen zeigten sie mir zunächst die Sammlungen ihres Stifts, und dann machten wir einen Spaziergang in die reizende Umgebung desselben.

Die Bibliothek des Klosters zählt nicht weniger als 100,000 Bände und besteht schon seit ziemlich langer Zeit in dieser Größe. Denn während in Ungarn und dann in dem daran stoßenden Untersteiermark stets von so mancherlei feindlichen Barbaren so viele Klöster und Archive zerstört wurden, blieb Admont im schönen oberen Enns-Thal stets unzerstört und ungeplündert in Frieden ruhen.

Es ist im Allgemeinen schwer, einen Erdfleck zu finden,

der nicht in irgend einem Kriege mit Gemetzel und Blutvergießen erfüllt wurde, der nicht entweder in irgend einem dreißigjährigen oder siebenjährigen Kriege einmal niedergebrannt oder beschossen und ausgeplündert worden wäre und der nicht den Schauplatz zu einer Schlacht oder doch einem Scharmützel hergegeben hätte.

Meine Benedictiner Freunde konnten sich nicht entsinnen, daß je etwas Aehnliches bei oder mit ihrem Kloster stattgefunden habe. Die Mongolen kamen bei ihrem berühmten Einfalle in Europa, bei welchem sie Ungarn versengten und verbrannten, von Schlesien aus nur bis Mähren und von Ungarn aus nur bis Wien, in dessen Nähe ihre äußersten Streifcorps herumstreiften. Die Türken machten zu verschiedenen Zeiten nicht weniger als 12 Einfälle in die Steiermark und verheerten selbst einmal die Obersteiermark. Allein bis Admont kamen sie nie, selbst nicht bei den Belagerungen von Wien, wo doch viele ihrer tatarischen Reiter die ganze Umgegend weit und breit durchplünderten. Der äußerste Ort, den sie erreichten, war Rottenmann, drei Stunden von Admont. Die Franzosen hatten sie hier blos im Jahre 1806, aber in friedlichen Quartieren. Die Russen kamen ebenfalls nicht hierher.

In der That, man sollte diesen Ort als einen geweihten betrachten und dieses Thal vor allen auszeichnen und durch ein Friedensmonument ehren, wenn es sich durch nähere Untersuchung seiner Geschichte noch sicherer herausstellte, daß hier wirklich nie ein kriegerischer Gräuel verübt wurde, daß die Admontischen Mönche in der That seit tausend Jahren in tiefem Frieden in ihrem stillen, abgeschlossenen Thale

die Alpenbewohner unter ihrem Krummstabe wohnen und leben ließen.

Es mögen in dieser Bibliothek noch manche verborgene Schätze stecken. In neuerer Zeit hat sie auch der berühmte Naturforscher Davy benutzt, der hier mehre Wochen hindurch der Gast der Benedictiner war. Die anderen Sammlungen des Klosters enthalten indeß wenig Bedeutendes, und wir durcheilten sie rasch, um in's Freie zu kommen, wo die Sonne immer prächtiger über den Bergen emporstieg und ein herrlicher, reizender Tag seine Toilette machte.

Der Garten des Klosters ist sehr anmuthig, doch weilten wir nicht lange in ihm, um lieber uns den großartigen Garten, den die Natur selber hier anlegte, zu betrachten. Wir suchten zu seiner Ueberschauung einen höheren Standpunct zu gewinnen, und meine Klosterfreunde führten mich zu ihrem kleinen Schlosse Röthelstein, das auf der Spitze eines kleinen Vorsprungs am Fuße der Alpen liegt. Es ist ein Lustschloß, in welchem zuweilen kleine Feste gefeiert und hohe Gäste von den Mönchen fetirt werden.

In dem Hauptsaale des Schlosses sind an den Wänden alle Schlösser, die das Kloster Admont im oberen Ennsthale und seinen Nebenthälern besitzt, al fresco in bunten Farben dargestellt. Ein Erker des Saales tritt auf eine vorspringende Spitze des Berges hinaus, und wir nahmen hier mitten unter allen, den gemalten und wirklichen, Reichthümern Platz, indem meine Freunde ein Fläschchen „Eisenpförtner", so heißt einer der Weine des Klosters von der mächtigen

alten Eisenpforte des Kellers, in welchem er aufbewahrt wird, serviren ließen.

Sie nannten mir die Namen der Bergriesen, welche wie gewaltige gewappnete Wächter ihr friedliches Thal umringten, das „Hochthor", den „großen Burgas", den „Lugauer" und andere. Das Thal ist wahrscheinlich früher ein See gewesen, der über den niedrigsten Theil dieser Berge, über den Buchauer, über den ich gestern hereinkam, seinen Ausfluß hatte, bis endlich die Kluft des Gesäuses tief eingesprengt wurde, und er durch diese ganz ablief.

Man erstaunt über die manchfaltige Zusammensetzung eines einzigen solchen Bergriesen, wenn man sich von Kundigen in die Details seiner Spitzen und Abstufungen und ihrer Benennungen einführen läßt. Da findet sich, daß, wie bei einem Seeschiffe jeder Mast, jede Rae, jeder Strick, so auch hier jede Spitze, jede Wand, jede Felsensäule, jeder Absatz, jedes Wäldchen, jedes Alpwiesen-Stückchen ihren eigenen Namen und ihre besondere Beschaffenheit haben. Doch sind natürlich nicht Jedem alle diese Namen bekannt. — Die Jäger, die einen Berg häufig besteigen, haben für viele Bergtheile noch besondere Namen, von denen der Ackersmann des Thales nichts weiß — die Sennerinnen haben wiederum viele Bergtheile getauft, deren Detail der Jäger nicht kennt, und die Geographie und vollständige Topographie eines einzigen dieser Berge verlangt ein genaues Studium. Die meisten dieser Namen sind Appellativa, die erst später zu Propriis wurden. Man kann ihre Manchfaltigkeit nicht genug bewundern. Es ist fast kein Berg in den ganzen

Alpen, der nicht ganz neue bei anderen Bergen gar nicht wieder erscheinende Benennungen aufzuweisen hätte.

Doch giebt es gewisse Appellativa, die, mit kleinen Beisätzen versehen, in gewissen benachbarten Gegenden sehr häufig wieder vorkommen. Sehr viele dieser Ausdrücke sind, weil die Vergleichung der Berge mit gigantischen Bauwerken sehr nahe lag, von architektonischen Gegenständen hergenommen. So heißen in diesen, wie allerdings auch in anderen Berggegenden schroff abfallende Felsenmassen: „Wände", z. B. die „hohe Wand", die „lange Wand." Spitzige, hohe Felsen werden „Thürme" oder auch „Gräten" genannt, z. B. der „Hexenthurm", der „Falken-Grat." Flache, kahle, graslose Felsenplateaus heißen „Breter" oder auch „Steinbreter", z. B. das „Further Bret." Gewisse tief eingeschnittene Thäler nennt man „Gräben." Schroffe Felsen, die sich nahe gegenübertreten und einen Paß zwischen sich lassen, werden mit Thoren verglichen, z. B. das „Hochthor." Wenn das Thor klein ist, so wird es „Thierl" (Thürchen) oder „Thörl" genannt, z. B. das „Grabener Thierl" — und wenn ein niedriger Felsdamm sich zwischen solchen Thoren hinzieht, so heißt er ein „Riegel", so wie die kleinen Nischen, die man zu Zeiten in den Wänden findet, „Oefen" genannt werden, unter denen bei schlechtem Wetter die Gemsen gewöhnlich unterstehen.

Auf der Rückkehr von unserem schönen Schlosse besuchten wir die Bewohner einiger malerisch am Abhange des Berges liegenden Häuser. Diese steirischen Alpenhäuser tragen in der Regel wenig zur Verschönerung der Landschaft bei, weil sie nur aus nacktem Tannenholz gezimmert sind,

das unbedeckt gelassen wird, und welches die Steirer nicht, wie die bairischen oder schweizer Aelpler, mit frischen schönen Farben anstreichen. Anfangs, so lange sie neu sind, haben diese Wohnungen die weiße Farbe des Holzes. Mit der Zeit aber werden sie auf der Sonnenseite nach Süden hin ganz braun, indem hier überall das Harz hervorquillt und die Oberfläche mit einem dunkeln Kastanienbraun überzieht. Die nördliche Seite dagegen, wo die Sonne das Harz nicht hervorlockt, bedeckt sich mit einem noch melancholischeren Grau. In der Form übrigens gleichen sie sehr den Wohnungen in anderen Theilen der Alpen. Es scheint, daß gewisse architektonische Formen durch die ganze Alpenwelt hindurchgehen. Ueberall zeigt sich das weit vorspringende Dach, überall der rund um das Haus herumlaufende Balcon. Hier in Steiermark nennen sie diesen Balcon „'s Gangl" (der Gang).

Das Merkwürdigste bei diesen Leuten sind aber manche Eigenthümlichkeiten ihres Dialekts, die zuweilen so sonderbar sind, daß man nicht begreift, wie sie darauf fallen konnten. So setzen sie bei gewissen Worten — sie müssen es ja wohl für eine Verschönerung halten — vor dem einfachen „t" oder „d" noch ein „s" oder „sch"; so z. B. sprechen sie statt: der „Wirth" der „Wirscht", statt „geworden" „gewurschten". Umgekehrt aber lassen sie das „s" da, wo es hingehört, oft aus; z. B. statt „Wurst" sagen sie „Wurth". „Hat der Herr Wirscht keine Wurth?" — Das „r" wird in ihrem Munde oft ein „d"; z. B. hört man bei ihnen der „Kedl", statt der „Kerl".

Wir fanden einen solchen steirischen „Kedl" vor seiner Hütte sitzen. „Nun seid es wohl", redeten wir ihn an mit

dem Neutrum Singularis des Pronomen personale dritte Person („es") und dabei die zweite Person Pluralis des Verbums (seid) setzend, wie es die wunderliche Grammatik dieses Volks erfordert.

„Seid es wohl?"

„Hän's?" fragte er. Dieß soll heißen: „Was sagen Sie?" — „Hän's?"

„Ich sage, ob es wohl seid?"

„Aha, o ja! ja!"

„Ist denn sei nicht z' Haus?" — Die Sei (Sie) ist immer die Frau vom Hause. Es mögen noch so viele Sie's im Hause sein, so ist mit der „Sei" immer die Wirthin gemeint.

„Ja, ja, sei isch z'Haus."

Er führte uns in's Haus und stellte uns seiner Frau vor.

„Das woar mei' Frau." — Aus Höflichkeit sagen sie nicht: das „ist" meine Frau, sondern das „woar" meine Frau. Dieß soll eigentlich der Conjunctiv des Imperfects sein: „Dieses wäre denn meine Frau." Allein ihrer Aussprache nach wird der Indicativ daraus.

„Bua! lauf rund aufi! und hol' den Herrn a Milch!" — sprach er dann zu seinem Sohn, indem er sich des Wortes „rund" für schnell bediente, wie die Steirer dieß allgemein thun. Sonst bedienen sie sich auch wohl statt „rund zu laufen" der Redensart: „schlaun lassen," was so viel heißt als: „schleunig zugehen lassen." Z. B. „laß Du nur rund schlaun," d. h. „geh schleunig!" Es heißt das Wort „rund" auch „viel", z. B.: „Es hat schon rund Schnee auf den Bergen", oder: „Ja mein Nachbar hat rund

Geld!" — „A runder Bua" heißt ein voller, gesunder, hübscher Bursche!

Wir tranken die Milch und sahen uns bei den Leuten in „Stubl", „Kuchl" und „Gangl" etwas um. Sie küßten uns Hand und Arme, und wir ließen dann rund bergab schlaun, um im Flecken Admont selbst noch eine Sensenfabrik zu besichtigen.

Die „Sei" rief uns noch etwas nach, was ich nicht gleich verstand.

„Häns?" fragte ich sie: „Verliert' es enger Tüchl nit!" wiederholte sie. Das heißt: „Verliert Ihr Euer Taschentuch nicht!" Das Wort „eng" ist der Dativ von Euch und davon wird das Possessivum „Enger" gebildet.

Die steirischen Sensen oder, wie die Leute hier sagen, „Senksen" sind in der ganzen Welt berühmt, und es ist bei allen Landwirthen bekannt, daß weder die schwedischen, noch die englischen, noch sonst irgend welche andere sie übertreffen. Eine steirische Sense ist so elastisch und dabei doch so dauerhaft und fest, daß man sie bis auf den letzten Messerrückenstreifen abnutzen kann, ebenso wie ein steirischer Räderbeschlag noch dient, hält und schützt, wenn er auch bis auf die Dicke eines Pappbogens abgeschliffen wurde, wobei alles andere Eisen längst zersprungen und abgefallen sein würde.

Theils ist es die unnachahmliche Güte, welche das steirische Eisen von der Natur empfangen hat, theils aber auch die Schmelzung und Behandlung des Erzes durch Holzkohlen, was ihnen jene Vorzüge giebt. Steiermark ist beinah

zur Hälfte mit Hochwald *) besetzt und kann daher immer noch Holzkohlen genug liefern, während England sein Eisen mit den seiner Güte nachtheiligen Steinkohlen bearbeiten muß. Die Steiermark versorgt daher auch seit alten Zeiten her viele Nachbarländer, als Ungarn, Italien, Deutschland, mit Sensen und anderen Schneidewerkzeugen. Es werden dieselben hier in solchen Quantitäten und zu so billigen Preisen gemacht, daß man z. B. ein Dutzend Rasirmesser zu 33 Kreuzern kaufen kann.

Der Hauptsitz der Eisenfabrication ist Obersteiermark, wo man in allen Thälern pochen, hämmern, schmieden und schleifen hört und sieht. Im Ennsthal, im oberen Murthale und in ihren Seitenthälern befinden sich die zahlreichsten und vornehmsten Werkstätten. In Osten stößt dieses Eisenfabrikations-Gebiet an die Baumwollen-Manufacturen und Spinnereien von Wien bis Neunkirchen und fängt gleich mit der steirischen Gränze am Schneeberge an, und im Westen geht es bis zum Salzkammergut, wo es ebenfalls mit der steirischen Gränze aufhört, indem dann dort überall die Salzgewinnung die meisten Hände beschäftigt.

Die Sensenschmiede sind hier gewöhnlich reiche Leute, und wie man bei uns vom reichen Gerber, Bäcker oder Brauer hört, so hört man hier überall vom reichen Sensenschmied. Von einem reichen Sensenschmied hörte ich, der jährlich 1000 Gulden an die Armen gäbe und auch sonst

*) Die ganze Oberfläche des Landes beträgt 3,900,000 Joch, davon sind 1,550,000 Joch Hochwald.

noch überall, wo er könnte, wohlthäte. Dabei sind diese Sensenschmiede, obgleich sie oft große Werke und viele Knechte im Dienst haben, nicht etwa vornehme Fabrikherren, sondern einfache Bauer- und Bürgersleute. „Sonst waren wohl Millionaire unter diesen Leuten," sagte mir einer meiner Mönche, „und es giebt ihrer noch einige. Doch fängt auch unter ihnen der Luxus und die Verschwendungslust unserer Zeit an zu grassiren. Die, welche sonst zu Fuß gingen, wollen sich jetzt schon Equipagen halten und ihre Töchter schön kleiden. Da wird denn Vieles versäumt."

„Sonst war es ein gutes Gewerbe, jetzt schaut nit so viel mehr dabei heraus!" sagte uns die wohlbeleibte Sensenschmied-Meisterin von Admont, die uns in ihrer Werkstatt einführte. „Nein! jetzt schaut nit so viel mehr dabei heraus!" wiederholte sie, obgleich bei ihren Kleidern überall viel herausschaute, was in dem engen Gewande keinen bequemeren Platz fand, gewiß nicht in Folge kümmerlichen Verdienstes.

Die wichtigste Procedur bei den steirischen Sensen ist das „Abgarben", welches darin besteht, daß sie eine Menge dünner Eisenstäbe zu einem Bündel oder zu einer „Garbe" zusammenschweißen und innig mit einander verhämmern. Aus einer solchen Garbe wird ein Stab formirt und dieser dann wieder mit anderen solchen Stäben zu einer neuen Garbe zusammengesetzt, die dann abermals zusammengeschmiedet wird. Durch dieses wiederholte Abgarben gewinnen sie eine fehlerlose, innig verbundene, zähe Masse, aus der sie die Sensen machen.

Der grausenhafte Lärm in einer solchen Sensenfabrik

ist unerträglich; der angreifendste Ton ist das Schleifen der Sensen, das mit einer schrecklichen Rapidität vor sich geht. Da die Räume natürlich enger sind als in unseren großen Eisenfabriken, so grinst einem aus jedem Winkel eine scheußliche Tonfratze entgegen, wie in Höllen-Breughel's Unterwelts-Scenen die Teufelsfratzen. Die meisten Arbeiter, die ihr ganzes Leben lang mit diesem scheußlichen Ohrenschmause ihr Gehör nähren, sind daher auch taub oder doch harthörig.

Bei unseren Sensenschmieden bemerkte ich, daß sie kein „s" aussprachen. In einigen Worten ließen sie dasselbe ganz weg, in anderen aber verhärteten sie es zu „t" oder „d". So z. B. sagten sie nicht „Sensen" oder „Senksen", wie andere Steiermärker, sondern „Tenden"; im Singularis die „Sense" sprachen sie auch wohl: „Teng." Statt Meister sagten sie „Mater", und den Sensenschmiedemeister nannten sie daher: „Tengschmiedmater."

Meine Benedictiner versicherten mir, daß so alle Sensenschmiede redeten, deren Sprache und Sprachorgane überhaupt auch noch sonst manche Eigenthümlichkeit hätten. Ihre Zunge, die von Jugend auf im Kampf ist mit den donnernden, puffenden Tönen der Hämmer und dem Sausen und Heulen des Blasebalges und Feuers, sowie mit dem Knarren und Quieken der Maschinenräder und endlich mit dem Schrillen und Pfeifen der geschliffenen Sensen, wird hart und unbeholfen und verlernt namentlich auch das leise zischelnde „s", das sie in das leichte sichtbare „t" verwandelt.

Der Tengschmiedmater von Admont sagte mir, daß

jetzt die meisten Sensen von hier aus nach Brody in Galizien gingen, von wo aus die Steppenarbeiter in Südrußland damit bewaffnet werden. Nach der Türkei seien sonst auch sehr viele gegangen, doch glaubten sie hier, daß ihnen Pesth dahin den Markt verderbe, denn nach dieser Stadt würden jetzt sehr viele gesandt. Gar nicht aber könnten sie es sich hier erklären, wie es käme, daß jetzt so wenige Sensen nach Frankfurt gingen, welche Stadt sonst einer ihrer Hauptmärkte gewesen sei. Vielleicht möchten ihnen die Engländer in Amerika, wohin ihre Sensen von Frankfurt aus verschifft worden wären, den Rang abgelaufen haben." Ich konnte die Leutchen, die hier hinter ihren Bergen sich mit politischen Vermuthungen abquälen, über die Veränderungen in den Welthändeln und über die politischen Begebenheiten, die ihrem Gewerbe bald Abbruch thun, bald Vorschub leisten, ohne daß sie das Wie und Warum ausfindig machen können, auch nicht unterrichten.

Die Eßling ist ein Bächelchen, das von den hohen Gebirgen in das Admonter Thal hinabläuft. Es hat eine kleine Besonderheit, die ich später noch an mehren anderen Bächen des Ennsthales bemerkte. Während es nämlich in dem Mittelstücke seines Laufes ganz lustig und wasserreich dahin fließt, auch mehre Mühlen und Werke treibt, verliert es sich gegen seine Mündung hin plötzlich in einem dichten Geröll von Steinen, so daß man keine Spur von ihm wahrnimmt. Bevor es aber die Enns erreicht, kommt es in verschiedenen kleinen Quellen wieder aus dem Steingeröll hervor, und diese Quellen schütten dann seine Wasser in die Enns aus.

„Ich war schon ganz ekelhaft," um steirisch zu reden, d. h. es war mir übel zu Muthe von dem Lärm der Sensenschmiede, und es kam mir daher ganz recht, als meine Freunde erklärten, daß es Zeit zum Mittagsessen sei, und daß wir uns auf den Rückweg machen müßten, um den Prälaten und die übrigen Herren nicht auf uns warten zu lassen. Wir gaben bei Tisch dem Leibe, was des Leibes ist, und dem Geiste, was des Geistes, denn es fehlte nicht an manchfaltig belehrender und belebender Unterhaltung, und nach Tisch empfahl ich mich dem Andenken dieser würdigen Herren, denen ich gern und nicht ohne Hoffnung der Erfüllung das freundlich mir abgenommene Versprechen gab, daß ich, wenn das Schicksal mir Rückkehr nach Steiermark gewähren sollte, auch ihr schönes Kloster einmal wieder besuchen würde.

Das Ober-Enns-Thal.

Von Admont aus führt nun ein schöner Weg immer im oberen Ennsthale hin bis zu dem Dachsteiner Gletscher, dem gewaltigen Gränzmarkstein zwischen Steiermark, Oesterreich und Salzburg. Es ist dieß eins der reizendsten Alpenthäler, die es giebt. Denn es ist groß und breit genug, um der menschlichen Cultur ein schönes, bequemes Feld darzubieten, und doch auch ermangelt es nicht wilder und hoher Bergpartieen, die zu den Seiten zu 7000 bis 9000 Fuß emporsteigen und sehr manchfaltig gruppirt sind. Indeß muß sich ein Reisender in den Alpen, wo die Natur fast überall eine so hohe Sprache redet, schon hier und da, wenn auch nicht mit Gleichgültigkeit, doch mit Gleichmuth wappnen, wenn er nicht stets im Superlativ und im Superlativissimo fühlen, denken und schreiben will. Wir Norddeutsche, wenn wir aus unserer Heide und Sandebene kommen, fangen schon bei den Elbhügeln von Meißen mit unseren ästhetischen Entzückungen und Lobpreisungen an, und wollen wir dann, wie die Wirklichkeit, nach Süden hin mit unserer Naturfreude crescendo uns wundern, so haben wir schon in Steiermark entweder keinen Athem mehr, oder,

wie es auch wohl geht, wir setzen uns in diesem embarras de richesse et de beauté auf's hohe Pferd und sprechen: toujours perdrix; — immer schöne Berge, überall reizende Fluren, stets wundervolle Alpen und Schneegipfel, in allen Winkeln und Ecken meisterhafte Gemälde, schattige Thäler, liebliche Matten. Nun Gott, wer kann das Alles fassen und begreifen? und wer wagt es nun erst, es zu schildern oder zu malen?

Genug das Ober-Enns-Thal ist überreich an interessanten Naturschönheiten. Es ist in seiner ganz flachen, völlig ebenen, mit grünen Wiesen bedeckten Thalsohle etwas über eine halbe Stunde breit, gewährt überall, weil es sich sehr in die Länge streckt, eine weite Fernsicht und läßt doch dabei auch, weil es sich hier und da anders als das einförmige Pinzgau etwas hin- und herschlängelt, die Berge in verschiedene Gruppen zerfallen. Der Thalboden muß sehr feucht sein, weil man fast nur Wiesen und Graswuchs erblickt, und weil alle Dörfer ohne Ausnahme sich an dem Fuße der Berge hinaufziehen. Kein einziger menschlicher Wohnort liegt im Thale am Flusse selbst, es ist ein ununterbrochen grüner Teppich, der sich in einem breiten Streifen — mitten zwischen den Bergen und den Dörfern, die auf beiden Seiten liegen, hinzieht. Von Admont hinauf, so weit man sieht, 12 Meilen weit, ist dieser grüne Streifen nur mit den sogenannten „Hapfen" punctirt. Es werden so die großen Heuhaufen genannt, in denen die Leute hier ihr Viehfutter für den Winter bewahren, und die zuweilen so dicht wie die Häuser der Dörfer zusammenstehen. So viele dieser Hapfen auch zu sein scheinen, so haben die

Leute doch noch nicht Heu genug, und ich sah sie überall noch in den Bäumen stecken, um sie zu entlauben und die Blätter ebenfalls als Viehfutter aufzustapeln.

Zuweilen hatte ich die Höhen von drei bis vier Bergreihen in verschiedenen Entfernungen vor mir liegen, jede durch die Dünste des Thales in verschiedene Farben getaucht, die nächste dunkelgrün, die zweite kastanienbraun, die dritte rothgelb. Sie spielten gegen Sonnenuntergang ihre gewöhnliche prachtvolle Farbenscala durch, bis sie am Ende, als Helios den Antipoden über dem Kopfe brannte, in grauem Dunste verschwanden, und Franz erklärte, daß wir in dem kleinen Orte Lietzen zu Nacht bleiben müßten.

Ich gab ihm um so lieber nach, da ich Musik aus dem Wirthshause erschallen hörte und eine Menge steirischer „runder Buben" und „saubrer Madeln" bei'm Tanz beschäftigt fand. Ich hatte schon ein Mal in Grätz in einer anmuthigen Gesellschaft Gelegenheit gehabt, den Charakter der steirischen Tänze zu studiren oder besser, um nicht zu viel zu sagen, zu buchstabiren und ihre Anmuth und Zierlichkeit zu bewundern, und hier fand ich nun Gelegenheit, meine Lection zu repetiren.

Ich muß sagen, daß ich schon mehre Volkstänze gesehen habe, die mir wohl gefielen, z. B. den Husarentanz der Ungarn, die kräftige Masurka der Polen, die poetische Kosakka der Russen, den originellen Djoko der Walachen 2c. Auch habe ich wohl den reizenden und üppigen Fandango der Spanier, den (leider !) nichtssagenden Walzer der Deutschen, sowie die stürmischen Galoppaden der Franzosen gesehen, aber ich muß gestehen, daß, was Anmuth, Anstand

und Gemüthlichkeit betrifft, mir nichts den steirischen Nationaltanz zu übertreffen scheint. Er ist der nächste Bruder des Tiroler Nationaltanzes und des österreichischen Ländler's, doch ist er noch anmuthiger als jener und manchfaltiger, bedeutungsvoller und reicher als dieser. Die Bewegungen sind so langsam, wie sie, um schön genannt zu werden, sein müssen. Die Figuren und Stellungen sind lauter zarte und sinnige Anspielungen auf die süßen Gefühle der Liebe. Dabei wird eine bedeutungsvolle Mimik aufgewandt, welche den Charakter gemüthvoller Fröhlichkeit athmet und die beweist, daß die Steirer den Tanz nicht als eine bloße Motion der Füße, sondern als den höchsten und schönsten Ausdruck der Seelenempfindungen in dem ganzen entzückten Spiele der Glieder aufgefaßt haben.

Ich finde allerdings auch viele der anderen genannten Nationaltänze sehr schön, wenn sie schön getanzt werden. Allein der spanische Fandango wird leicht zu üppig, der ungarische Nationaltanz klirrt zu viel mit den Sporen, der polnische artet leicht zu Wildheit aus, und der russische ist mit vielen bizarren, mehr komischen als schönen Muskel- und Gliederverzerrungen untermischt. Allein zu welcher Ausartung der steirische geneigt wäre, weiß ich nicht. Vielmehr scheint es mir, daß er so weit von dem Ueppigen, Wollüstigen, Wilden und Bizarren entfernt ist, daß ich ihn geradezu den Tanz der Grazien nennen möchte. Ich gestehe, ich bin auf der einen Seite stolz darauf, daß es ein deutscher Stamm ist, der diesen Ausdruck des Schönen erfand, — begreife aber zugleich auf der anderen Seite auch gar nicht, daß nicht alle

anderen deutschen Bruderstämme diesen Steirischen erlernen und sich anzueignen suchen. Freilich zu unseren Eisenbahnen, zu unseren großen Gesellschaften, zu unseren stürmischen Freuden paßt er nicht so gut wie unsere Walzer und Galoppaden, die Jedem ein Gräuel sein müssen, wenn er etwas Besseres, wie z. B. den steirischen Tanz, gesehen hat. — Sollte ich, wie aus der Hand die ganze Statue, so aus diesem Tanze die Steiermärker beurtheilen, so müßte ich sagen, daß sie ein sehr sinniges, gemüthliches und für das wahrhaft Schöne im höchsten Grade empfängliches Volk seien.

So eigenthümlich und schön die Formen des Tanzes sind, so originell, zart und rührend ist auch die Musik, und etwas Besonderes ist noch dieß dabei, daß sie den Tanz, wenn die Fröhlichkeit und Lust den höchsten Gipfel erreicht, auch mit Gesang begleiten, wie dieß die Polen und andere Völker ebenfalls thun. Solche kleine Gesänge und Lieder, die oft improvisirt werden, nennen sie „Basseln," und es bestehen dieselben in der Regel nur in einer Strophe mit zwei Reimen.

Sehr, sehr schwer wurde es mir, mich von dem Anblick dieser schönen Tänze zu trennen. Allein die guten Leute jubelten mir doch zu lange, und indem ich ihnen meinen Segen gab und ihnen im Stillen wünschte, daß der Himmel sie noch lange bei diesen lieblichen Ausdrücken unverfälschter Freude lassen möge — sollte es möglich sein, daß unsere verflachende Zeit auch diese alten nationellen steirischen Tänze auf die Seite schieben werde? — o die Alpen sind eine gute Schutzwehr! — ging ich zu Bette.

„B'hüt Ihne Gott, Herr Vetter!" diesen gewöhnlichen steirischen Abschiedsgruß rief am anderen Morgen unsere Wirthin meinem Kutscher zu, und wir fuhren dann, das Ennsthal verlassend, in einen anderen Theil von Steiermark hinein, in den westlichsten Winkel des Landes, das sogenannte steirische Salzkammergut. Wir gelangten dahin durch einen für die Pferde mühseligen Engpaß. In der ganzen Steiermark, wie im Leben, gelangt man überall nur durch Engpässe zum Schönen. Unterwegs begegnete uns am ganzen Morgen nichts Außergewöhnliches, nur das gewöhnliche Außerordentliche, was hier alltäglich ist, und was ich schon oft erwähnte. Ich hätte die schönen Berge alle besteigen sollen. Aber mein Gott! wer giebt sich die Mühe, wenn man's so nahe und alle Augenblicke haben kann; — jetzt, da ich fern bin, sehe ich's wohl ein, daß ich einen Fehler beging.

In Mitterndorf war ich bei einem Nagelschmied, der eine bedeutende Werkstatt hatte, für große Plundernägel, die sie bei den Häusern brauchen, für „Schaarnägel," mit denen sie ihre Schindeln auf den Dächern befestigen, und für Stiefel- und Schuhnägel, wie die Alpensteiger sie unter den Füßen nöthig haben, und außerdem für andere Nägel, die in den Handel kommen. Die Nagelschmiede stehen in der zweiten Klasse hinter den reichen Sensenschmieden, von denen mehre mit 40 und mehr Knechten arbeiten. Dieß war wahrscheinlich schon vor Christi Geburt der Fall, denn bei der Anlegung von Aquileja (180 v. Chr. Geb.) wird schon des bedeutend sich vermehrenden und vergrößernden Eisenhandels mit Noricum Erwähnung ge-

than. Es waren ohne Zweifel auch Nägel darunter, und noch jetzt, nach 2000 Jahren, gehen diese Nägel auf denselben Wegen in eben diese italienischen Gegenden bei Aquileja. In Kärnthen soll man noch größere Nagelschmiede-Werkstätten finden.

Das steirische Salzkammergut.

Hinter Mitterndorf ist es mit der Bühne der norischen Schmiedewerkstätten so ziemlich zu Ende, und die Leute leben nun weiterhin nicht mehr vom Eisen, sondern vom Salze, von dessen Gewinnung aus dem Berge, von seiner Einkochung und Verführung.

Aussee ist der erste Ort dieses weit verbreiteten Betriebs und Erwerbszweiges. Das westliche Steiermark, das österreichische Salzkammergut, das östliche Tirol bis nach Hall im Innthale nicht weit von Innsbruck, das südöstliche Baiern über Hallein und Berchtesgaden bis nach Reichenhall und noch weiter hinaus sind lauter Salzländer, ein weitläufiges Gebiet, das von der Natur mit diesem so wichtigen Producte reichlich begabt wurde, und in dessen Centrum dasjenige Land liegt, das wahrscheinlich mit Bezugnahme auf diese Lage seinen Namen bekam, nämlich — Salzburg. Nach allen Seiten hin werden von diesem großen Salzterrain aus, von dem jedes der Nachbarländer ein Stückchen zu gewinnen suchte, andere Länder, welche die Natur bei der Salzvertheilung vernachlässigte oder völlig vergaß, damit versehen, das übrige Oesterreich, Steier=

mark, das südliche Tirol, zum Theil die Schweiz, das westliche und nördliche Baiern und Böhmen.

In der Geographie und der Geschichte, in der Nationalökonomie und Ethnographie, in den Kriegen, den Handels- und Friedensverträgen, in der Bestimmung der Lebensweise, der Sitten und Beschäftigungen der Bewohner des ganzen bezeichneten Länderstriches hat das Salz eine so merkwürdige Rolle gespielt, daß es sich wohl der Mühe lohnen möchte, dieß Alles einmal überschaulich zusammenzustellen und die ganze Landeskunde dieser Gegenden aus jenem angedeuteten Gesichtspuncte zu betrachten.

Von allen Seiten her führen große Handelsstraßen in dieses Gebiet hinein, die zum Theil nach der Hauptwaare, die auf ihnen verführt wird, den Namen „Salzstraßen" haben. Eine dieser Salzstraßen lernten wir in der Budweiser Eisenbahn kennen, eine zweite, die durch das Innthal geht, befuhr ich schon früher, eine dritte über Reichenhall nach München werden wir später betrachten, und auf einer vierten, der steirischen Salzstraße, rollen wir jetzt in den lieblichen Thalkessel von Aussee hinein.

Die Natur und Bildung der Berge und Thäler müssen hier wohl eine ganz andere sein als in dem übrigen Steiermark. Denn während sich in dem ganzen übrigen Steiermark keine Seen befinden, erblickt man hier auf einmal mehre, die von allen Seiten ihre Gewässer in den Kessel von Aussee zusammenschütten. Der einzige kleine Kamer-See läßt sein Wasser in den Töplitzer See, dieser das seine in den Grundl-See fallen. Der Odensee schickt ein Wässerchen aus Süden und der Alt-Ausseeer-See ein anderes

aus Norden. Daraus bildet sich bei Aussee die Traun, die dann in den Hallstädter See durch einen Engpaß durchbricht. Der Hallstädter See ist ein Riese gegen die vorhin genannten. Aber weiterhin findet auch er wieder seine Riesen und Ueberwinder am Traun- und Atter-See. Welche Veränderung in der Hebungsweise der Gebirge mag Schuld daran sein, daß man hier auf einmal so reichlich sieht, was man zuvor gar nicht fand?

Ich beschloß hier, meinen Franz nach Gossern jenseits der Berge im Oesterreichischen allein weiter fahren zu lassen und den Weg dahin auf einigen Umwegen zu Fuß zu machen, theils um den reizenden Thalkessel von Aussee von der Höhe herab zu übersehen, theils um einer steirischen Sennerin meinen Besuch zu machen. Ich fand im Orte einige gütige Herren, denen ich von Grätz aus empfohlen war, und die mich ihrerseits wieder an einen Alpenjäger zur Begleitung empfohlen, der mich seinerseits bei einer Sennerin oder, wie sie hier sagen, „Sendin" introduciren sollte.

Die Sennerin, auf welche es abgesehen war, wohnte auf der Flinschberger*) Alpe, und sie hieß die „Külml Miedl" oder auch die „Külml Tochter vom Grundl-See." Viele steirische Räthsel in wenig Worten. Ich fange bei der Entzifferung von Miedl an. Es ist dasselbe eine Verdrehung und Abkürzung des Namens „Maria," von dem in „Miedl" nichts weiter als „m" geblieben ist. „Külml" hieß der Vater

*) Eigentlich schreibt man das Wort: „Pflindsberg", aber die Leute sprechen immer „Flinschberg."

oder vielmehr der Bauernhof des Vaters der Maria, darum heißt sie die „Külml Tochter", und am Grundl-See lag diese Besitzung ihres Vaters. Es giebt Sennerinnen, die noch viel längere Titel haben als unsere Grafen.

Diese „Külml Tochter" hat ihre „Schwaig" oder „Sennhütte" an dem Abhange eines zur Ueberblickung des Aussee'r Panoramas trefflich gelegenen Berges oberhalb der alten Ruine Pflindsberg. Daher wird sie häufig besucht, und sie hat deßhalb mit ihren „Haltern" — so heißen die Buben, welche der Sennerin in ihrem Geschäfte zur Hand gehen — ein paar Tische und Bänke unter den Bäumen, welche bei ihrer Alpe stehen, zusammengenagelt und ist auf Besuch immer vorbereitet, der ihr um so mehr zu Theil wird, da sie ein gutmüthiges, heiteres Mädchen ist und dabei noch eine ausgezeichnete Sängerin.

Sie ist schon über die Jahre der ersten Jugend hinaus, und solche Mädchen sind eben die beßten Sängerinnen. Zwischen dem 25. und 35. Jahre singen die Sennerinnen am stärkſten und schönsten. Ich kann mir das erklären. Für eine ganz junge Stimme ist der Alpengesang nicht gemacht. Es gehört eine starke Brust und viel Uebung dazu, in den Bergen die Stimme richtig zu gebrauchen.

Sie haben dreierlei Arten von Gesang, erstlich das gewöhnliche „Jodeln", dann das „Johezen" und endlich die „Jauchzer."

Das Jodeln ist jetzt allgemein auch in allen Ebenen Europas durch die herumreisenden Alpensänger bekannt geworden, das „Johezen" und die „Jauchzer" aber kann man nur in den Bergen selbst kennen lernen; denn es ist auf die

Natur der Berge begründet und hat ohne diese Bühne keine Bedeutung.

Das „Johezen" — ich hörte es früher, wo ich einmal mehre Monate lang in den Alpen mitten unter den Hirten lebte, oft genug, um es hier genau zu beschreiben, — ist eine Art melodischen Recitativs, das sie bei ihren musikalischen Alpengesprächen anwenden, und die „Jauchzer" sind cadenzirte Rufe, mit denen sie wie mit einem Gruße oder mit einer Aufforderung jene Gespräche eröffnen oder auch schließen. Gewöhnlich geht es dabei so her, wie es ein einheimischer Schriftsteller schildert:

„Ein Jauchzen giebt zu erkennen, daß die Sendin eine ihrer Freundinnen oder Nachbarinnen zu einem solchen Wechselgesange auffordert. Hierauf folgt sodann in gedehnten und scharfen melodischen Tönen und vernehmlichen Worten ein Recitativ, das bald ein Gruß, bald ein Vorwurf, eine Einladung, eine Erzählung, oder eine allgemeine Schilderung der Leiden und Freuden der Alpenzeit enthält. — Sobald die eine Sängerin pausirt, fällt die andere ein, und so wechseln sie oft an heiteren Tagen stundenlang ihre Empfindungen und Meinungen über breite Klüfte hin, welche ihre einsamen Alpentriften trennen." Zuweilen wünschen sie sich blos mit dem Recitativ einen guten Morgen, erkundigen sich bei der Nachbarin, ob sie nicht etwas Neues erzählen könne, — ob sie ihren Geliebten kürzlich gesehen, — ob sie ihr Vieh alles zusammen habe. Mitunter machen sie ihre Freunde auch aufmerksam, daß sich einiges von ihrem Vieh zu versteigen drohe, — oder daß ein Gewitter zu nahen scheine, und dergleichen. Oft sprechen sie

so mit einander, ohne sich gegenseitig sehen zu können, zuweilen, indem sie sich in ihren kleinen Beschäftigungen in der Hütte herum dadurch nicht unterbrechen lassen. Sie behaupten, daß man den melodischen Gesang in der Ferne deutlicher vernehmen könne als das bloße Geschrei, und sie „johezen" daher auch ihren Haltern die Befehle, die sie ihnen zu geben haben, melodisch zu, statt sie ihnen einfach zuzurufen. Wenn sie mit der Unterhaltung fertig sind und sich in ihre Hütten zurückziehen, schließen sie mit einem lauten, weit durch die Gebirge hin schallenden Jauchzer, den das Echo in unzähligen Wiederholungen repetirt.

Die „Külml-Tochter vom Grundl-See" war nun nicht nur eine ausgezeichnete Alpensängerin und Jauchzerin, sondern, wie die Leute sagten, geradezu die ausgezeichnetste und beßte im ganzen „Steier" („im Steier" oder im „Steirer-Lande", sagte man hier wohl auch statt: in der Steiermark.)

Ich fragte sie, wie sie dieß wissen könnten. Sie antworteten mir, sie wüßten es so: Vor einigen Jahren habe der Johann (nämlich der Erzherzog Johann), wie er das oft thue, in Grätz große und schöne Wettspiele veranstaltet, erstlich für die steirischen Musiker, besonders die Violinisten (jene steirischen Tänze, die ich oben beschrieb, werden gewöhnlich mit der Violine begleitet, und diese Violinspieler sind oft in ihrer Art sehr ausgezeichnete und ganz originelle Componisten und Virtuosen) und dann für die Sängerinnen. Auch für die „Schwefelpfeifer", d. h. die Querpfeiferbläser, waren Preise ausgesetzt. Diesen letzten Preis

gewann ein Ennsthaler, und den Preis für die Violine der Bruder des Waldmeisters in Aussee.

Für die Sängerinnen waren Preise von 40 — 50 Gulden ausgesetzt, und es kamen nun viele Sendinnen von ihren Alpen herunter, um sich hervorzuthun und diese Preise zu gewinnen. Auch zwei Schwestern der Miedl kamen und wurden öffentlich als die beßten Jodlerinnen anerkannt und ihnen die höchsten Preise zugetheilt. Die Miedl selber wollte auch hin, aber sie konnte dazu nicht die Erlaubniß von ihrem Herrn, bei dem sie in Dienst ist, erlangen. Da sie nun, wie alle in Aussee herum wissen, noch viel besser singt als ihre Schwestern, und da diese als die beßten von allen übrigen anerkannt wurden, so muß sie denn wohl die beßte in der ganzen Steier sein.

Wie begierig war ich nun, diese Nachtigall in ihrem Busche selber zu belauschen. Man hatte uns gesagt, sie sei noch nicht von der Alpe abgefahren, aber sie würde entweder heute oder morgen kommen, und wir, mein Jäger und ich, beeilten uns daher um so mehr, ihre Hütte zu erreichen, in der Hoffnung, sie dort noch zu treffen. Wir gingen in seine kleine Wohnung, wo es von Waffen und Alpenbesteigungs-Instrumenten aller Art wimmelte. Da unsere Fahrt nicht hoch ging, so versahen wir uns blos mit einem „Griesbeil", so wird hier der gewöhnliche lange Alpenspazierstock genannt, der unten eine eiserne Spitze mit einem Haken hat.

Man kann keine besseren Führer in den norischen Alpen haben als die Revierförster, die nicht nur ihre benachbarten Gebiete, sondern auch, weil sie als Jäger oder Revierförster-Gehülfen gewöhnlich auch schon in anderen Alpengegen-

den dienten, auch andere Gebirgstheile en détail kennen. In unserer Ebene, wo das Terrain in Massen beisammen liegt, hat es mit einer solchen Detail-Kenntniß des Terrains wenig auf sich. Wie viel sie aber hier bedeute, wie wichtig sie sei, wie schwer zu erlangen, kann man sich nur erklären, wenn man sich lebhaft vorstellt, wie manchfaltig durch die verschiedene Höhe und die verschiedene Neigung des Bodens jedes Erdfleckchen, ja oft jeder Schritt bedingt ist. — Dabei habe ich in den Förstern immer denkende und sinnige Leute gefunden, die über Alles Auskunft geben können und es auch gern thun.

Anfangs macht einem Norddeutschen nur die Sprache etwas Schwierigkeit. Wenn man Norddeutsch zu reden anfängt, so sind die Leutchen hier oft so verdutzt, daß man von ihnen entweder keine Antwort bekommt, oder zu hören kriegt: „ah, ich versteh kei Walsch.“ Es ist manchmal unerklärlich, wie es kommt, daß sie einen nicht verstehen, und es reicht oft eine ganz geringe Abweichung in der Aussprache hin, um ihnen das ganze Wort unverständlich zu machen. So z. B. das Wort „Troddeln“; so einfach und klar es scheint, so verstanden es die Leute doch nicht gleich. Erst wenn ich das Wort mehre Male wiederholte und Adjectiva hinzusetzte: „die Troddeln, wissen's, die dummen, blödsinnigen Menschen“, dann hieß es: „aha, ja ja die Troddeln!“ so verschieden lautet das ganze Wort in unserem und ihrem Munde. Es ist bei uns wie bei ihnen ein „r“, ein „o“, ein „d“ ꝛc., aber es sind eben bei uns norddeutsche und bei ihnen steirische „r's, o's“ ꝛc., deren feine Unterschiede in der Schriftsprache sich nicht darstellen lassen.

Auch mit meinem Jäger wollte es mir anfangs nicht recht gelingen. So langsam ich sprach, so verstand er mich doch nicht gleich. Gewöhnlich fing ich natürlich fein Berlinisch (es gilt hier so ziemlich jeder Norddeutsche für einen Berliner) an, z. B.: „Sagen Sie mir doch, nennt man hier in der Gegend nicht die Schwagerinnen auch schon zuweilen Brentlerinnen?" — „Was schoffen's?" — Ich glaubte dann, daß er mich vielleicht besser verstehen würde, wenn ich mit ihm in seinem Dialekte spräche, und fing dann zuweilen an, ihm die Redensart in's Steirische zu übersetzen, indem ich ihn fragte: „Soagn's mir doch, haßt man bei eng a Schwagerin nit ach wohl a Brentlerin?" Aber wenn ich dieß that, dann verstand er gewöhnlich gar nichts, und ich bemerkte, daß es mir mit dieser Nachahmung noch schlechter gelingen wollte als mit der meinem Munde natürlichen Sprache. Auch war es wunderlich zu bemerken, daß, wenn ich platt steirisch anfing, er dagegen hochdeutsch sprach. Sagte ich z. B. „I moan' d' Schwoagerin," so sprach er: „Ah, Sie meinen die Schwaigerin!" Es dauerte indeß nicht lange, so hatte er sich schon ein wenig an meine Aussprache gewöhnt, und als wir über Mosern und Puchen in dem Orte Alt-Aussee am Alt-Ausseeer See angekommen waren, verstanden wir uns schon ganz vortrefflich.

Von hier aus ging es bergan. Kaum aber waren wir auf den reizenden Fußsteigen ein wenig in die Büsche hineingekommen, so sagte mein Jäger, indem er auf einige mit Vieh in der Ferne erscheinende Mädchen wies: „Da rauscht die Kulml-Miedl den Berg abe." — In der That, sie war es. Sie trieb ihre Kühe vor sich her. Ein Pferdchen, das ihr

Halter führte, war mit ihren kleinen Habseligkeiten beladen, und eine ihrer Schwestern schleppte noch in einem Sacke einige andere Sächelchen auf dem Rücken. Sie selber ging in der Mitte. So war denn meine Idee, einen idyllischen Abend bei diesen Mädchen und ihren Gesängen zu verbringen, gescheitert, und ich muß gestehen, ich war darüber so sehr verstimmt, daß ich den guten Mädchen fast mit Vorwürfen begegnete und sie schalt, daß sie mit dem fatalen Abfahren oder „Aberauschen", wie sie hier auch wohl sagen, nicht noch ein wenig gewartet hätten.

Ich holte einige schöne Kaiserbirnen hervor, die ich in Aussee mitgenommen hatte, um die Sennerinnen auf ihren Gemsweiden damit zu erfreuen, und schenkte sie ihnen. Sie nahmen sie mit freundlichem Danke an; aber zum Singen konnte ich sie nicht bewegen. Da ich wohl sah, daß mich ein so gezwungener Gesang wenig erfreuen würde, so ließ ich auch bald von meinen Bitten ab und setzte, ihnen alles Gute wünschend, meinen Weg zu ihrer Hütte, der ich nun schon ziemlich nahe war, fort.

Kaum waren wir indeß etwas weiter gestiegen, so hörten wir auf ein Mal einen zweistimmigen Gesang ertönen. Wir blickten zurück und sahen die beiden Mädchen unten auf dem Vorsprunge des Berges stehen, wo sie sich im Wechselgesange antworteten. Sie mochten mir angesehen haben, daß es mir wirklich darum zu thun war, sie zu hören, und vielleicht aus Dankbarkeit für unsere Birnen, die ihnen unterwegs eine erfreuliche Labung gewesen waren, sangen sie uns von fern zu. Wir setzten uns am Wege nieder und horchten. Die Mädchen sangen das ganze Lied,

da es sie selber zu erfreuen schien, andächtige Zuhörer zu haben, regelmäßig und schön Vers für Vers bis zu Ende und schlossen es dann mit einem kräftigen Jauchzer, den sie beide aus tiefer Brust holten und der im Walde verhallte. Ich wollte wieder heruntersteigen und ihnen danken, aber sie liefen beide rasch davon ihren Kühen nach und verschwanden mir bald hinter den Bäumen.

„Schön! schön!" sagte ich zu meinem Jägersmann, „ich freue mich, wie ein Engländer, daß ich mich doch nun rühmen kann, daß ich die beßte Sängerin der norischen Alpen gehört habe." „O, aber oben auf der Alpe selbst klingt es noch viel schöner," antwortete er. „Ich weiß nicht, ist's die Reinheit der Lüfte oder der Hall der Berge?" — Mir kam der Gesang vor wie ein Abschiedsgruß an das scheidende Jahr, und in der That mochte sich bei den Mädchen, die wirklich mit Rührung sangen und die nun in's Thal hinabfuhren, so etwas auch beimischen. Die Sendinnen verlassen ihre Alpe, die ihnen, wenn gleich manche Unbequemlichkeit und Gefahr, doch auch so viel Lust und Freiheit gewährt, mit Schmerz, und während sie im Frühling bei'm Beziehen der Bergwohnungen frohe, oft ausgelassene Lieder singen, sind diese im Herbste melancholisch und elegischer Natur. Denn wenn gleich die Abfahrt selber festlich mit Blumen und Musik wie eine Hochzeit begangen wird, so ist doch die Sendin oft in ihrem Inneren traurig wie eine Braut, die man aus ihrer freien poetischen Jugend in die Arme eines gebietenden Mannes und in den Kreis der häuslichen Geschäfte führt.

Die Alpenabzüge, das Abfahren („'s Aberauschen")

wird hier in Steiermark noch so schön und feierlich begangen, daß man in der That sagen kann, es leben unter den hiesigen Hirten noch heutiges Tages arkadische Sitten. Gewöhnlich machen sich zur Begehung des Festes mehre Sennerinnen, oft acht bis 10, zusammen, um gemeinschaftlich hinabzufahren. Weil manche Alpen indeß sehr einsam und entfernt liegen, oft nur einzelnen Höfen gehören, weil nicht alle zu gleicher Zeit mit ihren Geschäften fertig werden und einige Wiesen noch länger Futter gewähren als andere, so gehören natürlich besondere Umstände, ein bedeutendes Dorf, ein gemeinsamer großer Grasberg und dergleichen dazu, daß so viele zu einer Abfahrt zusammenkommen. Zuweilen haben sie denn 200 und mehr Kühe beisammen. Diese Kühe werden alle ausgeschmückt mit Kränzen, welche die Mädchen in lustiger Gesellschaft am Tage vorher auf der Alm winden.

Am prächtigsten wird die älteste Almenkuh und der älteste Almenstier ausgeschmückt. Sie vergolden ihnen die Hörner, zieren sie mit seidenen Bändern und umwinden sie mit dichten schweren Kränzen aus den seltensten Alpenkräutern. Zuweilen wird die Ausschmückung einer solchen Alpenkuh so prächtig gemacht, daß sie 10 Gulden werth ist und mehr, wobei indeß zu bemerken ist, daß gewisse Almenkräuter im Thale sehr gesucht sind, und daß diese Mädchen daher diese dicken Kränze unten oft wieder ganz gut an den Mann bringen. So ist z. B. auf den Alpen an der Gränze von Kärnthen eine gewisse Pflanze, die sie „Speik" nennen, sehr häufig und berühmt. Aus diesem Speik machen die Mädchen dicke Büsche, mit denen ihre Kühe den Berg hinab-

stolziren, und die sie dann unten an die Apotheker absetzen. — Auch die Kälber bis auf das kleinste herab werden bekränzt. Doch müssen diese sich blos mit einem einzigen schmalen Kranze um ihre Hörner begnügen, der noch dazu in der Regel kein Blumenkranz ist, sondern aus aufgereihten Beeren, Hahnebutten und in Würfel oder Herzchen zerschnittenen weißen Wurzeln besteht, aus „Almenrankel" und „Almenkrapfel." — Ihre kleinen Geräthschaften und Kleider verpacken sie auf kleine Pferde oder Esel, und so ziehen sie hinab. Aus dem Thale kommen ihnen dann wohl die Burschen mit Musik entgegen und holen sie heim. Zuweilen schmücken sie auch wohl unten ein eigenes Pferd für die Sennerin mit Blumen aus, welches sie alsdann besteigt, indem ihre Schmalzkessel, ihre Käselöffel und Milchgefäße zur Seite angehängt werden.

Die Sendin ist immer in jeder Wirthschaft die bedeutendste und angesehenste Person, weil sie den wichtigsten Zweig der hiesigen Landwirthschaft, die Viehzucht, unter ihrer Leitung hat, und weil bei der Schwierigkeit der guten Betreibung dieser landwirthschaftlichen Branche viel Klugheit und Muth zu einer guten Sennerin gehört. Die Lage der schönen Alpentriften ist oft der Art, daß ihre Betretung für das Vieh sehr gefährlich ist, z. B. liegen oft sehr schöne fette Weiden ganz abschüssig und hören dann plötzlich an einem schroffen Abhange auf.

Oft ist es nöthig, diese Abhänge mit hölzernen Zäunen zu umgeben, um das Abstürzen des Viehs zu vermeiden. Die Sendin muß dann diese Zäune in gutem Stande erhalten. Oft sind solche Zäune nicht ausführbar. Bei nassem

oder neblichtem Wetter darf dann das Vieh nicht auf solche abschüssige Triften gelassen werden. Es ist der Sendin Sache, das Wetter und die Verhältnisse der Localität richtig zu beurtheilen.

Ebenso liegen die Theile einer und derselben Alpe oft sehr zerstückelt, und es muß jeder Theil zur rechten Zeit und auf die rechte Weise benutzt werden. Es ist wiederum der Sendin Sache, zu bestimmen, wann dieses oder jenes Alpenstück befahren werden müsse, und ob es besser sei, ein Wiesenthal vom Vieh abweiden zu lassen, oder das Gras darauf blos abzumähen.

Wenn das Wetter nämlich das Austreiben des Viehs verbietet, so haben die Sennerinnen Futter in ihrer Hütte nöthig, dessen oft in der Nähe nicht hinreichend gefunden wird. Auch brauchen sie solches Futter für das unruhige Vieh, damit es während des Melkens still stehe. Viele Sendinnen singen freilich auch während dieser Operation, und sie haben ihr Vieh so eingewöhnt, daß es auch bei diesem Gesange ruhig bleibt. Doch hilft ein wenig Futter in der Regel besser. Sie nennen dieß Futter „das „G'löck", wahrscheinlich von „Lecken", weil das Vieh daran lecke. Die Sendinnen haben immer einige kleine schwer zugängliche Grasplätzchen, wo sie dieses G'löck selber holen. Es ist eine ihrer schwierigsten Arbeiten, und es trägt sich zuweilen zu, daß die armen Mädchen dabei ihr Leben einbüßen.

Die Sennerin ist wegen des Schadens, der ihrem Vieh zustößt, verantwortlich, indem Alles ihrer Fahrlässigkeit zugeschrieben wird. Daher darf auch eine Sennerin, der im Sommer ein Thier, wäre es auch nur ein täppisches Kälb-

chen oder ein wilder Ochse, vom Felsen stürzte, keine feierliche Abfahrt in geschmücktem Zuge von ihrer Alpe halten. Sie darf sich weder selber mit Blumen schmücken, noch ihr Vieh, dem sie statt der Kränze die Stallkette um die Hörner windet. Auch nur die fleißige, aufmerksame und pflichtgetreue Sennerin, die nicht im müßigen Zwiegespräche mit ihren Nachbarinnen oder bei langen Besuchen ihres Geliebten die Zeit verbrachte, darf darauf hoffen, daß man aus dem Thale ihr mit Musik entgegenkommen werde. Nur sie hat es nicht nöthig, wie ihre fahrlässige Collegin unbemerkt, traurig und still in's Thal hinabzuziehen und ihr Vieh in die Stallthür des Bauerhofes zu treiben, die ihr Niemand dienstfertig öffnet.

Mein Jäger war sehr gesprächig und erzählte mir allerlei Geschichten von glücklichen und unglücklichen Ereignissen auf den Alpen, und so gelangten wir zu der Pflindsberger Alpe hinauf, die auf einem niedrigen Vorberge des hohen Sendling liegt. Hier fanden wir eine Aussicht zum Entzücken, denn der Blick in den Ausseeer Bergkessel, in seine Nebenthäler, auf die reizenden Spiegel seiner Seen und zu den wilden Gipfeln seiner Hochgebirge bot wirklich Alles in einem Landschafts-Bilde vereinigt dar, was die Natur an Lieblichem und Erhabenem, an Zartem und Großartigem zu geben vermag. Die Bewohner dieses Gebirgskessels sollen sich vor den anderen Steiermärkern besonders auszeichnen. Es ist ein schöner wohlgebildeter Menschenschlag, Cretins giebt es wenige. Die Leute wohnen in hübsch gebauten, reinlich gehaltenen Häusern. Sie sind fleißig und haben jeden Fleck nutzbar gemacht. Auch das trägt dazu bei, die Reize

dieses steirischen Salzkammergutes zu vermehren und seinen gefälligen Charakter zu erhöhen. Man blickt nach unten hin mitten in das Leben dieses reizenden Anbaus hinein, der dann auch noch mit vielen kleinen Aeckern, Wiesen und Hütten hier und da weit in die hohen Thäler und Bergschluchten hinaufrankt. Die Sennen in der Tiefe repetiren das friedliche Bild der traulichen Dörfer und Fluren, die sie umgeben.

Zu dieser Ruhe, zu diesem anmuthigen Frieden gewähren die Berge umher den schärfsten Gegensatz, denn es liegen hier herum die höchsten Gebirge der ganzen Steiermark, die bis nahe an 10,000 Fuß hinaufsteigen. Im Süden sieht man die wilden kühnen Gipfel des Thorsteiner, des einzigen Gletschergebirges Steiermark's, dessen Besteigung so schwierig ist, daß es erst seit dem Jahre 1823 einige Male gelang, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Es giebt Berge genug in der Steier, die so hoch sind, daß sie in die Schneelinie hineinragen; allein ihre Gestaltung soll nicht der Art sein, daß Schnee und Eis hier in großen Massen fest liegen bleiben und Gletscher bilden konnten. Die meisten Gipfel der norischen Alpen sind 7000 Fuß hoch. Weiterhin nach Westen giebt es in den Alpen nicht nur Gletscher, die viel tiefer sich herabziehen, sondern auch Gebirge von derselben Höhe, welche Gletscher bilden.

In der Nähe des Thorsteiner bezeichnete mir mein Jäger eine Bergpartie, welche die verwunschene Alm heißt, gerade oberhalb anderer sehr schöner gesegneter Triften. Er erzählte mir, es habe daselbst auf einer herrlichen, blumenreichen Weide eine reiche Sennerin gewohnt, die aber eine so schlechte

und gottlose Wirthschaft dort geführt, daß der Himmel in einem fürchterlichen Unwetter die ganze Alpe zerstört und mit Felsen, Schnee und Eis überschüttet habe.

In allen Theilen der Alpen findet man diese Geschichte von der verwunschenen Alm ebenso wieder, wie in den Erzgebirgen die Geschichte von einem verschütteten Schachte, der früher so reich und ergiebig gewesen, daß die Bergleute mit silbernen Kugeln Kegel geschoben und mit silbernen Hufeisen ihre Pferde beschlagen, daß sie aber durch ihr gottloses Wesen des Himmels Strafgericht auf sich gezogen — und ebenso wie in allen Jagdgehegen die Sage vom wilden Jäger und wie auf allen Meeren das Mährchen vom Geisterschiff.

So wie im Süden die Eisfelder des Thorsteines und die verwunschene Alm oben über den gesegneten Alpen an ihrem Fuße hervorragen, so stehen im Norden über den lebendigen Thälern die wilden Zacken des „todten Gebirges." Es ist dieses todte Gebirge eine der größten oder vielleicht geradezu die allerausgedehnteste Hochgebirgswildniß, die es in den norischen Alpen giebt. Diese ganze Fläche ist ein vollkommen wildes Plateau, ohne alle Vegetation, außer hier und da etwas „Leckenstauden" und einigen Wiesenstellen, von wilden Felswänden und mit öden Kesseln, welche meistens mit Steingeröll erfüllt sind, zerrissen, nur hier und da mit kleinen Seen bedeckt, die alle entweder keinen oder nur unterirdischen Abfluß haben, ohne alle Bäche und Flüsse, denn alle Quellen springen hier am Rande dieses wilden Plateaus an's Tageslicht, von den schroffen Wänden herab, mit denen es ummauert ist. Man

hat wegen der Schwierigkeit des Terrains beinahe anderthalb Tagereisen zu machen, um von einem Ende dieser Wüstenei zum anderen zu gelangen.

Man kann annehmen, daß es hier auf fast 10 bis 12 Stunden Länge und 5 bis 6 Stunden Breite keine andere Ansiedlung giebt als die zerstreuten Hütten der Sennerinnen.

Mithin könnte man sagen, daß dieses Todtengebirge, als ein blos von jungen Mädchen bewohnter Landstrich, auf sehr angenehme Weise belebt sei, und man könnte ihm einen weit hübscheren Namen geben, z. B. das Gebirge der jungen Schäferinnen. Im Ganzen giebt es auf diesem Gebirge 272 Weiden, ebenso viele Alpenwirthschaften und etwa 300 junge Mädchen; denn in einigen Hütten findet man auch wohl zwei Sennerinnen.

Die Wiesen dieser Mädchen befinden sich zum Theil ganz oben auf dem Gebirge, zum Theil in der Nähe der Waldregion, zum Theil zwischen beiden, und sie theilen sich darnach in Hochalpen, Mittelalpen und Voralpen. Da die Kräuter auf diesen verschiedenen Bergstufen natürlich zu verschiedenen Perioden zur Blüthe kommen, so benutzen sie auch die Sennerinnen zu verschiedenen Zeiten. Im Mai um St. Urban treiben sie in die Vor- oder Mittelalpen, wo sie etwa vier Wochen bleiben. Am 15. Juni, ich glaube, am St. Veitstage, treiben sie in die Hochalpen oder, wie sich mein Jäger hierüber ausdrückte, „dann ist Hochtriebszeit.“ In den Hochalpen bleiben sie etwa 9 Wochen, denn so kurz ist der blühende Sommer auf diesem wilden Gebirge, und dann ziehen sie wohl noch auf 4 Wochen wieder

in die Niederalpen hinab. Doch ist dieß natürlich nach Umständen sehr verschieden. Manche Sennerinnen besitzen blos Voralpen, und die Hochtriebszeit fällt dann ganz weg. Manche wiederum haben sogar wieder eine kleine gesonderte Periode der Hochtriebszeit und befahren den Berg in drei oder vier Stufen. Die Regel ist aber bei den meisten eine Voralpen- und eine Hochtriebszeit, und die letztere ist bei den meisten die Hauptsache.

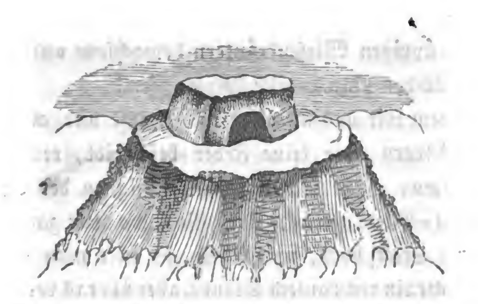
Die Alpenwiesen liegen nicht alle von einander gesondert und zerstreut, vielmehr hier und da in großen Strichen vereinigt, die dann besondere Namen haben. „Die Brunnenwiesen-Alpe," — „die Geiswand-Alpe," — „die Angstwiesen-Alpe," — „die Rettenbach-Alpe," — „die Sändling-Alpe" sind die größten dieser Wiesenpartieen, die natürlich auch die zahlreichste Bevölkerung von Sennerinnen haben. Einige zählen zwanzig, andere sogar dreißig benachbarte Alpenwirthschaften. Da leben denn die Mädchen besonders lustig und unternehmen viele Beschäftigungen und Feste gemeinschaftlich, andere dagegen, wie z. B. die „Fludergruben Alpe," sind kleiner, und manche haben dann nur ein oder zwei Sennhütten, deren Bewohnerinnen ein stilles, zurückgezogenes Klausnerleben führen.

Aus diesem todten Gebirge treten zwei Berge mit langen Wänden und schroffen Abstürzen sehr weit hervor. Der Loser und die Trisselwand, jenem zur Seite der Grundl-See. Auf der Trisselwand sind die 14 Alpenwirthschaften der Sennerinnen von der Schoberwiese, und am Loser haben die 12 Sennerinnen von der Breunings-Alpe ihre Hütten.

Beide Berge waren uns ganz nahe und die Hauptgegenstände unserer Betrachtung.

Die Trisselwand ist höchst malerisch. Sie steigt mit äußerst schroffen Wänden, die rund um den länglichen Damm herum beinahe zwei Stunden lang sind, empor. An dieser Wand hinauf wächst überall ein kleines Gestrüpp und niedriges Krummholz oder, wie die Aelpler sagen, „Leckenstauden.“ Dieß Gestrüpp gerieth vor einiger Zeit in einem sehr trockenen Sommer in Brand, und das Feuer leckte überall an den hohen Wänden empor. Noch jetzt bemerkte man deutlich an einer verschiedenen Färbung und Schattirung dieser Felsen, wie weit die Flammen um sich gegriffen hatten.

Viel eigenthümlicher und schöner noch als die Trisselwand ist der L o s e r gestaltet. Er steigt aus der Waldregion mit einer schroffen kegelförmigen Wand empor. Dann macht er einen Absatz, der mit Wiesen bedeckt ist, und auf diesem Wiesenabsatze liegt dann wiederum mit schroffen Wänden der Gipfel des Berges, der wie ein gewaltiger Würfel gestaltet ist. Die Wiesen des Absatzes umziehen den Würfel in einem schmalen Streifen. In der Mitte des obersten Gipfels befindet sich eine Höhle, deren gähnende Oeffnung wir von unserem Standpuncte aus deutlich sahen. Auf dem obersten Scheitel des Gipfels, sagte mir mein Jäger, sei wieder eine schöne Wiese, zu der man von der anderen, minder schroffen Seite bequem gelangen könne. Das Ganze nahm sich also ungefähr so aus:



Es ist dieß natürlich kein treffendes Bild des Berges, sondern nur eine ungefähre Angabe seiner Hauptlinien. Indeß beruht auf diesen Hauptlinien im Ganzen mehr der ästhetische Eindruck und Werth eines Berges als auf dem Detail seiner Bekleidung und seiner einzelnen Partieen, und es wäre sehr interessant, jede Bergform auf ihre Hauptlinien zu reduciren und solche Bergliniengerippe einmal vergleichend neben einander zu stellen.

Bei der Bergform, die wir hier vor Augen haben, reizt z. B. besonders der rund um den obersten Gipfel führende Wiesenstreif und dann die Grasplatte auf dem höchsten Gipfel selbst. Ich dachte mir, daß auf dieser prachtvoll und eigenthümlich gelegenen Wiese sich herrliche Feste des Pan feiern ließen. Mein Jäger erzählte mir, daß die Mädchen aus der Breining und der Edelgruben-Alpe jene Wiese am Fuße des Gipfels abweideten, und daß sie während der Hochtriebszeit 14 Tage lang auf jenen Gipfel selber ihr Vieh trieben. Doch wohnten sie hinten am Fuße des Würfels und stiegen, weil bei'm Hereintreiben für das Vieh Gefahr sei, zum Melken selber des Tages zwei Mal auf den Würfel hinauf und dann wieder hinab. — Wie reizend, dachte ich,

solche von üppigen Wiesenkräutern bewachsene und von melkenden Mädchen umwandelte Gipfelfelsen!

Nachdem wir uns an aller der Pracht und an allen den schönen Bildern, die keine Feder beschreibt, recht satt geschaut hatten, zogen wir uns ein wenig zu der Sennhütte der Külml-Miedl zurück. Dieß Gebäude war ganz ansehnlich, zwei Stock hoch, und Alles, so weit man von außen sehen konnte, in recht gutem Stande, aber überall verriegelt und verrammelt. Das einzige Lebendige war ein kleines Brünnlein, das plätschernd in den Trog sprudelte. Doch fehlten die durstigen Zicklein und Kälber und die schaffende Sennerin, und der Herbstwind rauschte in vergilbten Blättern. Bald wird nun Alles in Schnee und Eis erstarren, und sollte wohl die gute, gesangreiche Sennerin im nächsten Frühjahre mit ihrer kleinen Heerde und mit ihrer fröhlichen Nachbarin sich wieder munter und frisch hier einfinden? — Vielleicht! — Doch das lebendige Brünnlein wird sie wohl alle überleben!

Wir stillten unseren Durst und verließen den Ort, der unser Nachtquartier sein sollte, um noch zeitig auf dem Petschen wieder zur Landstraße zu gelangen, wo mich mein Führer verlassen wollte, weil ich dann leicht selbst den Weg in's Oesterreichische finden konnte.

Es zeigten sich einige Wolken am Himmel; aber mein Jäger sagte, es habe nichts zu bedeuten, es sei lauter „trockenes Gewölk," das keinen Regen gäbe. Auch habe er keine Gamsen auf dem Wiesenstreife des Loser bemerkt, und doch kämen diese daselbst alle Mal zum Vorschein, wenn es schlechtes Wetter werden sollte, um sich unter die Höhle unterzustellen und daselbst Schutz zu suchen.

Es wurde unterdeß dunkel und zuletzt vollkommen finster. Da wir indeß sehr bequeme Fußsteige gingen, so erlitten weder das glimmende Pfeifchen meines Jägers, noch unsere Unterhaltung eine Unterbrechung. Letztere drehte sich hauptsächlich um die Sennerinnen und um die Gemsen oder, wie es hier heißt, die „Gamsen.“ Ich fragte meinen Begleiter, ob es wahr wäre, was man bei uns in Norddeutschland sage, daß die Gemsen Wachen ausstellten, welche durch Pfeifen der übrigen Heerde Zeichen geben. „Es ist nicht so,“ sagte er, „wenigstens getraue ich mir nit, es zu beweisen. Allerdings ist es wahr, halten sich die Gemsen in Rudeln zusammen, und darunter sind immer einige aufmerksamer als die anderen, besonders die „Kitz-Geisen“ oder Mutter-Geisen, d. h. die Gemsen, welche Junge haben. Aber daß sie besondere Wachen ausstellten, wüßte ich nicht. Vielleicht mag der Glaube bei Einigen daher gekommen sein, weil der Bock gewöhnlich allein weidet und sich nicht mit dem Rudel vermischt. Er thut dieß aber nicht wegen dessen, um das Rudel zu behüten und zu bewachen, sondern er kann das Gezickerl, die klanen Kitzen, nit laid'n. Diese klanen Viehcher geben ihm, wenn er bei'm Rudel ist, kein Frieden nit und hupfen und pampfen um ihn herum. Darum geht er allein. Je älter ein Bock wird, desto gramlicher wird er auch und lebt zuletzt, besonders wenn er erst einmal von einem jüngeren und kräftigeren Bocke besiegt wurde, ganz einsiedlerisch. Dann geht er immer allein, bis er endlich stirbt oder weggeschossen wird. Die ein- und zweijährigen Böcke sind aber immer noch bei'm Rudel zu finden. Zuweilen halten sie sich auch bis in's dritte Jahr dazu. Dann aber werden sie von den

alten Böcken verstoßen, oder sie trennen sich aus eigenem Antriebe vom Rudel. Der stärkste Bock ist immer der Herrscher des Rudels, in dessen Mitte er sich indeß nur, wie gesagt, während der Brunstzeit befindet. Er läßt die anderen Böcke nicht zu den Geisen, und dieselben weiden immer ein wenig abseits vom Rudel und benutzen dann jeden sich darbietenden Augenblick, zu den Geisen zu kommen. Während dieser Brunstzeit werden die Böcke in zehn Tagen ganz mager und sind dann nicht mehr zum Essen. Um diese Zeit bekommen sie dann auch hinter den „Kruckeln," d. h. hinter ihren Hörnern, diejenigen Geschwülste, welche wir hier zu Lande „Gamsrosen" nennen. Sie schwellen während der Brunstzeit bis zu der Größe von Wallnüssen an, sitzen dicht an den Kruckeln und haben einen starken bisamartigen Geruch. Der alte Bock bleibt so lange Herrscher, als er kräftig ist und bis er in einem Kampfe einmal besiegt ist. Dann hat er seinerseits das Zusehen, wie die jungen Böcke mit seinen Geisen schöne thun."

„Aber mit dem Pfeifen, wie ist es denn damit?"

„Ein reines Pfeifen habe ich nie nicht gehört. Die alten Böcke haben oft eine sehr tiefe und rauhe Stimme, die anderen meckern, ratschen, schnauben und trillern, die jüngsten am feinsten."

„Hast Du wohl einmal einen solchen einsamen Bock belauscht?"

„O Jesus Maria! ja! — Einmal entdeckte ich dort an der Trisselwand einen großen Bock, der eine Stimme hatte, wie ein Bär, ein rechtes damisches Thier („damisch" heißt

ner so viel wie „sakrisch" in Tirol = groß, außerordentlich).
Der Bock, als er uns von der Höhe herab in der Tiefe bemerkte, ging auf seiner schmalen Wiese, auf der er einsam geweidet hatte, hin und her und beobachtete uns. Dieß thun sie immer erst, wenn sie Jäger sehen, damit sie darnach die Richtung ihrer Flucht bestimmen können. Nie fliehen die Gemsen, wenn sie Gefahr nahen sehen, scheu und stracks in's Blaue hinein. Aber der Mensch ist doch noch klüger wie sie. Ich hatte zwei Jägerburschen bei mir und befahl ihnen, nicht weiter vorzudringen, sondern auf dem Platze, wo sie waren, sich hin- und herzubewegen und sich daselbst zu schaffen zu machen. Ich meinerseits entfernte mich darauf auf mir wohl bekannten Umwegen und Fußstegen, kletterte über den Standpunct des Bockes hinaus und faßte ihn von hinten. Meine Burschen blieben auf ihrem Flecke, und die Gams hatte blos sie im Auge, indem sie bald hier, bald dort hinabspähte und ängstlich das Treiben der Buben beschaute. Endlich hatte ich ihn sicher auf dem Korn, und plaff! ging ihm meine Ladung in den Leib. Ich hatte ihn gerade mitten durch's Herz geschossen. — Mir half dabei, daß der Wind conträrwärts war. Wäre der Wind zum Bock hingewehet, so hätte mir alle meine Schlauheit nichts gefruchtet. Der Bock hätte schon aus der Ferne den Geruch von mir gehabt und wäre mir entsprungen."

„Auf den Wind soll ein Gamsjäger immer schauen. Auch auf die Farbe muß er schauen. Sein Hut muß nicht frisch und neu sein, sondern alt und grau. Auch sein Gewand muß grau sein, ohne blinkende und metallene Knöpfe, welche Geräusch machen, wenn sie an die Felsen

schlagen. Die jungen eitlen Burschen schießen daher auch immer weniger Gamsen als wir älteren. Wenn so ein alter verwitterter Jäger mit schabigem Rocke still und regungslos wie ein Baumstamm im Gebüsch steht, so bemerken ihn die Gamsen zuweilen gar nicht einmal und kommen ganz nahe zu ihm heran."

„Ja und da fallt ihr Barbaren dann auf einmal wie die Wölfe zwischen die armen unschuldigen Thierchen!"

„'s isch wohl so, aber mer will halt leb'n."

„Du sagtest, daß die Böcke sich vom Rudel trennen. Thun dieß die Geisen auch wohl?"

„Schaun's, mit den Geisen ist's a so. — Die Geisen bleiben fast immer im Rudel, und die ältesten Geisen sind die wichtigsten darin, noch viel wichtiger als der Bock, der ihnen nur zuweilen während der Brunstzeit das Regiment abnimmt. Die älteste Kitzgeis weiß jeden Pfad, jeden Fels und jeden Schlupfwinkel im Gebirge, und sie macht den eigentlichen Anführer des Rudels. Diese Geis nennen wir halt die „Vorgeis." Diese Vorgeis schießen wir nie aweg. Denn wenn man sie terschießt, so verändert sich die ganze Jagd im Gebirge. Das Rudel zersprengt sich dann oft in zwei oder drei Rudel, die auseinander schwärmen, wie die Bienenstöcke und oft nie wieder zu einem Regimente zusammen kommen. Bleiben sie aber auch bei einander, so kommt doch eine neue Geis an's Regiment, und diese neue Geis weiß dann wieder andere Stege und Wege oder studirt sich auf neue ein, und wir Jäger müssen dann auch wieder die neuen Wanderungen und Gewohnheiten, die das Rudel annimmt, ihnen nachstudiren, um ihn an den rechten Flecken

zu treffen und ihm zu Zeiten das jagdbare Wild wegzunehmen. Wenn man blos den Bock wegschießt, so tritt eine solche Veränderung der Jagd nie ein. Daher sage ich, daß die Vorgeis die wichtigste Person im ganzen Rudel ist, den sie nie verläßt, auf eine so geringe Anzahl er auch zusammenschmelzen mag. Nur wenn sie ganz alt wird, und wenn sie nicht mehr tragbar ist, d. h. wenn sie keine Kitzen mehr hat und sich die Muttergefühle bei ihr verlieren, dann hat sie auch nicht mehr das Interesse für das Rudel. Sie fängt dann an, allein hinter dem Rudel herzugehen, isolirt sich auch wohl ganz von ihm, entweder weil sie mit den Jüngeren nicht mehr so fortkann, oder weil sie nicht mehr in so großer G'söllschaft sein mag. Sulche alte Geisen schießen wir auch äweck, denn das schad't nicks."

„Auch dann sucht die Geis die Einsamkeit, wenn sie „kitzt", d. h. wenn sie Kitzen bekommt. Schon vorher geht sie mehre Tage herum, um sich eine bequeme Stelle für ihre Jungen auszusuchen. Gewöhnlich nimmt sie dazu einen sehr unzugänglichen Platz. Hat sie dann „gekitzt", so bleibt sie mit ihren Kitzen drei Tage allein.. Dann können die Kleinen schon überall hin folgen, und sie schließen sich mit der Mutter dem Rudel wieder an. In diesen Rudeln sind meistens nur 15—20 beisammen, die nämlich immer beisammen bleiben. Wenn 70—100 und mehr zusammen kommen, so ist es wohl meistens nur ein Zufall, und sie zertheilen sich nachher wieder in die verschiedenen Rudel. Doch mag die Größe der Rudel in verschiedenen Gegenden der Alpen auch wohl verschieden sein. Jedes Rudel hat seine eigene „Heimath" im Hochgebirge, wohin es sich, wenn es auf den Al-

pen geweidet hat, oder wenn Gefahr naht, zurückzieht. Diese Heimath ist ein wilder, unzugänglicher Theil des Gebirges, und zuweilen ereignet es sich, daß die Rudel unter einander um eine solche Heimath in Streit gerathen. Ist ein Rudel erst einmal an eine Heimath gewöhnt, so läßt es nicht leicht wieder davon."

„Wenn nach einem Ausflug zu niedriger gelegenen Weiden das Rudel wieder zu seiner Heimath zurückkehrt, so ist auf diesen Wanderungen seine gewöhnliche Ordnung folgende. Die „Vorgeis", die wir auch wohl die „Rudelgeis" nennen, läuft voran und sucht den Ausweg, auf den sie viel aufsichtiger ist als der Bock. Dann kommen die anderen Geisen, die jungen Böcke und die Kitzen. Der alte Bock ist immer der letzte. Er geht hintenan und deckt die Nachhut. Wenn daher junge hitzige Jäger auf die jungen ersten Böcke schießen und das Rudel zu wilder Flucht zersprengen, so geht gewöhnlich der größte und älteste Bock davon."

„In ihrer Heimath bekommt man die Gemsen nicht so leicht. Die Jagd ist daselbst der schroffen Abhänge und Felsspitzen wegen sehr schwierig und mit vielen Gefahren verbunden. Doch steigen wir ihnen auch dahin nach, und es giebt hitzige Jäger, die Tage lang den Gemsen in die unzugänglichsten Felsen nachklettern, indem sie des Nachts über blos in einer Schlucht, Höhle oder unter einem überhängenden Felsen Quartier nehmen. Man hat da oben schon oft genug Jäger vom Felsen herabgestürzt oder vom Blitz erschlagen gefunden. Zuweilen ereignet es sich auch, daß die Jäger sich, wie der Koaser Maximilian bei Schwaz in Tirull, so versteigen, daß sie weder aufwärts, noch abwärts können,

so daß sie entweder verhungern oder daß sie sich terschie-
ßen lasse nmüssen."

„Wer erschießt sie denn?"

„Ei! ihre Freunde! Sie bitten ihre Kameraden darum, und diese, wenn sie ihnen auf keine andere Weise helfen können, erschießen sie. Natürlich! es kommt dieß nicht oft vor. Aber es ist doch schon vorgekommen und ereignet sich immer einmal wieder. Glauben's mir, daß oben in den Alpen mehr g'schicht, als wovon sie unten in den Thälern wissen? — Gelt? Glauben's mir? — Ich sag Ihna, das kann nur der allerbeßte Freund, der leibliche Bruder thun, den Freund so aus einem Schlunde herabzuschießen, denn ein Anderer, der ihn nicht so lieb hat, denkt halt, er will sein G'wissen nit beladen. Aber Jener denkt, er will den Bruder von Qual erlösen."

„In der That, ich glaube, daß Euer Leben in den Alpen eben solche Schluchten und wildromantische Partieen hat, wie Euere Gebirge selbst. Aber sage mir, Du erwähntest vorher der Muttergemsen und ihrer Kitzen. Ist ihre Liebe zu einander wirklich so groß? Es muß ja wohl sehr rührend sein, eine solche Geis mit ihren Kleinen zu beobachten?"

„Ja freilich ist's das. — Wenn eine Geis Kitzen hat, so versteckt sie dieselben sorgfältig in einem unzugänglichen „Ofen" (ich erklärte dieß Wort schon oben). Sie hat denn nun keine Ruhe nit und springt immer herbei, wenn ihre Kitzen nur a weng auf d' Seiten hupfen. Sie riecht und horcht beständig in die Luft aussi und ist bei jedem Geräusch, das der Jäger macht, wenn er zu ihr hinanschleicht, auf's Aeußerste besorgt. Auch die kleinen Kitzen halten sich immer zur Mutter und springen gleich wieder dicht an sie

heran, wie sie sie ruft. Gewöhnlich schießen wir diese Kleinen auch nicht. Aber zuweilen wird es uns befohlen, sie lebendig zu fangen. So lange die Mutter lebt, ist dieß gar nicht möglich; denn diese hilft den Kleinen überall durch. Aber wenn man erst die Mutter erlegt hat, dann ist es sehr leicht, denn dann kommen die dummen Thierlein doch noch zur todten Mutter herangesprungen, hupfen ihr auf den Rücken, wollen sich unter ihrem Bauche verkraufen, da kann man sie denn gleich haschen. Einmal habe ich auch eine solche Kitzgeis mit ihren Kleinen belauscht und habe sie ganz nahe und lange beobachtet."

„Hattest Du eine Flinte bei Dir?"

„Ja!"

„Schossest Du sie denn?"

„Ach nein, Herr! Sie hatten mir's nicht g'schofft. Es hätt' mich halt' terbarmt! — Wozu sollte ich die Mutter und die Thierlein terschießen?"

Man muß wissen, daß die Alpenjäger keineswegs ohne Herz für ihre Gemsen sind. Im Gegentheile sie sind beinahe verliebt in sie und sprechen in der Regel mit einer gewissen Begeisterung von ihnen. Freilich sind sie dennoch ebenso erpicht darauf, sie zu erschießen, jedoch nur kunstgerecht und den Jagdgesetzen gemäß, und jeder Jäger empört sich darüber, wenn das Blut einer „nicht jagdbaren Geis" vergossen wurde.

Die Wölfe, die sich noch ebenso wie die Bären in den steirischen Alpen zeigen (von Wien aus hat man nur eine oder zwei Tagereisen in's Bärenland, was, wie ich glaube, im übrigen Deutschland so wenig bekannt ist, daß es fast nöthig

wäre, Citate und Gewährsmänner dafür anzuführen, die ich im Nothfalle in nicht verachtungswürdiger Menge beibringen könnte), jene Thiere also, sage ich, schaden den Gemsen weniger als dem zahmen Vieh. Denn theils kommen sie selten so hoch hinauf, theils verstehen sie es nicht, die Gemsen zu haschen.

Unter diesen Gesprächen war ich mit meinem treuen Begleiter über allerlei hübsche Wiesen-Fußstege und durch kleine Waldungen, deren Antlitz aber von schwarzer Nacht verhangen war, endlich auf der Höhe des Petschen oder Pötschen angekommen. Dieses ist neben dem hohen Sömmering der höchste Gebirgspaß in Steiermark, über den eine chaussirte Straße führt. Ueber den Sömmering gelangt man auf der Straße von Wien aus Niederösterreich in die Steiermark, und über den Pötschen führt die Straße nach Ober-Oesterreich aus der Steiermark hinaus. Der ganze Paß ist, wenigstens auf der steirischen Seite, mit dichtem Fichtenwalde besetzt. Auf der österreichischen Seite lichten sich die Waldungen früher. Die einzigen hellen Puncte in diesem Walde waren unzählige Leuchtkäfer, die mich um diese späte Jahreszeit und auf dieser Höhe in Verwunderung setzten. Es dauerte aber nicht lange, so fing es auch auf der österreichischen Seite an, aus allen Tiefen und Thälern heraufzuleuchten. Es waren die Nachtlichter und Abendkerzen der österreichischen Landleute in St. Agathen, Obernsee, Reitern und Goisern, deren freundlicher Schimmer sich zum Theil in dem tief liegenden Hallstädter See wiederspiegelte.

Hier nahm ich Abschied von meinem steirischen Alpenjäger und zugleich von seinem mir so werth gewordenen Vater-

lande, dessen schöne Thäler und Berge eine unauslöschliche Sehnsucht in mir zurückließen. Wir traten noch in ein im Fichtenwalde an der Straße gelegenes Wirthshaus, um uns mit einem Gläschen Wein zu stärken, er zu seiner nächtlichen Heimfahrt, ich zu meiner nächtlichen Weiterreise in's Oesterreichische. Wir ließen uns ein Gläschen „walschen Heurigen" geben. Der wälsche Wein ist im Herbst immer der erste, der in Steiermark verbreitet wird. Er kommt meistens aus der Umgegend von Udine, wie uns die Leute sagten. Der steirische Most, der später gekeltert wird, folgt erst später nach, und dann kommen auch die Schmuggler mit ihren ungarischen Weinen.

Ich zog hier, wozu ich mir bisher nicht die Zeit genommen hatte, das Papier hervor, mit welchem mich meine Ausseeer Freunde, denen ich auch die Begleitung des kundigen Jägers verdankte, beschenkt hatten. Ich hatte sie um einige aus dem Munde des Volks unmittelbar genommene steierische Volkslieder gebeten, und sie hatten während meines Zusammenseins mit ihnen die Aufzeichnung von zweien veranstaltet und sie mir bei'm Abschiede zugesteckt. Ich entzifferte davon eins, das in der That manche originelle und poetische Ideen enthält, und das ich hier dem Leser als ein bisher noch ungedrucktes Pröbchen steierischer Volkspoesie hersetzen will. Es hieß:

's Griaberl.

Meine Diandl hat a Koi,
Wo a Griaberl isch drin,
Und i kann gar nit sag'n,
Wie i einsprengt drin bin.

A Nas'n hat a Jede,
Zehnt und a Mäul,
Aber a Griaberl im Koi
Find aner nit alleweil.

Wann's ein freundli anschaut,
Wann's so fleanscht, un wann's lacht,
Da soll'n Sie's nur sehn,
Was für a lieb's Göscherl es macht;
Ihr Koi isch so rund
Und so schön vorn g'luckt,
Grad als ob ihr's Christkind'l
Hätt's Fingerl eindruckt.

Mei Diandl, dein Griaberl,
Dös isch schon a Pracht,
Un i bitt dich, nur gieb
Auf dein Griaberl fein Acht;
Wann i a so derfet
So recht nach mein Will'n,
I thät dir dein Griaberl
Mit Busserln anfüll'n.

Die Haar' können falsch sein,
Die Zehnt, dös kann g'schehn,
Aber a Griaberl, a falsch,
Han i doch no nie g'sehn.
Jetzt hätt' i a Heurath g'habt,
Drin in der Stadt,
Aber hab's halt nit mögen,
Weil's kein Liebsgriaberl hatt'.

Das Grübchen.

Mein Mädchen hat ein Kinn
mit einem Grübchen,
und ich kann gar nicht sagen,
wie ich darin verliebt bin.
Eine Nase hat jede,
Zähne und einen Mund,
aber ein Grübchen am Kinn
findet man nicht immer.

Wenn sie mich freundlich anschaut,
wenn sie so freundlich thut und lacht,
da sollen Sie's nur sehen
was für eine hübsche Miene sie macht;
ihr Kinn ist so rund
und so schön vorn gespalten,
g'rad als ob ihr's Christkindchen
hätt den Finger eingedrückt.

Mein Mädchen, dein Grübchen,
das ist schon eine Pracht,
und ich bitt' dich, nur gieb
auf dein Grübchen fein Acht;
wenn ich auch nur so dürfte
so recht nach meinem Willen,
ich thät dir dein Grübchen
mit Küssen anfüllen.

Die Haare können falsch sein,
Die Zähn', das kann geschehen,
aber ein Grübchen, ein falsches,
hab' ich doch noch nicht gesehen;
jetzt hätte ich eine Heirath gehabt
drin in der Stadt,
aber ich hab' sie halt nicht mögen,
weil sie kein so hübsches Grübchen hatt.

Das österreichische Salzkammergut.

Hiermit trennten wir uns, und Jeder ging seine Wege. An dem meinigen hatte ich so viele Lichter und doch so wenig Helligkeit, wie ich noch nie, glaube ich, zusammen vereinigt gesehen. Im Walde neben mir waren überall Leuchtpfähle aufgestellt, nämlich halb verfaulte Baumstämme, deren Glimmholz phosphorescirte. Sie waren von einer außerordentlichen Menge von Glühkäfern umschwärmt, und blickte ich an freien Stellen zu den Dörfern des Hallstädter See's hinab, so schien es mir, als habe ganz Oesterreich illuminirt; denn in dem ganzen See herum schimmerten Lichter, und selbst an den Bergen bis oben hinauf glimmten noch kleine intermittirende Flämmchen.

In der That trat ich auch wirklich und buchstäblich in ein besser illuminirtes Land. So gutmüthig, so ehrlich, so achtungswerth in vielfacher Hinsicht auch die Steiermärker sind, so muß man doch, wenn man einmal vergleichen will, wozu auf den Gränz- und Markscheiden der Länder sich so viele Aufforderung findet, gestehen, daß die Oesterreicher in außerordentlich vielen Puncten oder vielmehr im Ganzen den Steirern voraus sind.

Abgesehen davon, daß die ganze südliche Hälfte der Steiermark noch von Wenden bewohnt ist, daß Ungarns nachbarliche Gränze und die von daher kommenden türkischen Einfälle unvortheilhaft auf den Fortschritt der Cultur einwirken mochten, so lassen sich auch in den Verhältnissen der blos von Deutschen bewohnten Obersteiermark selbst manche Ursachen für das Zurückbleiben der Bevölkerung auf dem Wege der Bildung auffinden. Kein schiffbarer Strom, wie die Donau in Oesterreich, wie der Inn in Tirol, wie der Rhein bei der Schweiz, durchströmt diese blos von wilden, völlig unschiffbaren oder allenfalls blos floßbaren Flüssen bewässerten Thäler, in denen der Städtebau daher nicht gefördert wurde. Auch dem Ackerbau, dem vornehmsten Förderer der Cultur, bleiben zwischen den schroffen Gebirgen weit schmalere Striche als in Oesterreich. Und Viehwirthschaft, Jagd, Holz- und Waldindustrie und Eisenverarbeitung sind die Hauptbeschäftigungen des von allen Seiten in Berge eingeschlossenen, im Ganzen armen und stets mit der täglichen Nothdurft ringenden Volkes.

Oesterreich erscheint dagegen als ein reiches Land. Selbst in Oberösterreich weiten und lüften sich die Thäler schon mehr oder stoßen doch an benachbarte, noch schöner bebaute Ebenen. Die großen Ströme Inn und Donau, welche das Land durchfurchen, theilen dem Ganzen eine große Frische mit, und die Cultur übte in diesem Lande, das durchweg von Deutschen bewohnt, so wie fast überall von länger cultivirten Deutschen umgeben war, schon eine längere und ungestörtere Herrschaft.

So wie man, aus Steiermark kommend, die österreichi-

sche Gränze übertritt, wird man freudig betroffen von einer Menge erfreulicher Merkzeichen und Erscheinungen, und selbst in Kleinigkeiten tritt oft der bessere Zustand des Ganzen hervor. Der Oesterreicher erscheint immer dem Steiermärker gegenüber viel geweckter und verständiger. Selbst von den Tönen einer ausgebildeteren und wohltönenderen Mundart wird das Ohr getroffen. Es zeigt sich überall mehr Wohlhäbigkeit und Wohlbefinden. Der Katholicismus nimmt ab; auch schien mir der Menschenschlag größer und besser gebaut. Wie es dann von Oesterreich nach Salzburg und nach Baiern hin wieder eine Stufe höher zu gehen scheint, werde ich später zeigen.

Fragt man die Leute selbst über diesen Gegenstand, so sagen die Oesterreicher: „Ja die Steirer sind gute, aber simple Leutchen!" und die Steirer sagen von den Oesterreichern: „Ja die Oesterreicher sind pfiffiger als wir und halt in Allem weiter." Es scheint mir keine Rivalität und Antipathie zwischen den Bewohnern dieser beiden österreichischen Provinzen zu existiren; wenigstens habe ich nie eine Spur davon bemerkt, daß sie sich so scharf einander kritisiren, wie die Böhmen den Oesterreicher, oder wie die Oesterreicher den Ungarn, oder wie die Ungarn den Deutschen, wie auch oft die Baiern den Schwaben, wie die Franken den Baiern oder die Rheinländer den Preußen.

Das Stückchen von Oesterreich, in welches ich von meinem dunkeln Waldpfade hinabblickte, der Kessel oder das Thalbecken des Hallstädter See's, erschien mir noch besonders erleuchtet. Die meisten der Lichterchen, welche ich aus den

Bergen und ihren höchsten Abhängen herabblicken sah, gehörten nämlich — protestantischen Landleuten.

Der Protestantismus war bekanntlich am Ende des 16. Jahrhunderts weit und breit in den Erzherzogthümern Oesterreich und auch in Steiermark verbreitet. Fast der ganze österreichische Adel war protestantisch geworden. In ihm hatte der Protestantismus seine eifrigsten Anhänger, deren Ansichten selbst bei'm Kaiser Maximilian II. einigen Anklang fanden. Denn dieser hatte eine Zeit lang geschwankt, ob er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen solle, und hatte schon manche Lutherische Glaubenslehren angenommen. Selbst noch im Anfange des 17. Jahrhunderts hatte der österreichische Adel auf seinen Schlössern protestantische Kaplane, anfangs frei und öffentlich, später im Verborgenen. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn Maximilian wirklich dem Zuge seines Herzens gefolgt und den Protestanten sich angeschlossen hätte! und ganz Deutschland dann vielleicht einig in seinem Glauben geworden wäre! Und wie ewig schrecklich und furchtbar, wie nicht verschmerzbar für unser Vaterland sind die Kriege, die unter den Ferdinanden im 17. Jahrhunderte gegen Luther's Licht geführt wurden! Sie machten den österreichischen Adel bald wieder völlig katholisch und führten auch die ganze Bevölkerung der Erzherzogthümer und Steiermarks in den Schooß der alten Mutterkirche zurück. Indeß haben sich noch immer einige Ueberreste des Protestantismus erhalten, sowohl in Steiermark als im Lande ob der Enns, und zwar vornehmlich in derjenigen Gränzgebirgs-Gegend, in welcher wir uns jetzt befinden.

Nach Steller gab es im Jahre 1839 im Lande ob der Enns 15,300 Lutheraner und in Steiermark 5200 und zwar entschieden die meisten derselben in den Gebirgen um die Ausseer und Hallstädter See'n herum. Ein protestantischer Prediger, den ich zu sprechen Gelegenheit hatte, meinte, es wären jetzt (1841) in Oesterreich wohl schon 17000 Protestanten zu zählen, und ich maß ihm Glauben bei, da die Protestanten hier aus sehr natürlichen Gründen immer die Anzahl ihres Häufleins sehr genau kennen. In Oberösterreich bilden sie zwölf Gemeinden, in Steiermark außer Grätz drei. In Unterösterreich giebt es keine protestantischen Landgemeinden, dagegen in der Hauptstadt Wien natürlich eine große Stadtgemeinde (nahe an 12000 Protestanten, Lutherische und Reformirte zusammen). In Kärnthen und Krain haben sich dagegen wieder viele protestantische Gemeinden erhalten, mit ungefähr 18000 Bekennern. Merkwürdig ist es aber, daß es (120 Reformirte ausgenommen) in ganz Tirol gar keinen Protestanten giebt. Tirol ist unter den deutschen Provinzen Oesterreichs die rein katholischeste, so wie Kroatien unter den slavischungarischen Provinzen.

Die Jesuiten und Kapuziner der Ferdinande spürten allerdings auch am Hallstädter See, in den Thälern des Dachsteiner Hochgebirges, im Gosauthale und in den Schluchten des todten Gebirges den protestantischen Büchern, um sie zu verbrennen, und den Ketzern, um sie zu bekehren, nach. Allein viele entgingen ihnen nichtsdestoweniger, und man wußte sie zu täuschen.

Da sie nicht mehr öffentlich und frei ihren Glauben be

kennen durften, so thaten sie es im Geheimen und im Stillen. Die meisten wurden im Aeußeren Katholiken und besuchten auch die katholischen Kirchen. Im Inneren aber blieben sie Protestanten und feierten nebenher in der Zurückgezogenheit der Gebirgshütten ihren Gottesdienst. Bei grausigem Wetter, wenn es donnerte und blitzte und die Felsen und Häuser erbebten, wo sich dann kein spürender Kapuziner herauswagte, oder in der Nacht, nachdem man die kleineren Kinder, die oft von den Priestern ausgefragt wurden und schon manchmal ihre Aeltern verrathen hatten, zu Bette gebracht hatte, holte man die frommen Schriften Luther's, das Evangelium und die sächsischen Gesangbücher hervor und feierte den Gottesdienst, bei dem nur die älteren Töchter und Söhne des Hauses zugelassen wurden. Ihre Bücher hatten sie in irgend einem Schlupfwinkel des Hauses versteckt, in einer Lade unter dem Dache oder in einem unter Getäfel verborgenen Mauerschranke. Man hat noch neuerlich alte Gebäude im Gebirge abgebrochen, aus deren Mauern man solche versteckte protestantische Bücher hervorzog. Auf allerlei Schleichwegen wurden sie zu Zeiten von Deutschland aus mit Bibeln und protestantischen Büchern versehen, doch natürlich nur sehr spärlich, und ein altes in Sachsen gedrucktes Buch wurde daher wie ein kostbarer Schatz und wie ein Heiligthum aufbewahrt.

Viele wurden natürlich auch entdeckt und mit Strafen belegt, nicht wenige z. B. nach Siebenbürgen transportirt. Dort in Siebenbürgen giebt es noch in diesem Augenblicke manche Familien, deren Namen auch noch im Traun- und Gosauthale blühen. Viele, besonders Vornehme und Reiche,

verließen auch freiwillig das Land, so z. B. die seit uralten Zeiten im steirischen Salzkammergute hausgesessenen Herren von Finkenstein, von Hoffmann und Herzberg, die sich im protestantischen Preußen ansiedelten, und von denen die letzteren ihr neues Vaterland mit einem seiner ausgezeichnetsten Diplomaten und Staatsmänner, den es je gehabt hatte, beschenkten, mit dem berühmten Cabinetsminister Grafen Ewald Friedrich von Herzberg.

Viele Vornehme wanderten aus, — die reichen Bewohner der tieferen Thäler mußten sich bekehren, nur die armen Berghöhen- und Waldbewohner entgingen großentheils der Bekehrung wie den Exilen. Die Protestanten in einigen Gemeinden Steiermarks, z. B. in Mitterbach nahe bei Mariazell, sind daher auch meistens nur sogenannte „Holzknechte."

Hundert und sechszig Jahre lang erhielt sich bei ihnen unter der Maske des Katholicismus die Treue an dem alten Glauben, — in der That ein höchst merkwürdiges Factum, das an eine ähnliche Erscheinung in Frankreich, an die lange Conservirung des Glaubens der Albigenser in den an Piemont gränzenden Gebirgen, erinnert.

Endlich im Jahre 1781 erschien das lange verzögerte Toleranz-Edict Joseph's II. Gleich nach seinem Erscheinen zündeten sich rund um den Hallstädter See herum, an der Gosau und Traun die protestantischen Kerzen wieder an, die Leute traten mit ihren Lichtern unter dem Scheffel hervor, und es erklärten sich hier in der Gegend allein 3000 Menschen auf einmal für Protestanten, an deren Katholicismus bisher Niemand gezweifelt hatte. Einem katholischen Pfarrer der Nachbarschaft blieben sogar nur zwei bis drei Fami-

lien von seiner ganzen Gemeinde, und man fing nun auf des Kaisers Erlaubniß und Befehl an, protestantische Kirchen oder Bethäuser zu bauen.

Aber auch so noch ging die Sache nicht ohne Schwierigkeiten durch. Einige Priester suchten die Leute auf alle mögliche Weise davon abzuhalten, sich für Protestanten zu erklären, und viele Böswillige schreckten sie und brachten das Gerücht in Umlauf, daß die Toleranz nur gegeben sei, um die versteckten Protestanten zu entdecken. Die, welche sich dann als solche erklärten, wolle man verschicken und ihre Kinder in Waisenhäusern katholisch erziehen, und eben jene Gebäude, die man errichte, seien durchaus keine Kirchen, sondern vielmehr solche Waisenhäuser für ihre Kinder. Indeß die Kirchen wurden fertig, und es erfreuen sich nun unter dem Scepter der jetzigen österreichischen Regierung die 12 oberösterreichischen und die drei steirischen Gemeinden der Protestanten einer freieren Ausübung ihres Gottesdienstes. Ob ihre Freiheit indeß ebenso groß sei, wie die, welche die zerstreuten Katholiken bei uns genießen, weiß ich nicht. Zuweilen habe ich wohl hier und da Klagen vernommen, daß man sie doch immer noch mit einigem Mißtrauen und einer gewissen Eifersucht betrachte, und daß sie sich ganz besonders vor Discussionen und Streitigkeiten hüten und eines ganz besonders untadelhaften Wandels befleißigen müßten, weil jedes Versehen den Protestanten gleich doppelt angerechnet werde. Auch versicherten mir einige, daß alle Streitigkeiten der Protestanten im übrigen Deutschland einen sehr nachtheiligen Einfluß auf sie übten, weil man sie dann sofort strenger bewache, aus

Furcht, es möge sich der Geist der Zwietracht auch unter sie verpflanzen.

Kirchen haben ja die Protestanten noch nicht, sondern nur Bethäuser. Und die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Wien zu Evangelischen ließ man nicht zu, weil das Josephische Edict wohl den Lutheranern und Reformirten besonders, nicht aber einer dritten daraus zusammenzusetzenden Secte der Evangelischen, die Toleranz verheißen habe. Viele katholische Priester predigen selbst hier mitten unter den Protestanten noch gegen das Ketzerthum und verdammen es von ihren Kanzeln auf die stärkste und heftigste Weise. Auf das österreichische Volk hat dieß aber, im Ganzen genommen, wenig Einfluß, weil es, Gott sei Dank, einen zu gesunden Sinn hat und solchen Einflüsterungen kein Gehör giebt. Im Allgemeinen lobt man die Verträglichkeit, in der hier beide Parteien unter einander leben. Nur der österreichische Adel, der sonst so protestantisch gesinnt war, behauptet man, sei jetzt weniger duldsam als die mittleren und unteren Klassen, was ich dahin gestellt sein lasse.

Spät Abends kam ich in's Traunthal hinab und endlich in Goisern an, wo ich wieder mit meinem Franz zusammentraf, in einem Wirthshause, in welchem der Wirth und die Wirthin ein Paar Capitalstückchen von Leutchen waren, groß, schön, schlank, verständig, wohlhäbig, frisch, gesund und thätig, wie man in Oesterreich solche Leute häufig findet, und wie ihrer auch noch viele in diesem Wirthshause versammelt waren, deren offene Physiognomieen und helle Augen ich mit Vergnügen musterte. Ich

bekam hier ein Zimmer, das so prächtig aufgeschmückt und mit Betten so bunt und hübsch geziert war, als wenn ich hätte Hochzeit machen wollen. Mit vielem Vergnügen legte ich mich nieder, weil ich auf einen ebenso angenehmen Schlaf als auf ein frohes Erwachen hoffte. Denn ich gedachte bei schönem Wetter am anderen Tage die herrlichen Umgebungen des Hallstädter Sees, Ischl's und überhaupt die ganzen herrlichen Salzkammerguts zu besehen.

Allein das „trockne G'wölk" aus Steiermark spielte uns einen sehr nassen Streich; denn als ich am anderen Morgen früh in gespannter Erwartung eines prachtvollen Sonnenaufgangs erwachte und vom Bette aus nach dem Gezwitscher der die Sonne begrüßenden Vögel lauschte, vernahm ich ein plätscherndes Geräusch, und obgleich meine Uhr schon auf eine Stunde wies, in welcher der Sonnenaufgang dem Kalender gemäß im October längst vorüber ist, so war es doch noch eine ziemlich finstere Luft im Zimmer. Auch hörte ich schon viel Geräusch in meinem Hause, woraus ich schließen konnte, daß meine Uhr ganz Recht habe. Das Geplätscher klang frappant so, als wenn ein heftiger Platzregen vom Himmel auf die Dächer hernieder fiele und von den Dächern in reichlicher Menge durch die Dachrinnen auf die Straßen strömte. Es war mir schlechterdings unmöglich, dieß für Vögelgezwitscher zu nehmen. Da ich den Regen aber wegzuläugnen wünschte, so fiel mir ein, ob es nicht vielleicht ein reizender Wasserfall sein möchte, der dicht hinter meinem Wirthshause von den Bergen herabstürzte, und von dem ich gestern Abend aus Müdigkeit vielleicht nichts gehört habe. „Es ist schmuziger Regen!

Wind und Regen!" klapperte es vernehmlich an mein Fenster, aber ich wagte es nicht, hinter dem Bettschirm hervorzusehen und mich mit meinen leiblichen Augen von dieser traurigen Wahrheit zu überzeugen. Ich legte meine Uhr auf's Zifferblatt, um sie nicht zu erblicken, wickelte mich in meine Bettdecke, um gar nichts weiter zu sehen und zu hören, und blieb bei der Voraussetzung stehen, daß ich einen Wasserfall gehört habe, und daß wir uns noch in der frühsten Morgendämmerung befänden. Kurz ich vermuthe, daß gewisse feige Tyrannen und Selbstherrscher es bei Volksgetümmel auf der Straße gerade so machen, wie ich es bei dem Regenlärmen machte.

Es half aber nichts. Die bittere Wahrheit mußte doch an's Tageslicht und ich mit ihr fürlieb nehmen. Die Regentropfen marschirten in so geregelten und dichtgedrängten Schaaren vom Himmel herab, daß es nicht das Ansehen hatte, als sollte dieser Marsch so bald schon enden. Die Leute sagten, die Wege seien für heute und morgen in den Bergen verdorben, und ich ließ den Franz rasch anspannen und davon fahren, um zu versuchen, ob wir nicht vielleicht irgendwo weiter nach unten im Salzburgischen unser Glück und das gute Wetter wieder erreichen könnten.

Es war ein Jammer, diese Zerstörung unterwegs anzusehen. Es war, als wenn in die Dresdener Bildergalerie eine Wasserfluth eingebrochen wäre. Alle Gemälde des so viel gepriesenen Salzkammerguts waren verdorben, alle Aussichten zerstört, die ganzen Reihen der Berge waren alle wie geköpft, denn ihre Gipfel steckten in Wolken. Der schöne große Spiegel des Hallstädter Sees war erblindet,

und ein kalter Octoberwind fuhr aus den Eisfeldern des Thorsteiners und der verwunschenen Alpe auf ihn herab. Alle Berge wuschen sich auf sehr unschickliche Weise nach Herzenslust, und das schmuzige Waschwasser stürzte auf allen Seiten ihnen an den Lenden herab. Die Traun, die sonst so schöne, krystallene, grünliche Traun, war schmuzig und braun gefärbt, als hätten alle Himmlischen die Spülwasser ihrer Haushaltungen darin ausgeschüttet. Die Wasserfälle, deren flüssige Krystalle sonst die Dichter des Salzkammerguts entzückte, blickten aus stark getrübten Augen. In jeglicher kleinen und großen Thalschlucht hingen nebelige Flußgott-Urnen, aus deren jeder ein großer oder kleiner schmuziger Wasserstrahl hervorschoß, als gössen alle Köche der Berggeister den Satz ihres Morgenkaffees hier aus oder als feuerten aus jeder Schlucht die Wassergeister mit Wasserkanonen von großem Kaliber hervor. Eigentlich war es ein Kampf zwischen den Wasser- und Erdgeistern; die Erde rückt, vom Wasser bedrängt, im Schlamm herab, große Felsstücke flogen in den angeschwollenen Bächen herunter, und die kleinen schmuzigen Gnomen krochen dafür aus dem Boden hervor und warfen den Okeaniden und Nixen Sand und Schlamm in die klaren Augen. Die schönen goldgelben, röthlichen und violetten Blätter der Laubbäume, die bis jetzt noch so ziemlich fest gesessen hatten, fielen unter dem Kleingewehrfeuer der senkrecht niederschlagenden Regentropfen herab. Kurz an diesem 16. October konnten die Nymphen dieser Thäler wahrhaftig nicht behaupten, sie hätten heute ihren beau jour.

Alle Bäche murmelten auf eine widerlich geschwätzige

Weise. Nur zuweilen verlor sich ihr abscheuliches Rauschen im Brausen des Windes. Welch wunderschönes Wetter, dachte ich, mochte ein solcher Tag sonst für die armen Protestanten am Hallstädter See und im Gosau-Thale gewesen sein! Gott sei Dank, daß sie sich nun wie die übrigen des hellen Sonnenscheins erfreuen können!

Wir fuhren durch den Engpaß bei Laufen und kamen in einem Stündchen nach Ischl. Auch hier in diesem schönen Orte sah es aus, als wäre er vom Feinde zerstört, so zauste der Wind in den Bäumen, so zerrissen die überall improvisirten Ströme, von denen auf keiner Landkarte etwas steht, seine Straßen. Die Traun führte sogar Baumstämme und abgerissene Zweige an dem Orte vorüber. — In dem Wirthshause fand ich einen anderen einsamen Reisenden, der sowie ich auch noch spät im Jahre, auf Naturgenüsse Jagd machend, herumirrte, und der auch aus dem Fenster in die Wolken und in die Traun traurig hinausblickte, wie in ein verlorenes Paradies. Er war von Salzburg gekommen mit einem schönen Plane für den Traunfall, die Besteigung des Schafberges, die Beschiffung des Mondsees, die Umfahrung des Traunsees und die Untersuchung des Thorsteiner Gletschers. Alle diese schönen Pläne scheiterten an den besagten kleinen Regentröpfchen, und er fuhr nach Salzburg zurück, von wo er gekommen, und ich folgte ihm, um in St. Gilgen am anderen Ende des Wolfganger Sees Mittag zu machen. — Mit etwas mehr Geduld hätten wir vielleicht viel gewinnen können. Denn um Mittag am anderen Ende dieses Sees wurde es ganz leidliches und am anderen Tage schönes Wetter. Aber

bei schlechtem Wetter denken wir, es wird ewig währen, wie wir bei gutem Wetter und im Glück gewöhnlich uns so leichtfertig benehmen, als würde es nie ein Ende haben.

Vom Ischl-Thale und von der westlichen Hälfte des Wolfgang-Sees sah ich so gut wie nichts, denn ich mußte Wagen und Mantel immer zuhalten vor dem Regen. Ich versuchte es, ob ich mir der Natur, die mir den Spaß verderben wollte, zum Trotz, die Dinge noch viel schöner vormalen könnte, als sie vielleicht in der Wirklichkeit wären. Ich machte die Augen zu, und wunderbar! es schien mir — ich mag es eigentlich gar nicht einmal sagen — als könnte ich mir noch viel herrlichere, malerischere, manchfaltigere Gefilde und Landschaften mit Hülfe meiner Phantasie vorzaubern, als ich je in der Wirklichkeit gesehen. Viele werden mich auslachen. Aber Jeder urtheilt nach seinen richtigen oder unrichtigen Erfahrungen, und ich muß sagen, ich bin des Glaubens, daß unsere göttliche Phantasie, unser vom Himmel entsprossener Geist sich viel schönere Paradiese erdenken können, als die irdische Natur sie hienieden bietet. — Doch genug hiervon und schon zu viel!

Wie gesagt, über Mittag in St. Gilgen hörte der Regen auf, und nachdem wir in zahlreicher Gesellschaft von Landleuten aus allen Thälern abgegessen hatten, beschloß ich, um wenigstens nicht Alles zu verlieren, noch einen Ausflug in die benachbarten Berge zu machen, und schickte meinen Franz zum Fuschel-See voran, wo er mich erwarten sollte. — Ich ersah mir aus den Leuten, die mit uns speisten, einen hübschen starken Mann, einen Förster, der mir seinem Aeußeren nach sehr wohl gefiel und in dem ich mich

auch in der That nicht irrte. Denn er leistete mir gerade ebenso gute Dienste, wie mein Jäger von Aussee. Er hieß: „Joseph Bader der Obenauer." Gewöhnlich aber würde er, wie er mir sagte, blos „der Obenauer" genannt. Er war gleich bereit, mich zu begleiten, und wir machten uns auf den Weg, den Griesberg, ein mäßig hohes Gebirge zwischen dem Mond- und Wolfganger See, zu besteigen, von wo aus man eine schöne Aussicht in das ganze Seengebiet des Salzkammerguts genießt.

Zuerst kamen wir über den Brandelhof, ein schönes, mitten in einem reizend begrasten und gut bebauten, flachen Einschnitte des Berges gelegenes Gehöft. Die Wiesen und Aecker desselben, die sich breit ausdehnten, umgab am Rande dunkles Fichtengehölz, durch welches wir zu höheren Stufen und Spitzen emporstiegen. Selbst auf diesem verhältnißmäßig unbedeutenden Gebirge war viel Malerisches. Einigemal gingen wir durch Felsspalten. Wir wanderten kreuz und quer, weil mein Förster, dessen Revier sich zwei Stunden im Umkreise ausdehnte, überall etwas nachzusehen hatte, was ich um so lieber mit ihm gemeinschaftlich that, da ich so Alles im Detail kennen lernte. Er sagte mir, alle seine Geschäfte kämen ihm hier leicht vor gegen die Arbeiten in der Steiermark, wo man ganz anders „in den Gamsgebirgen herumkugeln" müßte als hier.

Bei einem der Felsen auf einer reizenden Wiese bot sich uns ein überraschender Anblick dar, den ich bisher noch nicht gehabt hatte, eine kleine Viehheerde von etwa 20 Kühen und

Kälbern, die alle auf das Zierlichste bekränzt waren. Die „Glockenkuh", so nennen sie hier die Kuh, die in der Steiermark den Titel der „ältesten Almenkuh" führt, hatte die Hörner mit Flittergold verziert und den größten Kranz um Hals und Hörner. Die Kälber schienen alle mit rothen und weißen Rosen bekränzt zu sein; es waren aber, in der Nähe betrachtet, nur rothe Hahnebutten oder „Hetschepetschen" und weiße Buchenschwamm-Stückchen mit „Kranewetten" und „Fuchswurzen". Dabei trugen die Kühe die Kränze so ungenirt, als kämen sie ihnen von Rechtswegen zu, und fraßen in ihrem sonntäglichen Putze wie alle Tage — Gras. Die Thiere behalten die Kränze so lange auf, bis sie abfallen. Auch hier wird wie in Steiermark streng darauf gehalten, daß die Sendin oder die „Alpendirne", wie sich mein Jäger auch wohl ausdrückte*), wenn sie Unglück gehabt hat, nicht „kranzen" (so lautet der Kunstausdruck) darf. „Man foppt und neckt sie dann wohl?" fragte ich meinen Jäger, „wenn sie ohne Kränze vom Berge herunterzieht?" — „B'hüte Gott", antwortete er. „Keiner foppt sie. Keiner sagt nicks, denn es ist ja schon das ein Leid, daß sie nicht kranzen kann."

Je höher wir kamen, desto höher und finsterer wurde der Wald. Es ist ein schöner Hochwald, der größtentheils Privatpersonen gehört, oder der, wie die Leute sich hier ausdrücken, größtentheils „Eigenthums-Wald" ist. In Steiermark sind die meisten Wälder kaiserlich. Hier sind mehr

---

*) Ich setze hier schließlich alle die Ausdrücke, welche ich für dieselbe Milchwirthschafterin in den östlichen Alpen kennen lernte, her. Sie heißt: „Sennerin", „Sendrin", „Senndin", „Schwaigerin", „Brenntlerin", „Alpendirne."

„Eigenthumswälder." — In diesem Walde steht noch mancher schöner „Schiffbaum."

Sehr interessant sind hier wie in Steiermark die Anstalten, welche man zum Hinablassen des Holzes von den hohen Gebirgen gemacht hat. Sie sind natürlich je nach Ort und Lage sehr verschiedener Art. Hier hatte ich Gelegenheit, eine sogenannte „Holzries'n" genauer zu besehen. Es sind dieß große, oft von außerordentlichen Höhen herabsteigende Rutschbahnen für die Balken und Baumstämme.

Die „Ries'n", welche wir besichtigten, war eine sogenannte „Hauptries'n" oder eine „vollkommen gesattelte Ries'n." Sie ging auf eine Länge von mehr als 1000 Schritten in die Tiefe hinab. Oben am Anfange derselben befand sich die sogenannte „Aufkehr", eine Art von Tenne oder Bassin, auf der das Holz aufgestapelt wird, um dann von hier aus in den Canal hineingestoßen zu werden. Die Ries'n selbst ist aus langen, glatten Baumstämmen zusammengesetzt, die der Länge nach neben einander befestigt sind. Die, welche die eigentliche Unterlage zum Rutschen bilden, heißen die „Dachbäume", die zur Seite liegenden, welche das Ausweichen des abrutschenden Holzes vermeiden, die „Wehren", „Sattel" und dann noch bei einem ganz vollkommen gesattelten Ries'n die „Uebersattel." In der feuchten Jahreszeit wird das Holz „ausgekehrt", d. h. hinabgelassen. Es rutscht, springt und hüpft mit großem Gepolter die Berge hinunter. Auf der Seite, an den Ecken, wo die Ries'n „auswirft", d. h. wo das Holz leicht ausspringt, werden, um dieß zu verhindern, sogenannte „Mäntel" errichtet, aus starken Baum-

stämmen, welche man daneben in die Erde schlägt. Im Herbste, wenn die Wege bereift sind, kehrt sich's am beßten. Da „spießt" das Holz tüchtig, d. h. wie die Wurfspieße in einer Feldschlacht kommen die Baumstämme heruntergeflogen. Alle Berge Steiermarks sind mit solchen Holzriesen angefüllt, und die Arbeit der Holzknechte dabei ist keine geringe. Es kommen hier Arbeiten vor, von denen wir in unseren Hügel- oder Ebenen-Waldungen gar keinen Begriff haben. Die zweckmäßigsten und großartigsten Anstalten dieser Art sieht man aber in den bairischen Hochgebirgen.

Auf sehr schlüpfrigen und durch den Morgenregen schwierig gewordenen Wegen gelangten wir durch die Waldungen in die Alpen- oder Wiesengegend. Auch hier erzählten mir die Leute noch von Bären. Doch kommen diese Thiere als heimathlich und sich fortpflanzend hier in dieser Alpengegend in der Regel nicht mehr vor, nur zuweilen noch „einschichtig", wie sie sich ausdrückten. Der letzte „einschichtige Bär" ist hier noch vor gar nicht langer Zeit getödtet worden. Er lebte mehre Jahre in diesen Wäldern. Er wurde fünfmal angeschossen. Einmal schoß ihn mein Freund selbst in die Pratzen. Aber er entkam immer wieder, bis er endlich auf einer großen auf ihn angestellten Jagd den Menschen in die Hände fiel. Ich erwähne dieß nur, weil man in der Regel so selten daran denkt, welches große Gebiet der Bär noch in den deutschen Bundesstaaten besitzt. Er ist in dem ganzen südöstlichen alpinischen Deutschland und Kärnthen, Krain, Steiermark und Tirol noch zu Hause und lebt zuweilen auch „ein-

schichtig" noch in den Wäldern und Alpen von Oesterreich und Salzburg.

Dasselbe Gebiet kann man mehr oder weniger auch dem Wolfe noch vindiciren. Auch über ihn theilte man mir eine interessante kleine Notiz mit, die mir von mehren Seiten, unter anderen von den Admonter Stiftsherren bestätigt wurde, nämlich diese, daß der Wolf in den Jahren 1812, 1813 und 1814 auch hier in Folge der kriegerischen Ereignisse im Osten Europa's viel häufiger erschienen sei. Man hat dasselbe von anderen an Rußland und Polen angränzenden Landstrichen bemerkt. Aber ich weiß nicht, ob man es auch schon von diesen dem Kriegsschauplatze so fern gelegenen Alpen in Erfahrung brachte.

Auf dem Gipfel des Griesberges, der einen gewaltigen Damm zwischen dem „Mond- und „Wolfganger-See" bildet, ist die Aussicht entzückend. Man steht hier so recht mitten in dem ganzen Seengebiete des Salzkammergutes — und überschaut von hier aus die meisten dieser reizenden vielgepriesenen Gewässer, den Mond-, den Atter-, den Ober-, den Zeller-See rc. Alle diese Seeen hängen unter einander zusammen, fließen einer in den anderen aus und vereinigen sich zuletzt sämmtlich in dem Traunfluß.

Man kann indeß hauptsächlich zwei Seeenketten unterscheiden, die obere Traun mit ihren Seebecken und die Ach mit den ihrigen. Alle die kleinen steirischen Seeen, die wir oben nannten, münden in den Hallstädter See. Dieser fließt aus in den Traun-See, indem er unterweges noch das Wasser des Aber-Sees aufnimmt.

Ein See, vom festen Lande umgeben, gewährt einen ähnlichen Reiz wie eine Insel, vom Meere umfluthet. Nur bei solchen kleinen Inseln und Seeen wird der Gegensatz zwischen Festland und Wasser, die Vermählung der Gäa und des Neptunus dem Menschen genießbar und nahe gerückt. Die Salzkammergut-Seeen haben gerade die rechte Größe, um diese Genießbarkeit herbeizuführen. Auch ist die Gestaltung und Gruppirung der Seeen, so wie des ganzen benachbarten Landes, außerordentlich vortheilhaft und malerisch. Die aufgequollenen und emporgetriebenen Massen der Gebirge liegen hier nicht so gedrängt mehr beisammen, wie in der Steiermark, wo man oft, wie den Wald vor Bäumen, so das Gebirge nicht mehr vor lauter Bergen sieht.

Die Höhen legen sich hier weit bequemer und in mehren gelichteten Gruppen neben einander, und Hochgebirge und Flachland oder doch bequemes Thal, Wald-, Acker-, Wiese- und See-Oberflächen zeigen sich hier so ziemlich in gleichmäßig vertheilten Partieen. Zwischen den Seeen liegen waldige Isthmen, zwischen den Bergen breiten sich milde und anmuthige Weitungen aus. Die schwarzen Tannengehölze umfassen grüne Matien und Wiesen. Einzelne Puncte aus der Masse steigen zu schwindelnden Höhen empor. Von See zu See rauscht ein alle einender Fluß, und an der äußersten Spitze der längsten Ausdehnung jedes Wasserspiegels ruht ein freundlicher Ort, so St. Gilgen an der Spitze des Aber- oder Wolfganger Sees, Mond an der Spitze des Mond-Sees und Schörfling an der Spitze des Atter-

Sees, **Fuschel** am Fuschel-See und **Gmunden** an der Spitze des Traun-Sees.

Der hohe Berg, den wir vor uns hatten, war der **Schafberg**. Doch verschwand er, wie alle seine Nachbarn, gegen das mächtige Tannengebirge und die hohen Thorsteiner Eis- und Schneegefilde, die gewaltig, Alles überragend, aus der Ferne winkten. Der Thorsteiner Kogel, eine hoch emporsteigende Spitze des Thorsteiner Gletschergebirges, sieht vom Salzkammergute, dem er die schroffe Stirn zugewendet, besonders schön aus. Dieser Kogel, sagte mir mein Jäger, rage mitten aus den ungeheueren Eismassen hervor. Am Ende des Eisen befinde sich ein kleiner See, der milchfarbenes, etwas grünliches Wasser habe. Auf diesem See sei ein ewiger Sturm. Noch nie sei die Oberfläche dieses kleinen Sees anders befunden worden als von dem Winde gepeitscht und mit schäumenden Wogen. — Wie manche arme Menschenseele gleicht wohl diesem Gletschersee und gelangt so wenig zu spiegelglatter Ruhe wie er! — Der Mondsee, der Atter-See und der Aber-See unter uns schienen heut Abend alle spiegelglatt zu sein. Es ist nicht sehr häufig, daß die Seeen sich in diesem Zustande befinden, und bei der leicht beweglichen Menschenseele, die keinem Elemente ähnlicher ist als dem Wasser, ist es ebenso selten.

Wir fanden dann, indem wir auf der Kante einer **Schneide** — so heißt in der Alpensprache ein auf beiden Seiten abfallender Damm, der zwei Berge verbindet, — hinüber balancirten, in unseren nächsten Wäl-

dern und auf unserer Höhe selbst noch eine solche kleine zwischen den Bergen und Wäldern wie in einen Körper eingefaßte Wasserseele. Sie war ziemlich ruhig, in dem Augenblicke, wo wir sie sahen, nur von der anmuthigen Leidenschaft eines sanften Abendwindes bewegt und anmuthig schaukelnde Wellen schlagend. Es war dieß der kleine Eiben-See, im Vergleich mit welchem alle die anderen genannten Seeen große Oceane sind.

Alle Sennhütten des Gebirges waren schon öde und verlassen und standen verschlossen und verriegelt auf den entvölkerten Grasrücken, wie die der Küml-Miedl bei Aussee. Wir hatten überall vergebens angepocht. Auf einmal aber, als wir bei'm Eibensee vorüber zu einer Alpe kamen, welche die „Hüllkar-Alpe" hieß, rief mein Begleiter: „Nun die Alpe ist noch bewohnt. Wenn da keine Sendrin drin ist, so sind die Sacrements-Wildschützen da!" Er hatte bereits aus weiter Ferne einen kleinen Wasserkübel bemerkt, der unter dem Brunnen stand, und der ihn erkennen ließ, daß noch Menschen hier weilen mußten, und nach seinen veränderten und ernster gewordenen Mienen zu schließen, schien er in der That eher Wildschützen als Sendrinnen zu erwarten, um so mehr, da wir auch nicht ein einziges Stück Vieh in der Nachbarschaft bemerkten. Die Wildschützen, die der Jäger hier auf Schritt und Tritt ebenso fürchtet und verfolgt, wie er die Gemsen hofft und verfolgt, pflegen wohl zuweilen die verlassenen Hütten der Sendinnen als ihre Standquartiere zu benutzen, und zwar um so mehr, da die Sen-

nerinnen ihnen oft holder sind als den Jägern. „Die Sendinnen," sagte mir mein Begleiter, „machen immer Partei gegen uns."

Mit finsterer Stirn, mit raschem Schritt, beinahe hätte ich gesagt, mit gespitzten Ohren, wie ein Löwe, der da zu merken glaubt, daß in seinem Gebiete etwas unrichtig sei, ging oder lief vielmehr mein Jäger über die Bergschneide zu der Sennhütte hin, welche etwas im Verstecke lag. Ich konnte ihm auf dem schlüpfrigen Wege kaum rasch genug folgen. Wir pochten an die Thür. Niemand machte uns auf. Auf einmal hörten wir drinnen Geräusch. Es öffnete sich die Pforte, und einen Milchkübel in der Hand trat ein junges Mädchen von höchstens 19 Jahren daraus hervor, die uns freundlich willkommen hieß und uns Vorwürfe darüber machte, daß wir gar so ungeduldig lärmten. Die Falten auf der Stirn meines Jägers schlichteten sich, und scherzend erklärte er ihr seine Vermuthung, der er sich noch um so mehr hingegeben habe, da die Thür nicht sogleich geöffnet worden sei.

„Ich hab' Eng zuvor durch's Fenster a Bißl angelugt," sagte die Sennerin, „bevor ich Eng öffnete. Doch nun kommt nur eini, ihr seid ja ehrliche Leut'!" — Das Mädchen erzählte uns, sie habe das Vieh heute nicht ausgelassen, weil es bis zum Mittag gar so grausig gewettert, und sie habe es daher im Stalle gemolken. Sie sagte, außer ihr wohne jetzt auf diesen Bergen zwischen dem Mond- und dem Aber-See nur noch eine einzige Sendrin. Alle anderen seien schon abgefahren. Das käme daher, weil ihre Alm so gelegen sei, daß sie noch länger benutzt werden

könnte als die übrigen. Es ist bei uns wohl etwas Seltenes und Bewundernswerthes, daß zwei junge, kaum zwanzigjährige Mädchen mitten in einer unbewohnten und unbewachten Einöde — sie haben nicht einmal einen Hund als Wächter — ihre Wohnung aufzuschlagen gar kein Bedenken tragen. Und daß sich immer eine solche Sitte halten kann, ist wohl im Ganzen ein sehr gültiger Beweis für die Gutmüthigkeit der Alpenbewohner.

Es war indeß finster geworden, und unsere Sendin that sogleich ihr Möglichstes, uns zu erquicken. Sie machte ein großes Feuer an und schleppte Milch, Schotten und Käse herbei. Das Brot dazu hatten wir mitgebracht. So unbefangen, freundlich und heiter wie sie uns entgegengetreten war, blieb sie auch den ganzen Abend, den sie uns mit den launigsten Scherzen und den hübschesten Gesängen verkürzte. Die Scherze sind gleich den Fischen, sie schwimmen nur lustig in dem Elemente der Conversation selbst und sterben, wenn sie aus ihrem Wasser in die tödtende Luft der Schriftstellerei hinüber gehoben werden sollen. Aber von den Liedern schrieb ich mir eins auf, und wenn ich's dem Leser auch nicht so vorsingen kann wie die Sendrin, so schreibe ich es ihm doch vor, weil ich glaube, daß er einige hübsche Ideeen darin finden wird. Es hieß:

Das Häuserl im Donnawald.

I hab' schon drei Summa mir's Heimgeh'n vorgenumma.
I hab' schon drei Summa mein Diandl nit g'sehn.
Auf mi wart's noch imma, sie glaubt, i komme nimma.
Auf mi wart's noch imma, wie muß ihr denn g'schehn?
Die Nacht ist so finsta, man sieht heut nix mehr.
Doch muß i's hoamsucha, wann's noch so weit wär'.

Im Donnawald hinten, da wir i's schon finden, dort is sie dahoam.
Kohlfinster is's freili, im Wald hint abscheuli, das machen die Bam.
I sieh schon von Weitem den Mondschein aufgehn.
Die Sterndl am Himmel, die leuchten so schön.
Vor'm Haus steht a Donna, wo's Diandl thut wohna, — die sehet i gern.
Er leuchtet noch immer mit so feinem Schimmer der Himmel voll Stern.
I sieh schon die Donna, — i sieh schon das Haus —
Da schaut mein liebs Diandl beim Fenster heraus.
Kaum bin i hing'loffen, war's Fensterl schon offen, — so sag i zu ihr:
„Gott grüß' Di, lieb's Engerl, geh' aussi a wengerl, geh' aussi zu mir."
„I trau' mi nit aussi so spat bei der Nacht.
Geh', sag', mei lieb's Buberl, was hast ma denn bracht?"
„Was soll i Dir bringa, a Ringerl auf's Fingerl? a rosen-farb's Band?
I will Di erlösen, weil'st treu bist g'wesen, vom ledigen Stand!"
Da drückt's mi an's Herzerl, verweiß sich nit mehr —
Du himmlischer Vater, da schau a Mal her!

Das Häuschen im Tannenwald.

Ich habe schon drei Sommer mir's Heimgehn vorgenommen.
Ich habe schon drei Sommer mein Liebchen nicht gesehen.
Auf mich wartet sie noch immer, sie glaubt, ich komme nimmer.
Auf mich wartet sie noch immer, wie mag ihr wohl geschehen?
Die Nacht ist so finster, man sieht heut nichts mehr,
Doch muß ich sie heimsuchen, wenn's auch noch so weit wär'.
Im Tannenwald hinten, da werd' ich sie schon finden, da ist sie zu Haus.
Kohlfinster ist's freilich, im Wald hinten abscheulich, das kommt von den Bäum'
Ich seh schon von Weitem den Mondschein aufgehn.
Die Sternlein am Himmel, die leuchten so schön.

Vor'm Haus steht eine Tanne, wo's Liebchen thut wohnen, —
die erblickte ich gern.
Er leuchtet noch immer mit so feinem Schimmer, der
Himmel voll Stern.
Ich seh' schon die Tanne, — ich sehe das Haus, —
Da schaut mein liebes Mädchen zum Fenster heraus.
Kaum bin ich hingelaufen, so war's Fenster schon offen, —
so sag' ich zu ihr:
„Gott grüß' Dich, liebes Engelchen, komm' heraus doch ein
wenig, komm heraus zu mir."
„Ich trau' mich nicht hinaus so spät bei der Nacht.
Geh', sag' mir, mein Lieber, was hast Du mir denn ge-
bracht?"
„Was sollt' ich Dir bringen, ein Ringlein auf den Finger? —
ein rosenfarbiges Band?
Ich will Dich erlösen, weil Du mir treu bist gewesen, vom
ledigen Stand!"
Da drückt sie mich an's Herze, weiß nicht, wie ihr geschieht.
Du himmlischer Vater, da schau einmal her!

Ich gedachte hierbei des Liedes von dem ungarischen Liebhaber am Balaton, das in der Anlage und dem Gegenstande diesem Alpenliede so ähnlich und doch in der Ausführung so verschieden ist. Als für die verschiedenen Länder besonders charakteristisch ist es auch, daß der Aelpler auf finsteren Wald- und Bergwegen zu seiner Geliebten schleicht, während der Ungar zu ihr hinreitet und unterwegs beständig mit seinem Pferde spricht.

Die Sennerin gestattete uns ohne Bedenken Nachtquartier. Sie blieb in dem hinteren Raume ihrer Wohnung bei ihren Kühen, und wir bereiteten uns im vorderen Zimmer bei'm Feuer unser Lager.

Am anderen Morgen früh weckte uns ihr Gesang, mit dem sie an ihre Geschäfte ging. Wir fanden sie vor der Sennhütte singend die Kühe melken. Ich fragte sie, ob sie

auch sänge, wenn sie ganz allein wäre. „Ei freilich,“ sagte sie, „das ist meine einzige Kurzweil. Ich singe den ganzen Tag, wenn's die Arbeit nur zuläßt.“ — Ich muß sagen, ein in der Einsamkeit des Waldes seine Leiden und Freuden in Melodieen besingender Mensch ist mir noch viel rührender als eine einsame Nachtigall im Gebüsch. — Wir verzehrten unsere Brotrinden, die vom Abend übrig geblieben waren, dazu die frische Milch der Sennerin und empfingen ihr „B'hüt Eng Gott“ zur Weiterreise, indem wir ihr wünschten, Gott möge sie immer bei fröhlichem Gesange erhalten.

Der Morgen war herrlich und die Aussicht auf Schritt und Tritt über alle Beschreibung schön. Wir gingen noch über einige „Riegel“ und „Schneiden,“ — kletterten über manches „Stieg'l“ und viele „Almenhage“ — (Almenhage heißen die aus Balken zusammengesetzten rohen Einhegungen, Umzäunungen und Gränzabtheilungen der Alpenwiesen, und Stieg'l nennt man die kleinen Durchlässe zum Uebersteigen über diese Almenhage), — bewandelten verschiedene „Kuhwege,“ die „gestapft“ waren, — (man nennt so die Fußwege, welche das Vieh sich auf den Alpen selber austritt; weil nämlich das nachfolgende Vieh gewöhnlich in die Fußstapfen der Vordermänner tritt, so entstehen dadurch Staffeln auf diesen Wegen, was die Leute hier „gestapft“ nennen) — und stiegen endlich auf reizenden Um=, Kreuz= und Querwegen Morgens um 9 Uhr zum Fuschel-See hinab. Hier überlieferte mich der Obenauer wieder meinem Franz, dessen Freude bei'm Wiedersehen mich eini-

germaßen für die Trauer des Abschiedes von meinem hübschen Jäger entschädigte.

Franz erzählte mir, sie hätten hier gestern Abend den „Almentanz" gefeiert, und das Haus wäre voll Diandl'n und Bub'n gewesen. Ich hatte selbst schon früher hier solche Almentänze mit angesehen. Es ist ein Fest, welches nach glücklich beendigter Alpenzeit den Sennerinnen gegeben wird. Sie tanzen dabei hier zu Lande Salzburgisch, Länderisch, Steirisch und Deutsch. „Deutsch" nennen sie den Walzer. Auf diesen Almentänzen werden viele Heirathen geschlossen oder angeknüpft. Auch machen sie in der Regel bei dieser Gelegenheit ihre Streitigkeiten durch Raufereien aus.

Im Salzburgischen fällt der Almentanz in der Regel auf den dritten oder auch wohl auf den zweiten der drei „goldenen Samstäge." Dieß sind drei Feste, die man zu Ehren der heiligen Maria feiert, und das erste fällt auf den 29. September. Warum man sie „goldene Samstäge" oder „Samstags-Nächte" nennt, erklärte mir ein Salzburger so: „weil die Tage zur Feier der Tugenden der heiligen Marie angesetzt seien, und weil die Tugend so gut wie Gold und noch besser sei, darum nenne man sie goldene Tage."

Der Gaisberg.

Sehr viele Landabtheilungen im Salzburgischen haben den Namen „Gauen," so z. B. das „Pinzgau," das „Lungau," „Pongau." Man versteht darunter nicht einzelne Thäler, sondern gewöhnlich große Ensembles von Thälern. Der Theil des Landes, durch den wir bisher gereist waren, heißt der „Thalgau" oder, wie gewöhnlich gesagt wird, „Im Thalgau." — Es geht dieser Strich bis nach Salzburg, wo er mit seiner äußersten Spitze mit dem Gaisberge ganz in der Nähe der Stadt endet. So einförmig und wenig interessant dieser Berg an und für sich selbst ist, so herrlich ist das Panorama, das ihn umgiebt. Ich ließ meinen Franz wieder allein fahren und machte mich, da ich in Ebenau trefflich empfohlen war, in Begleitung eines alten Alpensteigers, der mir als Führer diente, auf den Weg.

Mein Führer war ein alter, erfahrener Mann, der schon als Sennhirt, Jäger, Fremdenführer und in der übermüthigen Zeit seiner Jugend auch vielleicht als Wildschütz in sehr verschiedenen Gegenden der Alpen gewohnt hatte. Ein solcher Mann ist für den lernbegierigen Fremden ein wahrer Schatz; denn man findet bei dergleichen Leuten oft

weit mehr lebendige und interessante Kenntniß der Natur, der Thiere und der Menschen niedergelegt als in einem Buche, und eine Empfehlung an diesen Alten war mir lieber als eine an den Fürsten von Salzburg selbst.

Da es ein wenig heiß war, so kam mir der Weg auf den Gaisberg schon sehr mühselig vor. Ich trank aus jeder Quelle und klagte viel, daß der Gipfel so lange zaudere, und doch war der ganze Weg gegen andere Wege, die es in den Alpen giebt, für nichts zu rechnen, verhältnißmäßig äußerst bequem und schön. So geht es halt auch den Reichen, die schon jammern und klagen, wenn sie den Lebensweg nicht überall völlig eben und bequem finden, und über unbedeutende Hindernisse unmuthig werden. Was würden sie erst sagen, wenn sie die schwindelnden Fußstege und Felsenwege der Armuth kennten? — Je höher wir indeß kamen, desto leichter wurde mein Gang, weil das Panorama umher immer schöner und prachtvoller hervorwuchs. „Nu, nu, oben wird's am Ende noch gar in den Himmel steigen," rief mir mein Alter, mir einen leisen Vorwurf über meine Schnelligkeit machend, zu.

In ihren Hauptzügen ist die Aussicht vom Gaisberge bei Salzburg in Halbeuropa bekannt, oder doch wenigstens in ganz Deutschland. Denn es giebt wenige gebildete Deutsche, die hier nicht entweder einmal selber standen und diese schönen Gaue überschauten oder sich doch wenigstens einmal von den Ihrigen erzählen ließen, welche Augen- und Seelenkost hier sich darbietet. Indeß ist hier ein so schönes Capitel des Lebensbuches aufgeschlagen, daß man, glaube ich, immerhin es sich gefallen läßt, es noch einmal

durchzulesen, zumal da viele Hieroglyphen darin vorkommen, zu deren Deutung noch mancher Reisende sein Scherflein beitragen kann.

Die Blicke dessen, der den Gaisberg betritt, fallen zuerst auf die reizende Stadt Salzburg, die in der Ebene nahe an dem Fuße des Berges liegt. Weil man das Nächste, den Gipfel des Berges, natürlich so groß und gewaltig vor sich hat, und weil nach unten hin die Verhältnisse immer kleiner werden, so glaubt man gewissermaßen, über dem Haupte der Stadt zu schweben und senkrecht in ihre Gassen hinabzusehen. Kommt man später in die Ebene hinab, wo dieselbe so nahe und groß herantritt und die Berge und ihre Gipfel klein in die Ferne sich zurückziehen, da ist es umgekehrt, und man begreift oft nicht mehr, wie man die Dinge auf jenen unbedeutenden Höhen so weit überschauen konnte.

Salzburg hat eine so eigenthümliche Situation wie keine zweite Stadt Deutschlands. Es liegt mitten in einer breiten bequemen Thalebene. Aus dieser Ebene aber erhebt sich ein kleines schroffes Nagelfluegebirge ganz nahe am Flusse und schließt hier einen Halbkreis, der die Stadt so ausfüllt, daß sie darin wie in einem kleinen Amphitheater liegt. Das Nagelfluegebirge oder vielmehr der kleine Nagelfluedamm umzingelt die Stadt nicht anders als eine große hohe Stadtmauer, und wie durch eine Stadtmauer führen auch Thorwege durch jenen Damm hindurch, wieder in die Ebene hinaus. Der Stadttheil auf der anderen Seite des Flusses ist zwischen der Salza und dem Kapuzinerberge eingeengt. Die Ebene von Salzburg ist von schönem An=

bau, reizenden Dörfern, Gärten und Schlössern rund umher umgeben, und es muß an heiteren Tagen für den Helios eine Wonne sein, so hundertäugig, wie er es kann, in dieses Land und zu seinen Bewohnern hinabzuschauen.

Heute war es ein solcher heiterer Tag. Denn die Luft war weder „koarig" (trübe), noch gab's „Ploweiß" (?) am Himmel, wie es wohl manchmal nach der Aussage meines Alten wäre, sondern es war blau und hell, dabei aber ein „fester, starker Wind," von dem ich bedauerte, daß er hier auf diesen Höhen so nichtsnutzig sich herumtummelte, und daß ich ihn nicht einigen Ostindienfahrern unter der windstillen Linie in die Segel schicken konnte. Wir übersahen daher heute das Fernste, was überhaupt das Auge auf dem Gaisberge zu erreichen im Stande ist, und da der Wind oben so günstig der Reihe nach aus allen Richtungen der Windrose blies, so holten wir unser Perspectiv hervor, spannten die Segel unserer Beobachtung auf und steuerten an allen Küsten des Horizontes herum.

Dieser Horizont hat zwei Hälften, eine nach Nordwesten und eine nach Südosten. Jenes ist die ebene, dieses die gebirgische Hälfte, und eben darin besteht der Hauptreiz und der vornehmste Ruhm dieser Salzburger Gegenden, daß Ebene und Gebirge sich hier so nahe treten. Man schaut weit an der durch das Flachland sich hinschlängelnden Salza hinab. Man verfolgt sie viele Meilen weit und giebt sie schon verloren, während sie dann doch immer noch einige Male mit einem leisen Lichtblinken aus der Ferne winkt und endlich im Nebel verschwindet. Der Hinblick auf die baierische Ebene ist für ein Auge, das seit einiger Zeit keine

Ebene sah und beständig auf Bergesgipfeln wie ein Schifflein auf hohen Meereswellen schaukelte, besonders wohlthuend. Man sieht die dem Ackerbau gewidmeten, gesegneten Fluren Baierns überall mit Gehölzen und kleinen Waldflicken bunt durchwebt und mit schönen Dörfern geschmückt.

Nach Nordosten ist die Aussicht in's Salzkammergut ähnlich der vom Griesberge. Doch repetirte ich sie gern noch einmal. Als ich an den Mondsee kam, erzählte mir mein Alter, seit zwei Monaten würde hier in der Gegend von einer Seejungfer gesprochen, die sich auf diesem See gezeigt habe. Die Jäger hätten sie schon mehre Male gesehen, aber sie hätten sich nicht getraut, nach ihr zu schießen. Es gehen hier oft solche abergläubische Sagen von den Seeen des Salzkammerguts herum, und den Glauben an die Seejungfern hat man noch nie ganz vernichten können. Man begreift es anfangs vielleicht nicht, wie die Leute auf solche Einfälle kommen, wenn man den See im hellen Sonnenschein so natürlich und so gespensterlos vor sich liegen sieht. Man muß aber bedenken, daß diese Menschen, die auch Nachts in den Schluchten und an den schroffen Abhängen der Seeen herumklettern, dieselben oft in ganz fremdartigem Lichte und in ganz anderen Zuständen erblicken als wir Tagesfalter. Bei Sturm und Wetter, aus der Mitte der Wälder, von den Felsenabhängen herab mag ein Ausblick auf diese Seeen wohl dazu geeignet sein, die Seele mit allerlei Ausgeburten der Phantasie und mit Hirngespinnsten zu ängstigen.

Man muß die Alpen, ihre Reize und Schrecknisse ganz in der Nähe gesehen haben, um zu begreifen, daß

abergläubische Meinungen hier bei'm Volke weit natürlicher sind als in unseren prosaischen Ebenen, wo sich nie so viele außerordentliche, oft unerklärliche und die Seele beängstigende Naturereignisse zutragen. Viele Alpenbewohner haben mir gesagt, daß es selbst für den Gebildeten, der etwa als Jäger häufig mit den Alpenbewohnern umgehe und ihre Berge besteige, schwer sei, sich vom Aberglauben frei zu halten, und daß sie selbst unter den höchsten Ständen manche kennten, die diesen Aberglauben theilten.

Sehr verbreitet, besonders in Steiermark, ist z. B. der Aberglaube an den sogenannten „Bergstutzen." Dieser Stutzen soll eine Art Drache sein mit vier Füßen, mit einem Katzenkopf, mit einem langen dicken Schweif und mit giftigen Zähnen. Er greift die Menschen nicht von freien Stücken an; kommt man aber auf ihn zu, so beißt er, und der Gebissene muß sterben. Der Erzherzog Johann, der in allen Richtungen hin wohlthätig auf seine Aelpler einzuwirken sucht, hat einen Preis von 30 Ducaten auf die Erlegung und Einbringung eines solchen Stutzen ausgesetzt. Auch auf die Erlegung einer furchtbar großen Schlange, die in einem hohen Gebirgssee leben soll, hat er einen Preis gesetzt. Ich muß indeß sagen, ich glaube nicht, daß diese Preisaussetzung einen Einfluß auf die Veränderung des Aberglaubens haben wird. Denn selbst, wenn das Gespenst nicht erlegt wird, bleibt die Sache ganz unentschieden, und das Versprechen einer Belohnung scheint sogar schon die Möglichkeit der Existenz jener Unthiere vorauszusetzen und bei'm Volke von oben herab gewissermaßen zu bestätigen, um so mehr, da der Preis sehr klein ist. Ja hätte man

1,000,000 Ducaten oder ein Königreich ausgeboten, so hätte die Sache einigen Einfluß haben mögen.

Der Aberglaube von dem „Bergstutzen" soll auf die wirkliche Existenz einer in den Alpen vorkommenden Natter basirt sein. Sie liegt, wenn die Menschen die Berge erklettern, oft am Rande der Felsen, springt ihnen in's Gesicht und erschreckt sie dadurch oft so sehr, daß sie „abstürzen" (Kunstausdruck).

„Sieht man denn den Zeller-See nicht?"

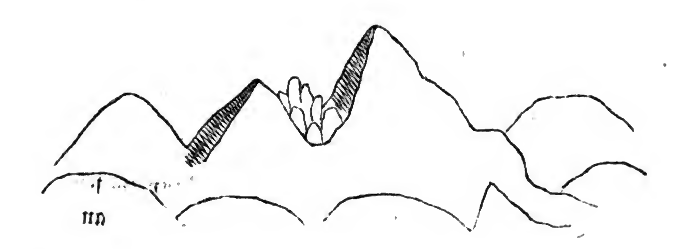
„Nein, den mögen wir von hier nit ausnehmen", sagte mein Alter, „aber dort, wo es so blau aufgeht, da ist der viel entfernte Chiemsee". — (Ich glaube, bei uns sieht man das Wort „viel" für „sehr" nur bei den Troubadours in Gebrauch. Hier hört man noch oft so sprechen: „ein viel schlechter Weg", „ein viel schönes Mädchen".) — „Wir haben hier halt eine andere Redensart als bei Ihnen. Die Redensart hier in Salzburg ist schon gleich ganz anders als dort in Baiern".

Der Wind drehte sich, wir kehrten um, und unsere Augen ländeten nun mitten zwischen den gewaltigen Bergmassen, die sich im Süden, Südwesten und Südosten unseres Standpunctes gleich einer Schaar von Titanen gelagert befanden. Es ragt hier ein Gipfel über den anderen hinaus, und selbst aus unglaublicher Ferne, vielleicht gar vom Großglockner her, blinken noch Pyramiden, Dämme, Eisfelder, Bergscheiden und Felsenstirnen in den Zwischenräumen hervor. Es ist wie eine Einschachtelung ohne Ende, denn unter-

sucht man mit dem Perspectiv auch diese entlegenen Zwischenräume genau, so lockt eine dämmerige Spitze oft in noch entferntere Thäler und Länder. Der Tag war aber auch einzig, die Luft so krystallen klar, daß selbst die hintersten Linien sich mit mathematischer Genauigkeit abschatteten.

Bei dem Allen lassen sich aber doch einige Hauptmassen am Horizonte erkennen, die so groß da liegen, daß alle deren dagegen in den Hintergrund treten. Es sind dieß der Wazmann mit dem „steinernen Meere“ — das Tannengebirge — die Radstädter Tauern — die Thorsteiner Gletscher und das todte Gebirge.

Der Wazmann gewährt wohl gewiß die malerischeste Ansicht. Er gehört überhaupt, wie mir es scheint, ohne Zweifel zu den pittoreskesten Hochgebirgen, die es giebt. Es ist schwer zu sagen, auf wie mancherlei Verhältnissen seiner Nachbarschaft diese seine Eigenschaft beruht. Zum Theil aber liegt es mit in seiner eigenen Gestalt begründet, die sich, von einem Kranze niedrigerer Berge umgeben, immer recht schön wie ein Kern aus dem Ganzen herausschält. Es hat den Anschein, als sei dieser Berg früher ein sehr vollständiger schöner Kegel gewesen, dessen mittlere Spitze eingefallen, oder in dessen Mitte eine gewaltige Bresche geschossen worden wäre, deren Trümmer nun in der entstandenen Oeffnung zusammenliegen. Durch die Bresche entstanden dann zwei Spitzen, eine sehr hohe und eine niedrigere, und die Umriß-Linien des Ganzen, auf denen das Malerische des Bildes beruht, nehmen sich ungefähr so aus:



Durch die tiefe Schlucht des Bartholomäus-Sees, durch das Thal „Im Wimbach“ und durch die Berchtesgadener Weitung ist der Berg von fast allen Seiten so isolirt, daß er sich als ein gesondertes, völlig abgeschlossenes Ganz-Gemälde darstellt.

Ich ließ meine Blicke auf den Flügeln des Fernrohrs in die Bresche fliegen, aus der mir wie aus einer zerstörten Festung ein gewaltiges Graus von Felsspitzen und Blöcken entgegenstarrte. Das Ganze nahm sich aus, wie eine riesige Burgruine mitten unter den Hügeln eines großen Waldgebirges. „Hinter jenen Felsen, die Sie da schauen, sitzt man oft ganz warm in der Sonnen“, sagte mein Alter, „und dann auf ein Mal, wenn man sich um die Ecke dreht, weht ein eisig kalter Wind einem daraus entgegen“.

Hinter dem Wazmann, etwas zur Linken erhebt sich „das steinerne Meer“, ein höchst großartiges und merkwürdiges Felsgebirge mit schroffem Abfall, das schon im Salzburgischen liegt. Der östliche Theil des „steinernen Meeres“ heißt „die übergossene Alpe“, dasselbe, was bei'm Thorsteiner die „verwunschene Alpe“ und was in einem anderen Theile von Steiermark die „versteinerte Alpe“ und bei



Reichenhall im baierischen Hochgebirge „die steinerne Sennerin“ heißt, — an allen drei Orten dieselben Sagen.

Das steinerne Meer und die übergossene Alpe liegen so hoch, daß man hinter ihnen nichts mehr aufsteigen sieht.

„Dort in jenen Bergen sind hier zu Lande noch die meisten Gamsen. Dort giebt es auch zuweilen ganz schneeweiße Gamsen, jedoch allerdings nur sehr selten. Im Winter ziehen sie sich etwas weiter nach unten hinab und weiden dann oft in der Nähe der Sennhütten, welche die Kuhheerden und Sennerinnen verließen“.

„Was fressen denn die Gemsen im Winter?“

„Nun es giebt am Rande des Schnees doch immer irgend etwas Grünendes. Je tiefer die Schneeregion herabkommt, desto tiefer kommen auch die Gamsen. Hier und da befinden sich auch warme Quellen im Gebirge, an denen immer etwas gedeiht. Ganz todt wird es doch nie auf den Bergen? Auch in den „Lähn-Schürfen“, in denen die Lawinen oder Lähnen herunter gehen, giebt es immer etwas Leben und kleine Gewächse und Gräser, die sie sich zusammenlesen. So z. B. giebt's überall unter dem losen und dünn aufliegenden Schnee, den die Gamsen wegscharren, die sogenannten „Geisestraubeln“; diese Geisestraubeln fressen die Gamsen wie die Ziegen. Im Nothfall auch begnügen sie sich mit den Knospen der „Latschen“.

Die Geisestraubeln sind unser lichen islandicus, das man viel in den Hochgebirgen findet. „Latschen“ nennt man im Salzburgischen jene Zwergföhren, die wir schon unter dem Namen „Löcken“ in Steiermark bei Aussee an der Trisselwand kennen lernten. Diese Zwergföhren be-

decken auf dem Hochgebirge oft weite Felswände und Steinstrecken. Sie haben wie die sibirischen Pflanzenkrüppel keinen Stamm, dagegen aber viele dünne zähe Zweige und Aeste, mit denen sie sich im Winter über den Boden hin verbreiten. Auf diese Aeste legt sich der Schnee und bildet mit ihnen und auf ihnen ein Dach, unter welchem sich die Gemsen zuweilen bei'm Unwetter verkriechen.

„Bist Du wohl zuweilen auf der Gemsjagd gewesen?"

„O Jesus Maria! wie oft! Ja ja, wie manche Gams habe ich wohl bei'm „Stutzen" erschossen?"

„Was heißt das: bei'm Stutzen?"

„Schaun's, Eu'r Gnoadn, das will ich Ihnen sagen. Wenn die Gemsen gejagt werden und wenn sie sich dann erst einmal auf der Flucht befinden, so stäuben sie wie die Federn, wenn der Sturm sie treibt, über die Berge und Felsen dahin. Während dieser Flucht aber halten sie doch zuweilen ein wenig an, blicken zur Seit'n und recognosciren das Gebiet. Dieß nennen wir das „Stutzen". Den Augenblick muß der Jäger abpassen und sie sicher nehmen. Es ist aber nur ein Moment. Versäumt man ihn, so gehen sie wie ein Blitz weiter. — Ach liebe Zeit, wie viel Gemsen habe ich dort an dem steinernen Meere geschossen!"

„Gehst Du denn noch zuweilen in jene schroffen Berge?"

„Nein, nun nit mehr! Der Kopf thut's halt nimmer mehr!"

„Der Kopf thut's halt nimmer mehr", dieß ist eine sehr gewöhnliche Antwort, die man von alten Aelplern empfängt, wenn sie sagen wollen, daß sie nicht mehr in die schroffen Berge gehen können. Sie deuten damit auf den Schwindel

hin, der sie im Alter mehr ergreift als in der Jugend. Ihre Füße sind oft noch stark und geschickt genug, und über schwache Beine oder Zittern der Hände beklagen sie sich selten, stets aber über den schwachen Kopf, über die sie anwandelnde Furcht, über den sie mit unwiderstehlicher Zaubergewalt hinabziehenden Schwindel. Der Schwindel ist die für den Alpensteiger schlimmste Gefahr; weder unsere Dachdecker, noch unsere Thurmbauer kennen ihn in dem Grade wie die Aelpler, weil die Abgründe, welche sie unter sich haben, noch immer unbedeutend sind gegen die furchtbaren Schlünde und Tiefen, die in den Alpen einen angähnen. Freilich kommt man von einem hohen Thurme herab ebenso gut um's Leben, wie wenn man vom Dawalaghiri stürzte. Allein der Schwindel bleibt sich keinesweges da überall gleich, wo der Tod gleich gewiß ist, sondern seine Gewalt wächst mit der Idee der Gefahr.

Schwindellosigkeit und Muth sind daher dem Alpensteiger ebenso nöthig wie Gewandtheit und ein sicherer Gang. Daher wird auch bei einem Bergsteiger immer weit mehr die Schwindellosigkeit mit dem Worte muthig gelobt als seine Geschicklichkeit. „Der ist ein muthiger Bergsteiger", hört man oft sagen. „Ja aber, der ist noch ein viel kühnerer". „Ja ach und der, das war der tollste und kühnste Bursche, den ich je in den Alpen gesehen habe!"

In der That sind die Gebirgswege mitunter haarsträubend, und erst wenn man die Leute zuweilen den Schrecken schildern hört, der sie hier und da ergriff, bekommt man eine rechte Idee von der Beschwerlichkeit des Lebens in diesen Erdgegenden, wo es schon als eine überflüssige und luxu-

riöse Breite der Fußstege gepriesen wird, wenn sie so breit sind, daß die ganze Sohle des Fußes darauf Platz hat. Gewöhnlich klagt der Alpensteiger schon nicht, wenn er überall für die Hälfte seiner Fußsohle Raum gewinnen kann.

Alles, was ich mit dem Perspective besah, begleitete mein Alter mit Anmerkungen aus dem Schatzkästlein seiner Lebenserfahrungen. „In jenem Eise dort auf der übergossenen Alpe," sagte er, „giebt es eine Menge tiefer Spalten, Grotten und Schluchten. Vor längsten Jahren (vor sehr langer Zeit) habe ich mich einmal an Stricken in einen solchen Spalt hinabgelassen, weil uns ein Gams'l hineingefallen war. Meine Freunde hielten den Strick, und ich fand das Gams'l richtig in der Tiefe, wo die Spalte in einer ganz ausgewaschenen Unterhöhlung endigte. Es ging hier unten ein sehr starker Wind unter dem Eise weg. Ja ein Wind war es nicht, sondern ein Sturm, ein furchtbar heulender Sturm, der durch alle Eislöcher hindurch pfiff. Sehr kalt schien er mir aber nicht zu sein. Ich packte das Gams'l, und meine Freunde zogen mich wieder hinauf!"

Wahrscheinlich, so dacht' ich bei dieser Erzählung meines Alten, schmelzen diese Stürme das Eis unter den Gletschern noch mehr weg als die Erdwärme.

Von dem steinernen Meere aus machten wir einen tüchtigen Satz über einen tiefen Abgrund zum Tännengebirge. Der Abgrund war der berühmte Paß Lug und das Salza-Thal bis Werfen hinauf. Als Springstecken diente uns wieder das Perspectiv, und wir waren nun auf einmal oben auf jenem interessanten Bergstocke.

So wie der Wazmann der pittoreskeste Berg in dem

Salzburgischen Panorama ist, so ist das Tännengebirge die entschieden auffallendste, großartigste und imposanteste Masse, die das Auge erreicht. Es ist dasselbe ein ähnliches, plateauartiges, wüstes Hochgebirgsstück, wie das oben von uns genannte todte Gebirge, wie die Dachsteiner Masse, wie das steinerne Meer, die alle so ziemlich von einer und derselben Formation sind. Auch hat es ungefähr dieselbe Ausdehnung. Es ist eine vollkommen wüste und unbewohnte, steinige und eisige Hochgebirgsmasse von vier Stunden Länge und zwei Stunden Breite. In dieser Ausdehnung ist es auf allen Seiten von Flüssen und Thälern rund umher umflossen, und gegen diese Thäler fällt es überall hin mit furchtbar steilen Wänden ab. Von dem Gaisberge aus stellt sich das Tännengebirge als ein imponirendes, fast durchweg 7500 Fuß hohes, viereckiges Gemäuer dar. Wenn wir den Wazmann mit einer in ihrer Mitte zusammengestürzten Pyramide verglichen, so hat das Tännengebirge etwa die Gestalt einer hohen Königsburg, eines alten florentinischen Fürstenpalastes.

Nimmt man an, daß der Boden der umliegenden Thäler etwa 1500 Fuß über dem Meere liege (was nicht viel unter der Wahrheit bleibt), so heben sich also die Gemäuer jenes gewaltigen Gebäudes mit einer relativen Höhe von 6000 Fuß über diese Thäler hinaus, und man kann sich darnach einen Begriff von ihrer imposanten Größe machen. Vom Gaisberge aus sieht man gerade unter einem rechten Winkel auf die völlig gradlinige Stirn ihres längsten, vier Stunden ausgedehnten Gemäuers. Es schwindelt einem, wenn man die schroffen Wände und Schlünde mit

dem Perspectiv untersucht, aber es regt sich zugleich auch eine neue Lust, diese wundervollen Höhen zu erklimmen.

„Ja, um das in der Schnelligkeit zu bewerkstelligen, dazu gehören zwei tüchtigere Kampeln, als wir beide sind", sagte mein Alter. „Auf einem Spaziergange daran hinauf giebt's hundertmal Gelegenheit, den Hals zu brechen. Und geht man hinunter, so glaubt man oft, man sei schon unten, und doch immer wieder kommen noch einige unbedeutende Absätze, die hoch genug sind, um bei einem Fehltritte alle Glieder zu zerschlagen. Geht man aber hinauf, so ist dort oben zuweilen ein Wind, daß einem die Knöpfe und Litzen vom Rocke gerissen werden, und die Nase im Gesichte schwankt."

Ich sagte oben, die kleinen Berge, welche Salzburg im engeren Ringe umzingeln, der Kapuziner-, der Mönchs- und der Schloßberg, sähen vom Gaisberge aus wie winzige Fußschemel, was Jemand, der sie von einer Straße im Inneren Salzburg's aus betrachtet, freilich nicht zugeben wird. Der Gaisberg wiederum seinerseits, etwa 4000 Fuß hoch, versinkt gegen den ihm gegenüber liegenden Untersberg, der 2000 Fuß höher und auch von viel markirterer Physiognomie ist, in Nichts zusammen, obgleich dieser seinerseits wieder nur Vasall des königlich in seiner Umgebung thronenden Wazmann's ist. Aber auch dieser wiederum, obgleich über 7000 Fuß hoch, kommt nicht auf gegen den Eindruck, den das Tännengebirge macht, welches mit seiner

ganzen ungeheueren Masse zu derselben Höhe emporsteigt, die der Wazmann nur mit einer Spitze erreicht, so daß dieser in dem Körperinhalte des Tännengebirges vielleicht einige Dutzend Male steckt.

Vom Tännengebirge bis zu den Spitzen des Thorsteiner Eisgebirges sind etwa 4 Stunden. Auf dem Standpuncte, wo man sich befindet, erscheint die Kluft nicht groß. Mit Hülfe der Gläser kommt man leicht hinüber. Der Thorsteiner bot einen herrlichen Anblick. Die Sonne stand, da es Nachmittag war, im Südwesten, und wir sahen daher, da er von unserem Standpuncte aus im Südosten lag, seine eine Seite hell beschienen, während die andere dunkel blieb. Auf den Schnee- und Eisgefilden, die ihn umgaben, zeichneten sich seine Schatten deutlich und mit scharfen Linien ab.

Zwischen dem Thorsteiner und dem Tännengebirge zeigten sich solche über einander hinragende Spitzen, wie wir sie oben schilderten. Einige von ihnen waren Theile der entfernten Radstädter Tauern und hinter ihnen noch viel entlegenere Gebirge in sechs- und siebenfachen Reihen. Mein Begleiter nannte sie mir alle. „Das ist der hohe Feind! das ist der Kempen, das ist der Windsfeld, der Hundsfeld", und wenn er sie mir so nannte und mir von ihren Eigenheiten und ihrem wilden Charakter erzählte, so glaubte ich oft, er spräche von wilden „Kampeln" (diesen Ausdruck brauchte er auch oft von den Berggipfeln) und unbändigen Riesen, die im Kampfe mit den Menschen und mit einander gemischt uns umlagerten.

Die schönen nutzbaren Alpenwiesen gehen in diesen Alpen bis auf 6000 Fuß Höhe hinauf. Auch jene Wiese auf dem Loser, deren ich in Steiermark gedachte, mochte so hoch sein. Wie es verwunschene und versteinerte Alpen giebt, so giebt es auch hoch gepriesene, sehr berühmte und schöne. So wurde mir z. B. hier in der Gegend die Alpe zwischen St. Johann und dem Gollinger Wasserfall im Salza-Thale (leider habe ich ihren Namen vergessen) oft als sehr schön gelobt. An der Gränze von Kärnthen ist die Kor-Alpe sowohl ihrer schönen kräuterreichen Wiesen, als ihrer herrlichen Lage und des heiteren Lebens, welches die Heerden und ihre Sennerinnen auf ihr führen, sehr berühmt. Obgleich sie hoch liegt, so ist sie doch gegen Norden durch noch höhere Berge geschützt, und sie blickt hinab in das reizende Lavant-Thal. Auch im Mur-Winkel in Steiermark ist eine Alpe, welche die „Ochsen-Kor-Alpe" heißt und wunderreizend sein soll. Die Ochsen brauchen auf ihr nur ein paar Handvoll Gras zu fressen, um satt zu werden, so saftvoll und kräftig sind die dortigen Kräuter. Das Vieh dieser Alpe soll besonders stark und groß sein.

Je höher die Alpen liegen, desto schöner und kräftiger ist in der Regel das Gras, zugleich aber auch feiner und kürzer. Das feinste und schönste Gras wird in der Regel den Ziegen zu Theil, welche auf die gefährlichsten Felsen gehen. Indeß sind auch die Alpenkühe und Alpenochsen natürlich viel geschickter im Klettern als das Vieh in der Ebene, wie denn überhaupt alle Alpenthiere

ganz besondere Eigenschaften haben. So z. B. sagten mir die Alpenjäger oft, daß sie die Hunde der Ebene, so trefflich sie auch sonst sein mögen, gar nicht brauchen können, aus vielen Gründen, besonders aber auch deßwegen, weil die Haut ihrer Fußsohlen zu zart sei und auf den Felsen gleich blutig werde. Alle Alpenhunde hätten eine besonders verhärtete Sohle. Die Kühe und Ochsen haben sich oft an äußerst steilen Wänden seit alten Zeiten Wege ausgetreten, die sie mit Sicherheit bewandeln, oft mit größerer Sicherheit als der Mensch, da sie nicht so sehr am Schwindel leiden. Ich sage: nicht so sehr, denn die Aelpler behaupten, daß doch auch das Vieh nicht ganz frei von einer Anwandlung von Schwindel sei. Sie fürchten sich oft bei gefährlichen Stellen und „gerathen mitunter in's Zittern.“ Am dümmsten sind die Schafe bei'm Besteigen der Berge und in manchen Gegenden gar nicht zu halten. Man findet sie meistens nur in den Vorbergen der Alpen. In felsigen Gegenden ist es vorgekommen, daß, wenn der anführende Widder das Unglück hatte, „abzustürzen“, die ganze dumme Heerde sich ihm freiwillig nachstürzte. Auch wissen sie sich sonst in vielen Verlegenheiten nicht zu helfen.

Die interessanteste Bemerkung aber, die ich an dem Alpenvieh, namentlich im Gegensatz zu dem Viehe, das ich in den Sümpfen, Steppen und Wäldern Ungarns gesehen hatte, gemacht habe, ist die seiner großen Gutmüthigkeit und Friedfertigkeit. Während es in Ungarn auf andere lebende Wesen eingehetzte Büffel und Schweineheerden giebt, während auch die Rindviehheerden besonders scheu und wild sind, erscheinen

die Alpenrinder nicht nur ganz unschädlich, sondern bei der sorgsamen Pflege und Erziehung, die sie empfangen, haben sie, wie es scheint, auch einige gute psychische Eigenschaften von dem gutmüthigen Volke der Aelpler angenommen. Ich will hier das Wenige, was ich entweder selbst in dieser Hinsicht gesehen habe, oder was mir über den Charakter des Viehes von den Aelplern mitgetheilt wurde, in Kürze zusammenstellen.

Vor allen Dingen fällt jedem Fremden der Mangel an Scheu, ja, ich möchte sagen, eine gewisse zuthätige Menschenfreundlichkeit bei den Alpenkühen auf. Ohne Furcht kann man in der Regel zu ihnen hintreten, — in der Regel sage ich, denn natürlich giebt's auch Böse unter ihnen. Streichelt man sie, so lassen sie es ganz ruhig gewähren, hören auf zu fressen und blicken sich langsam und mit einem entschieden sanften Ausdruck nach dem Fremdling um. Dieß habe ich selber oft erfahren. Der Professor Schotky aber, ein großer Kenner der Alpen, geht noch weiter. Er sagt: „Wenn Fremdlinge auf selten betretene Weidetriften kommen, so eilt das gutmüthige Vieh, gleichsam wie begrüßend, auf sie los, schmiegt sich ihnen im buchstäblichsten Sinne neugierig und schmeichelnd an und ist oft menschenfreundlicher als der Gast selbst, so daß man in Versuchung geräth, manche schlanke, zarte Kuh für die Hülle einer verzauberten Prinzessin zu halten."

Die milderen Sitten des Menschen gehen hier, wie überall, auf die Thiere, welche er in seine Schule genommen hat, über. So ist vielleicht auch, wie ich oben schon andeutete, die Gesangliebe der Sennerinnen nicht ohne Einfluß

auf ihr Vieh geblieben, das dem Gesange gern zuhorcht, wie dieß mit Gewißheit daher angenommen werden kann, daß es während des Gesanges bei'm Melken ruhig steht.

Den Muth ihres Viehes bei Erkletterung schwieriger Gebirgswege, bei heftigem Unwetter, bei Bedrohungen von Seiten wilder Thiere loben die Sennhirten oft. — Doch nehmen sie an den Tugenden des Menschen Antheil, so ist es natürlich, daß sie auch einigen menschlichen Schwächen unterworfen sind. Sind sie des Muthes fähig, so ergreift sie auch oft die Entmuthigung, die Furcht und Feigheit und der daraus herzuleitende Schwindel.

So wie die Sennerinnen ihr Vieh durch den steten Gesang und durch die wohlklingenden Glocken und Schellen, die sie ihnen umhängen, musikliebend gemacht haben, so haben sie es auch durch ihr beständiges „Kranzen" zur Eitelkeit verführt, die bei den Abfahrten von der Alm, bei welchen die Kühe in ihrem brillanten Blumen- und Bänderschmuck stolz einherschreiten, besonders sichtbar wird.

Daß es die giftigen und schädlichen Kräuter bei'm Weiden vermeidet, ist ein natürlicher ihm nicht durch den Menschen gewordener Instinct, den es selbst mit dem barbarischesten und uncultivirtesten Vieh der Steppen theilt. Dagegen ist seine Sehnsucht nach den Bergen, die es im Frühlinge selbst in den Stallungen, wenn es hört, daß die Sennerin ihre Geräthschaften zur Alpenauffahrt ordnet und die Heerdenglocken hervorsucht, schon einige Tage vor der wirklichen Abreise so deutlich zu erkennen giebt, wieder etwas Anerzogenes, den jungen Kühen geben die Sennerinnen zuweilen Mädchennamen; „Liesel, Gusti, Miedl" sind solche, und

den Stier nennt man in einigen Alpengegenden den „Kuhbuben" (Kuhbua), worin sich zeigt, daß auch von den Hirten das in die Psyche des Viehes eingedrungene menschliche Element anerkannt wird.

Nördlich vom Thorsteiner Gletscher erblickte man wieder das todte Gebirge, und endlich schloß sich dann hier der prachtvolle Gesichtskreis an das österreichische Alpenvorland an, auf dem wir unsere Augen ein wenig ausruhen ließen, um dann unsere Hinabfahrt anzutreten.

„Wenn's Ihna gleich sieht," sagte mein Alter, „so gehen wir hier diesen Weg herab, der freilich etwas unbequem, aber kürzer ist." — — Ich war gern damit zufrieden und merkte mir die Gebirgsredensart: „wenn's Ihnen gleich sieht," die ich hier schon mehre Male gehört hatte und die so viel bedeuten soll als „wenn es Ihnen gefällt." Es giebt eine Menge solcher besonderen Redensarten in den Bergen, und man nennt sie deßwegen „Gebirgsredensarten," weil sie oft nur ein sehr geringes Verbreitungsgebiet haben, oft nur in einem Thale zu Hause sind. Jene salzburgische Gebirgsredensart könnte oft wunderliche Quiproquos hervorbringen; z. B. auf einem Viehmarkte könnte Jemand den Anderen, ohne etwas Arges zu sagen, anreden: „Nun, kaufen Sie mein Vieh, wenn's Ihnen gleich sieht." Auch sprechen sie wirklich so.

Der Gipfel des Gaisberges ist völlig kahl und ein fast von allen Seiten ziemlich schroff ansteigender Kegel. An den Füßen dieses Kegels, da, wo er auf dem hohen Bergrücken aufsitzt, liegt eine große Sennwirthschaft, und hier fängt die Bewaldung an, die aber auf anderen Stellen auch

noch weiter hinaufgeht. Weiter unten lichten sich die Baumgruppen mehr, und auf einigen bequemen Terrassen des Berges trifft man schöne Bauernhöfe und Ackerwirthschaften. Es giebt dann wieder einige waldige Absätze, deren Bäume sich allmählig zu hübschen und mit künstlicher Berechnung zusammengestellten Gruppen formiren. Die wilden Gewässer sind hier und da künstlich geleitet zu Wasserfällen und Cascaden, von Fels zu Fels führen Brücken und bequeme, gebahnte Wege, die am Ende sich verbreiten, vermehren und zu schönen Blumenbeeten führen. Kurz die ganze wilde Naturscenerie zieht sich zusammen und ordnet sich zu einem schönen Garten, in dessen Mitte die Quelle des Berges in einer eleganten Fontaine emporspritzt, deren Wasser trotz der vielen staubigen und schmuzigen Wege, die es vom Berge herabwandelte, wunderbar ungetrübt und krystallhell ist, ebenso wie man auch mitten in der Kunst und Künstelei unseres geselligen Zustandes und trotz der schmuzigen und staubigen Wege des Lebens die Tugend oft so krystallrein und ungetrübt emporsprudeln sieht.

Es war der Park Aigen, der dem regierenden Fürsten von Schwarzenberg gehört, dessen Bruder Erzbischof von Salzburg ist. Mein alter Aelpler trennte sich hier in der Ebene von mir und ging in seine Berge zurück. Ich erholte mich noch etwas bei einem Gläschen Limonade in dem schönen, dem Publicum geöffneten Parke und sah dem Spiele der Fontaine zu, die alle Grashalme umher die Priesnitz'sche Badecur brauchen ließ. Diese Grashalme müssen sich wundervoll gesund fühlen; denn kaum sind sie trocken geworden, so dreht sich der Wind wieder ein Bißchen und

überschüttet sie von Neuem wieder mit einem Regenbade trefflichster Wassertropfen.

Von Aigen führt nun noch ein bequemer, anmuthiger Weg nach Salzburg selbst, nicht weit vom rechten Ufer der Salzach. Dieser Fluß war hoch angeschwollen und brauste wild in seinen Ufern. Es war eine große Wirkung vieler kleiner Ursachen. Alle die kleinen Regentropfen, die ich oben in den Gebirgen herabfallen sah, alle die vielen kleinen Wasserkügelchen, die durch die Höhlen träufelten, oder im Moose und Grase von einem Grashälmchen zum anderen überschlichen, waren es, die hier zu einem so tobenden Strome vereinigt waren.

In dem Theile von Salzburg, in den man von Aigen aus gelangt, giebt es wunderliche Situationen von Häusern, die sich hier an einer äußerst schmalen Straße zwischen der schroffen Wand des Kapuzinerberges und dem Flusse zusammendrängen. Die meisten dieser Häuser benutzen die Felsmauern als Hinterwand, und manches Stubenfenster hat hier keine andere Aussicht als die in eine sich halb um das Haus herum wölbende Felsenhöhle oder Nische. Ich hatte oben auf den Bergen so viel mit dem lieben Vieh verkehrt, daß ich mich unwillkürlich zum goldenen Ochsen hingezogen fühlte. Doch hatte ich, wie ich weiter unten erzählen werde, auch noch eine andere Ursache, in diesem Wirthshause mein Domicil zu nehmen.

Salzburg.

Ich glaube, daß schwerlich irgend ein deutsches Land in dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts, wo die deutschen Länder so oft zerstückt, durcheinander geworfen, zusammengesetzt und anders und wieder anders zurecht geschnitten wurden, in so vieler Herren Hände gerathen ist als Salzburg. Von 1800 bis 1802 gehörte es noch einem unabhängigen geistlichen Reichsfürsten. Von 1802, wo dieser — ein Colloredo — resignirte, bis 1805 wurde es dem Erzherzog Ferdinand für Toscana als Herzogthum gegeben, von 1805 bis 1809 war es österreichisch, 1809 wurde eine provisorische französische Regierung hier errichtet, 1810 wurde es Baiern incorporirt, 1815 aber wieder an Oesterreich abgetreten. Binnen 15 Jahren hatte dieses Ländchen mithin nicht weniger als sieben, zum Theil sehr von einander verschiedene Regierungen. Je tiefer man in den jetzigen schönen, einförmigen Frieden hinein kommt, desto wunderbarer erscheint einem jene rauhe Zeit, in der die Länder und Völker so wild durcheinander geworfen wurden.

Salzburgs goldene Zeit, die Zeit seines Glanzes, seines Reichthums, an welche die Alten unter seinen Einwoh-

nern noch mit großer Vorliebe und Zärtlichkeit zurückdenken, ist die alte Reichszeit, wo die Erzbischöflichen Liebden über das Land noch milde (mit Ausnahme gegen die Protestanten, die sie vertrieben) regierten, diese berühmten Salzburgischen Erzbischöfe, die sich den deutschen Kurfürsten an die Seite stellten und in manchen kleinen Puncten sogar noch über diesen standen. Sie walteten über diesem reizenden Gebirgsländchen vom Jahre 798 (in welchem Bischof Arno erster Erzbischof wurde) bis 1802 gerade ein ganzes Jahrtausend. Während dieser Zeit gab es 64 Fürsten. Auf das Regiment eines jeden kommen also durchschnittlich 11 Jahre. Wenn man bedenkt, daß die Erzbischöfe doch immer im späten Lebensalter zur Regierung kamen, so erscheint diese durchschnittliche Regierungsperiode ziemlich lang und spricht wohl für das Glück und den Frieden des Regiments. Unter diesen Erzbischöfen waren Mitglieder aus den ersten baier'schen und österreichischen Familien, Wittelsbacher, Volkersdorfer, Schaumberge, Starhemberge, Kuenburge, Thune, Harrache, Lichtensteine ꝛc. — dann aber auch baier'sche und österreichische Prinzen, sogar Herzöge von Schlesien, Prinzen von Böhmen, Markgrafen von Meißen, Herzöge von Kärnthen ꝛc.

Noch jetzt ist der Erzbischof von Salzburg einer der ersten Geistlichen der ganzen österreichischen Monarchie, wo nicht geradezu der allererste (neben ihm der Primas von Ungarn, der Erzbischof von Ollmütz ꝛc.). — Er hat noch jetzt den Titel Primas von Deutschland (ich möchte wissen, wie viele Deutsche wohl den Primas von Deutschland gleich, ohne sich zu besinnen, nennen können?) und ist

legatus natus des apostolischen Stuhles zu Rom, sowie das geistliche Oberhaupt aller Thäler und Berge der östlichen Alpen. Denn seine Suffraganbischöfe sind die Fürstbischöfe von Trient, von Brixen, von Gurk, von Seckau, von Leoben, von Lavant, in Steiermark, Kärnthen und Tirol.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß fast alle Situationen und Umgebungen der reichen Stifter und Abteien und der geistlichen Fürstensitze reizend sind und den angenehmsten Eindruck der Fruchtbarkeit, des guten Anbaus und der Wohlhabenheit machen, was zum Theil daher kommt, weil die geistlichen Herren sich die hübschesten Erdfleckchen auswählten, zum Theil aber auch daher, weil sie dieselben hervorriefen und schufen. Dasselbe läßt sich auch von Salzburg sagen, über dem der Krummstab 1000 Jahre waltete. Es erinnert an Bamberg, Würzburg, Trier und andere solche Bischofssitze, die mit ihm ungefähr gleiche Größe, gleiches Regiment, gleiches Schicksal und eine ähnliche Situation und Umgebung hatten und haben.

Am stärksten ist der Parallelismus mit Trier, denn hier steigt er sogar bis in die Römerzeiten hinauf. Wie Trier an der Mosel, einem bedeutenden Nebenflusse des Rheins, in den Vorbergen der Ardennen, so liegt Salzburg an der Salza, einem bedeutenden Nebenflusse der Donau, in den Vorbergen der Alpen. Wie Trier als Augusta Trevirorum schon zu der Römer Zeit eine große Rolle spielt, so that Salzburg dasselbe als Juvavia. Beide Städte sind reich an römischen Monumenten und Erinnerungen. Wie Salzburg im Südosten Deutschlands der Sitz des wichtigsten

und angesehensten geistlichen Herrn war, so war es Trier im Nordwesten. Im Ganzen übertrifft aber die Geschichte Triers die von Salzburg an Wichtigkeit, so wie umgekehrt die Situation Salzburgs die von Trier an Schönheit.

Wenn übrigens jene Zeit der souverainen Erzbischöfe die goldene Zeit der Salzburger war, so gehen sie doch auch jetzt, wie es scheint, nicht eben durch eine trübselige Periode ihrer Geschichte. Freilich ist es ihnen wohl in vieler Hinsicht unbequem, nicht mehr ein eigenes Centrum zu sein und wegen jeder Kleinigkeit bei der obersten Landesregierung in Linz anfragen zu müssen. Allein sie theilen dieses Schicksal mit einer Menge anderer deutscher ehemals freier Reichsstädte und souverainer Fürstenresidenzen, und man möchte für die deutsche Einigung fast wünschen, daß noch mehre solche Klagen in Deutschland zu vernehmen wären. Davon abgesehen und dann auch von dem allgemeinen in ganz Oesterreich auf allen denen, die sich mit geistigen Forschungen beschäftigen, lastenden Drucke und Zwange abgesehen — [Dieser Druck soll, wie man sagt, hier an der baier'schen Gränze noch fühlbarer sein, die Censur z. B. ist hier ängstlicher und strenger als in Linz, so wie sie in Linz wieder etwas strenger ist als in Wien. Ich forderte einige Bücher, die man mir in Linz ohne Weiteres gegeben hatte; erfuhr aber leider, man dürfe sie hier in Salzburg nicht halten, — in Linz würde ich sie vielleicht bekommen, in Wien ganz gewiß. Es giebt auch manches dramatische Stück, das man in Wien ohne Bedenken auf's Theater brachte, während in den entfernteren Provinzstädten seine Aufführung verboten wurde.] — hiervon, sage ich, abge-

sehen, sind, glaube ich, die Salzburger ein sehr glückliches Völkchen. Besonders angenehm fiel es mir auf meiner jetzigen Reise auf, daß ich keine Spur mehr von der Sehnsucht nach dem Walten der baier'schen Regierung bemerkte, die ich auf einer früheren Reise vor 14 Jahren in dieser Gegend noch so lebhaft gefunden hatte. Die baier'sche Regierung mag gewiß sehr heilsam für dieses Land gewesen sein. Allein sie ist nun einmal nicht mehr am Ruder, und was kann man mehr wünschen, als daß ein Volk die Regierung, die es eben nun jetzt hat, lieb gewinne und auch Ursache zu dieser Liebe haben möge. Gott erhalte uns so lange als möglich den status quo und lasse in ihm sich Fürsten und Völker immer mehr versöhnlich zurecht finden.

Salzburg ist aus zweierlei Steinarten gebaut, aus einer sehr schönen und einer ganz abscheulichen. Die schöne Art ist der berühmte Untersberger Marmor, den man überall in Salzburg bei den herrlichen Kirchen und auch in Privatwohnungen bei Fensterbrüstungen, Gesimsen u. s. w. anwendet. Der garstige Stein aber ist die „Nagelflue", aus der die zunächst die Stadt umzingelnden kleinen Berge bestehen, so wie auch, wenn ich nicht sehr irre, der vordere Theil des Gaisberges. Dieser Stein ist ein widerliches Gemengsel von kleinen und großen Kieseln, die in einer harten Thonmasse sitzen. Es sieht aus wie zusammengefrorenes Straßenpflaster. Da das ganze Gemengsel nicht von gleichmäßiger Härte ist, so springen die Kiesel oft heraus, und die Oberfläche bietet daher gewöhnlich viele Durchlöcherungen dar. Auch diesen Stein sieht man bei den Gebäuden von Salzburg z. B. fast allgemein bei den Treppen, bei den

Straßenkegeln zc. angewandt, und wahrlich kein Mensch wird ihn für eine architektonische Zierde der sonst allerdings so hübsch gebauten Stadt halten.

Es ist überhaupt keineswegs Alles schön in dem schönen Salzburg. Die für Naturschönheiten begeisterten Leute, welche hier im Sommer von allen Seiten Deutschlands zusammenströmen, sehen in Salzburg und seiner schönen Umgebung im Ganzen weiter nichts als eine prachtvolle Decoration, die sie an der Hand eines Cicerone's beschauen und bewundern. Daß aber auch Menschen in diesen Decorationen wohnen, und wie sie darin wohnen, leben, sich freuen und leiden, fällt den Wenigsten ein, einmal in Ueberlegung zu ziehen. Man kommt nach Salzburg, um seine wollüstigen Reisetriebe, seine Schaulust und Neugierde zu büßen. Ob diese Stadt auch ihre Sorgen, ihre Noth, ihre eigene Lust und Freude habe, danach fragt Niemand. Es ist Alles nur ein Schauspiel. Einen Theil dieser wollüstigen Neugierde hatte ich schon auf einer früheren Reise in Salzburg abgebüßt, und ich bekümmerte mich daher dieß Mal weniger um die vielfach besuchten großen Merkwürdigkeiten dieser Stadt als um manche Kleinigkeiten, die sich auf Sitte und Leben ihrer Bewohner bezogen und die man gewöhnlich übersieht. Natürlich konnte auch ich mich nur auf Einzelnheiten beschränken, wie ich denn überhaupt auf meiner ganzen Reise nirgends den Plan hatte, das Ganze erschöpfend kennen zu lernen und darzustellen.

Ich sage, keineswegs ist Alles schön in dem schönen Salzburg; vielmehr fiel mir daselbst außer jenem häßlichen Bau-

steine noch manches andere Unangenehme auf, freilich auch außer jenem schönen Marmor auch noch manches andere Schöne. Von beiden hatte ich gleich an dem ersten Tage meiner Anwesenheit ein Pröbchen. Ich sah etwas Trauriges und etwas Erfreuliches, jenes in dem Hause der Freude, im Theater, dieses in dem Garten der Trauer, auf dem Kirchhofe. In's Theater ging ich gleich den ersten Abend. Es wurde die „Entführung vom Maskenball" gegeben. Das Haus war sehr voll, und das Vergnügen, welches das gebildete Publicum einer so berühmten deutschen Stadt an diesem schlecht verfaßten und noch schlechter aufgeführten Stücke nahm, machte mir Schmerz. Die Witze und Anspielungen, welche sich die Schauspieler erlaubten, waren oft zum Erröthen plump und gemein, und ich mochte zuweilen nicht einmal auf die Bühne blicken, so erbärmlich war die ganze Action. Sogar „das Stubenmadl" wurde ganz unglaublich schlecht gegeben, obgleich doch diese Rolle jedes österreichische Mädchen in der Regel gut zu spielen weiß. Nichtsdestoweniger fand das Publicum Alles zum Beklatschen. Nur zwei zürnende Gesichter fand ich noch neben mir, die sich zuweilen mit Verachtung umblickten und über den herrschenden Ton mit Mienen und Geflüster zu scandalisiren schienen. Sie gehörten zweien Damen aus dem Gefolge einer gerade im Orte anwesenden norddeutschen Prinzessin. Dürfte ich den Geschmack des Salzburger Publicums nach dieser Vorstellung beurtheilen, so müßte ich ihn für äußerst schlecht erklären. Ich denke mir, daß hinter dem Publicum, welches ich hier versammelt sah, noch ein anderes in Salzburg lebt, welches an solchen Vorstellungen keinen Antheil nimmt und

darüber zürnt, wie wir es thaten. Die Räume des Theaters waren außerordentlich klein, und ich nahm mein Perspectiv verkehrt mit dem Objectiv-Glase vor die Augen, um mir die Personen und Schauspieler in gehöriger Entfernung zu halten.

Am anderen Morgen aber, wo ich auf den Kirchhof der Stadt Salzburg ging, kehrte ich das Ocular-Glas wieder dem Auge zu. Denn ich muß gestehen, daß dieser Salzburgische Kirchhof einer der interessantesten ist, welche Deutschland besitzt, und zwar ist er in so hohem Grade schön und malerisch, daß ich es nicht ehrenvoll für unsere Maler halte, daß sie uns nicht längst einen Prachtkupferstich oder ein Preisgemälde von diesem Kirchhofe gegeben haben, deren sich hier mehr als eines gewinnen ließe.

Es befindet sich derselbe neben der Petri-Kirche und breitet sich, wie auch wohl andere deutsche Stadtkirchhöfe an der Stadtmauer hin, die sich um ihn herum schlingt. Hier ist diese Stadtmauer aber die 400 Fuß hohe schroffe Wand des Bergdamms, der in engerem Halbkreise die Stadt umzingelt. In der Mitte des Kirchhofes, dessen Boden nicht völlig eben ist, liegt die älteste Kirche Salzburgs, die Margarethen-Kapelle, ein uraltes festes Gebäude in gothischem Style mit spitzem Dache. Die italienischen Dächer müssen erst später in Salzburg eingeführt worden sein. — An der Felswand führt auf Treppen ein Höhlenweg zu verschiedenen Felsgrotten hinauf, in denen der heilige Maximus gelebt haben soll. Odoacer, der König der Ruthenen, die Ungarn, die Gothen, Gepiden, Heruler stürzten den Maximus und seine 50 Genossen, die von ihnen ermordet wurden, von dem Felsen hinab, sagt die Inschrift: Odoacer rex Ruthe-

norum, Ungari, Gothi, Gepidi, Heruli Maximum et 50 socios trucidatos praecipitaverunt. Auch diese ganz nahen Höhlen-Kapellen gehören mit zum Kirchhofe. Den Fuß der Felswand bekränzt rund umher eine Reihe von Kapellen, in welchen die Todten beigesetzt werden. Außerdem begräbt man sie in der Margarethen-Kirche und dann unter freiem Himmel überall auf dem Boden des engen Gottesackers.

Jede deutsche Stadt hat andere Gebräuche und Sitten in der Beisetzung ihrer gestorbenen Bürger. Hier hat sich die Sache auf eine Weise gemacht, die so malerisch ist, als möglich. Die Todten-Kapellen sind voll mit Inschriften, Tafeln und Monumenten, denen auch noch gewöhnlich blühende Blumen und Pflanzen in Töpfen beigefügt sind, so wie kleine zierliche, schwarz umflorte Kreuzchen aus Holz. Beide, die Kreuze wie die Blumen, werden von den frommen Hinterlassenen der Verblichenen zu Zeiten (vielleicht an den Todestagen?) in dankbarer Erinnerung erneuert. Im Hintergrunde der Todten-Kapelle ist eine Art von Altar errichtet. Vor diesem Altare ist in einigen Kapellen eine Reihe von kleinen viereckigen, schwarz angestrichenen Kapseln befestigt, in denen Todtenköpfe liegen. An den Kasten sind die Namen Derer geschrieben, denen die Köpfe gehörten. Wenn die Todten nach langer Zeit wieder ausgegraben worden waren, um anderen Leichnamen Platz zu machen, so stellte man ihre Köpfe in den Kapellen zum Andenken und zur Verehrung auf. Von der Kapelle gehen Gänge rings herum, und einige Stufen, auf denen gewöhnlich Betende liegen, führen zu den eisernen Gittern, mit denen der Eingang verwahrt ist, jedoch so, daß nichts von dem Inneren verdeckt

wird. „O daß Ihr weise wäret und verständet, was Euch hernach begegnen wird!" las ich unter einem dieser Todtenköpfe, dessen bleiche Knochen sehr eindringlich das Verständniß dieses Spruches eröffneten und an das memento mori erinnerten.

Auf dem Kirchhofe selbst werden die Gräber nach Salzburger Weise mit schwarzen hölzernen hohen Kasten bedeckt, die mit Erde gefüllt sind. Man pflanzt Blumen hinein, oder belegt auch wohl die Oberfläche der Erde mit einer Art von Stein-Mosaik. Auf der einen Seite des Kastens steht ein Kreuz, auf der anderen ein Schild mit dem Namen des Todten und daneben ein marmornes Becken mit Weihwasser.

So früh es auch noch am Tage war, so fand ich doch schon einen Greis auf dem Kirchhofe. Er war ärmlich, aber sauber gekleidet, Mit ernster, frommer Miene stand er betend da, indem er seine Mütze zwischen den gefalteten Händen hielt und sie an den Mund drückte. Ich fragte ihn, ob es seine Verwandten wären, an deren Grabe er bete. Er verstand mich nicht, weil er harthörig war, und hielt mir das Ohr nahe heran. Ich schrie ihm die Frage noch einmal zu. „Ach nein, Herr! nein, meine Wohlthäter sind's! Wohlthäter, Herr! Sie haben mir viel Gutes gethan, und nun bete ich für sie." Ich las die Grabesinschrift des edlen Mannes, für den die frommen Leute beten. Sie lautete:

„Da ruht in lieben Frieden
„In Gott selig verschieden
„Der edle feste Herr
„Vom innern Bürgerrath
„Wohlweis' in Rath und That.
„Fragst, Leser, wer er sei,
„Sein Name war Christian,

„Der Zuname Paurnfeind,
„Gewester Handelsmann,
„Die Waaren aber sein
„Gewesen Specerein."

Es dauerte nicht lange, so kam auch eine alte Frau herangehumpelt und machte sich auf den Gräbern zu schaffen. Es war ein sehr kühler Octobermorgen. Nichtsdestoweniger aber streckte sie ihre alte zitternde magere Hand hervor, schöpfte das kalte Weihwasser mit ihr, trug es zu der Margarethen-Kapelle und spritzte es durch das eiserne Gitter derselben auf die Gräber, die darin in großer Menge standen; dann trug sie vorsichtig auch etwas Wasser auf ein Grab links von der Kapelle und bespritzte es, so wie auch ein anderes rechts von der Kirchenthür, indem sie dabei betete. Sie machte dieß Alles so leise und still, und ohne sich um mich zu bekümmern, daß ich wohl sah, es sei ihr Ernst.

Ich trat zu ihr hin und fragte sie, warum sie gerade diese Gräber aussuche, ob ihre Verwandten da ruhten. „Nein, Herr," antwortete sie wie der Alte, „Wohlthäter sind's! Wohlthäter, Herr. Vergelt's ihnen Gott, was sie an mir gethan haben. Jener war ein Domherr, und diese in der Kapelle eine Gräfin, die mich immer unterstützt haben. Der Domherr war reich. Er hätte sein Grab auch wohl in der Kapelle haben können. Aber er hat lieber zwischen all den Anderen liegen wollen. Sie haben mir viel Gutes gethan, und ich komme alle Wochen einmal her und besprenge ihre Gräber mit Weihwasser, von dem man sagt, daß es ihnen Linderung im Fegefeuer schaffe. O ich sprengte alle den Anderen umher auch recht gern. Aber für anen Jeden extra zu sprengen, es thut's halt nit. Da suche ich denn mir meine

Wohlthäter heraus. Sonst kam ich jede Woche zweimal. Aber es thut's halt nit mehr. Ich werde alle Tage älter, und seit einigen Jahren, seitdem ich mich mit dem schweren Eisen so stark verletzt habe, fühle ich mich b'sunders schwach."

„Mit welchem Eisen habt Ihr Euch denn verletzt?"

„Ja schaun's, i backe nämlich hohle Hippen. Werden's ja wohl kennen. Es ist halt an gustiöses Gebäck. Man ißt's hier in Salzburg gern zur Sulze und zur g'saumten Milch. Kennen's die nit, die hohlen Hippen? Nu, schaun's. Dazu hat man a schweres Eisen nöthig, und das fiel mir vor einigen Jahren von einem Schrank auf die eine Hand und auf d' Fieß'. Seitdem bin i schwach. I thue mich wohl immer noch a Bißl abmartern, aber i kann nix mehr Sonderliches z' Wege bringen. Ich muß alle Augenblicke rasten, bis ich wieder backen kann. Seitdem haben's mir auch aus der Armenkasse 28 Kreuzer Zulage die Woche 'geben, und damit kann ich denn wohl bestehen."

„O ich könnte sehr gut b'stehen, wenn ich die Erbschaft meines Bruders in Seewalchen kriegt hätte. Der starb vor einiger Zeit und hinterließ mir 500 Gulden. Ich war selber hinaus, aber ich habe nichts kriegt, i weiß halt nit, warum. Mein Reisegeld hatte ich verzehrt und hatte weiter nix als drei Sechser. Damit habe ich ham reisen müssen. Und doch ist Seewalchen sehr weit von hier. Es liegt nahe bei Feglebruck, noch über Hainichenpriem hinaus, nicht weit von — Na, wenn Sie schon so weit g'reist sind, werden's ja wohl wissen, wo Seewalchen liegt. Das hieße wohl Wasser in die Salza gießen, wenn ich Sie noch darüber belehren wollte. — Na leben's wohl, man Herr. Ich muß bald

meine hohle Hippen zu backen anfangen, und ich habe dort noch ein Grab zu begießen. B'hüt Ihne Gott."

Meine Alte hinkte still davon und legte sich bei einem anderen Grabe nieder zum Beten. Ich dachte, daß, wenn mich gestern der schlechte Geschmack des Theaterpublicums von Salzburg betrübt hatte, ich mich heute durch den frommen Sinn seines Gottesacker-Publicums als entschädigt ansehen könnte.

Dieser beschriebene Gottesacker heißt der Petri-Kirchhof. Ein anderer nicht weniger interessanter Salzburgischer Kirchhof ist der von St. Sebastian. Ich sah hier das kürzeste Epitaphium, welches ich noch in meinem Leben gelesen habe. Es hieß: „Es ist genug!" (Sat est!) Es stand auf dem Grabmale eines alten achtzigjährigen Mannes und noch dazu eines vom Schicksal aus seinem Vaterlande Vertriebenen, des „D. Ambrosius de Plazaola Carolo V. Hispaniarum Regi a secretis Principes Hispani posuerunt. O crux ave, spes unica!" Diese spanischen Prinzen lebten nämlich hier in Salzburg, wo sie jetzt ihre Erziehung beendigt haben, unter der Führung jenes Greises.

Ein anderer noch berühmterer Fremdling und Exilirter, der hier in Salzburg vor langen Zeiten in einem Gasthause starb, liegt gleichfalls auf diesem Kirchhofe begraben, nämlich Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hohenheim. Er trieb sich so lange unruhig in der Welt umher, bis er hier Ruhe und folgende Inschrift auf seinem Grabe fand: „Hier ruhen die Gebeine des Theophrastus Paracelsus, der einen so außerordentlichen Weltruhm durch sein chemisches Gold erlangte, bis er wiederum mit seiner

Haut umgeben werden wird." (Philippi Theophrasti Paracelsi, qui tantam orbis famam ex auro chimico adeptus est, effigies et ossa, donec rursus circumdabitur pelle sua.")

Nach diesem Angenehmen begegnete mir wieder eine Salzburgische Unannehmlichkeit, nämlich ein „Fexe," klein, krüppelhaft, kropfig, krummbeinig, schwächlich und alt. Man hatte ihn vor einen kleinen Wagen gespannt, auf dem er einige leere Fässer, ich weiß nicht, wohin transportirte. Einige Knaben waren um ihn herum und neckten ihn. Er machte ihnen drohende Mienen und knurrte sie an. Ich trieb die Knaben weg und schalt sie. Dafür machte er wieder Mienen und knurrte mir Dank zu. Sprechen konnte er nichts. Hinterher nahm er seinen Hut ab, hielt mit seinem Wagen still und machte Bewegungen, aus denen ich verstand, daß er wünschte, ich sollte die Knaben auch noch prügeln. Ein Salzburger Freund, der mich begleitete, erzählte mir, im vorigen Jahre habe dieser Fexe einen Knaben niedergeschlagen und mit Schlagen nicht eher aufgehört, als bis er ihn für todt gehalten. Mit Mühe habe man den Knaben wieder in's Leben gerufen. So schwach sie scheinen, so sind die Fexen doch oft riesenstark, besonders wenn sie in Zorn gerathen. In der Regel sind sie klein, doch als Ausnahmen giebt es auch sehr große. Hier in Salzburg war sonst einer von 5 Fuß und 9 Zoll Länge. Meistens sind sie häßlich, aber als Ausnahmen giebt es auch hübsche. So war hier sonst einer, der einen wahren Römerkopf hatte; nur besaß er auch den blöden geistlosen Blick, der alle Fexen auszeichnet.

Uebrigens hat fast jeder Fexe seine besondere Physiognomie, wie es denn überhaupt fast ebenso viele

Stufen, Grade und Eigenthümlichkeiten dieses Uebels als Individualitäten giebt, die damit behaftet sind. Die mit dem höchsten Grade von Cretinismus behafteten sind keiner Concipirung und keiner Fortpflanzung fähig. Die geringsten Grade sind es, doch kommen ihre Kinder unter allerlei üblen Umständen zur Welt und werden meistens todt oder doch so schwächlich geboren, daß sie bald hinsterben. Die Fexen vom höchsten Grade sind in der Regel auch stumm und weniger Affecte fähig. Man kann bei ihnen die Aeußerungen der Freude und des Schmerzes, des Weinens und des Lachens nicht mehr unterscheiden, und viele sind sogar kaum einer natürlichen Bewegung ihrer Glieder fähig.

Sonst gab es mehre „Pracht-Exemplare von Fexen," wie mein sehr für die Sache eingenommener Freund sich ausdrückte, in Salzburg. Dieselben hatten alle lange brillante Namen. Glücklicherweise sind sie jetzt verschwunden. Jeder hatte sein Eigenthümliches, und es ist allerdings Schade, daß sie verschwunden sind, ohne in einem deutlichen und ähnlichen Portrait der Nachwelt überliefert worden zu sein. Mein Freund hatte viel über sie gesammelt, allein Bescheidenheit hielt ihn zurück, mit der Publication des Gesammelten hervorzutreten, weil er meinte, noch nicht Alles gehörig begründet und genau genug erörtert zu haben. Ich sagte ihm, gewiß würde man ihm auch für weniges Licht, das er über diese noch immer complicirte und dunkle Materie verbreiten könnte, danken.

Auch hier in der Nähe von Salzburg wurde mir ein Bauerngut citirt, auf dem die Leute in der dritten Genera-

tion zu Fexen werden sollten. Die ersteren werden stumpf, ihre Kinder blöde, und ihre Enkel verfexen vollkommen.

In Tirol werden die Fexen auch „Lappen" (sprich Loappen) genannt. Das Masculinum heißt „ein Lappe," das Femininum „eine Lappin." Auch „Tappen" hört man sie zuweilen nennen, und in Kärnthen ist auch das Wort „Tosten" gebräuchlich.

Auch mehre „halberte Fexen" (Halbcretins) sah ich in Salzburg. Sie haben alle besondere Eigenheiten und gewöhnlich irgend einen Tick. So z. B. kann der eine nicht leiden, daß man den Namen Napoleon's nenne, weil er ihn glühend haßt und beständig auf ihn schimpft. Einem anderen darf man nicht das Zeichen des Kreuzes vormachen, wenn man ihn nicht außer sich bringen will. Diese „halberte Fexen" sind zuweilen sehr gesprächig, und manche halten einem mitunter lange Reden, freilich mit so wunderlicher, verdorbener und unarticulirter Aussprache, daß man kein Wort davon versteht. Einer erzählte mir lange von einem schönen „gelben Sande," den er sehr pries. Es kam mir vor, als meinte er Goldsand. Manche von ihnen haben ein sehr zähes, aber immer einseitiges Gedächtniß. So gab es sonst einen in Salzburg, der den ganzen Kalender und alle seine Heiligen auswendig wußte. Man konnte ihn so fragen: „Was für ein Heiliger wird sein in 3½ Monaten 2 Wochen und 5 Tagen? Welchen Heiligen hatten wir vor 17 Wochen und 3 Tagen?" Er beantwortete diese Fragen sogleich. Sonst wußte und verstand er aber nichts.

Mein Cretin fuhr mit seinen Wasserfässern vor die Reitschule, zu der auch ich gerade eilte, um hier wieder

etwas Erfreuliches zu beobachten. Diese Reitschule nebst ihren Stallungen besteht aus großen schönen Gebäuden, die von einem der früheren Erzbischöfe errichtet wurden und die ich hier nicht schildere, weil sie ihrer Großartigkeit wegen berühmt und genugsam bekannt sind. Ich meines Theils besuchte sie der ungarischen Husaren wegen, welche hier ihre Pferde stehen haben, ihre Reitübungen halten und vor allen Dingen ihre Thiere schulen und erziehen.

Die meisten dieser Pferde erhalten sie so roh und wild, wie sie in den Steppen laufen, und man muß die Geduld, Liebe und Aufmerksamkeit bewundern, mit der sie diese unbändigen Thiere behandeln. „Diese wilden Pferde," sagte mir ein ungarischer Unteroffizier, „sind wie die Kinder, und sie müssen mit der größten Gelindigkeit und Liebe behandelt werden, wenn man ihren Charakter nicht ganz störrisch machen und verderben will. Ja sie sind noch delicater und empfindlicher als die Kinder, denn man kann sie nie strafen, wie man das doch mit einiger Consequenz bei diesen thun kann. Unsere Leute müssen sich Alles von den Pferden gefallen lassen, die oft sehr böse, bissig und schlaglustig sind. Und sie dürfen sie nicht nur nicht wiederschlagen, sondern es ist sogar auf's Strengste verboten, ihnen nur ein böses und barsches Wort zu sagen. Selbst auf ein solches Scheltwort steht für den Soldaten Stockstrafe."

Es war erst vor Kurzem ein Transport von 65 frischen Pferden angekommen und zwar aus der Bukowina. Sie waren meistens russischer und walachischer Race, rauhhaarige, magere und unschöne Thiere. Da sie auf den Steppen aufgewachsen sind, wie die Bäume im Walde, und da sie

selbst ihre Reise durch das österreichische Kaiserthum, wie eine Heerde Schafe getrieben, ohne Zaum und Zügel gemacht haben, so müssen sie natürlich erst an Alles gewöhnt werden, an das Stehen im Stall, an die Halfter, an den Zügel, an den Sattel, an den Menschen, an das geregelte Gehen und tausend andere Dinge, von denen unsere Füllen schon gleich im Stalle einigermaßen einen Begriff bekommen.

Sie sind in dem engen Käfig ihres Stalls so unbeholfen und bäurisch dumm, daß sie nicht einmal auf die Seite zu gehen wissen, wenn der Stallknecht herantritt, um etwas bei ihnen zu verrichten; entweder schlagen sie nach ihm, oder sie bleiben wie die Bildsäulen unbeweglich. Es ist seine Sache, zu sehen, wie er sie mit Güte ein wenig auf die Seite schieben könne. In der That, es ist merkwürdig, diesen ungarischen Stallknechten bei ihrem Verfahren zuzusehen. Ich beobachtete einen, der einem dieser Thiere die Füße waschen und ihm zugleich das ruhige Hinhalten des Beins zum Zweck des späteren Hufbeschlages beibringen wollte. Bei'm Kopfe fing er an, kraute ihm hinter den Ohren, klopfte ihm schmeichelnd auf den Hals, streichelte ihm die Brust, das Bein hinunter und kam so bei dem Fuße an, den er dann ein wenig leise vom Boden aufzuheben und zurückzubringen versuchte. So wie das Pferd dieß übel nahm und mit dem Beine zuckte, ließ er es wieder los und stellte den Fuß vorsichtig wieder an seine Stelle, indem er es beruhigte und ihm schmeichelte. Dann versuchte er es mit dem anderen Fuße, indem er wieder bei'm Kopfe anfing, und dieß wiederholte er mehre Male, indem er dabei auch die Hufen mit kaltem Wasser wusch. Wenn das Pferd ärgerlich nach ihm biß,

so wich er aus und schmeichelte und streichelte ihm dafür wieder den Kopf.

Alle Tage wird die Behandlung etwas rascher und etwas weniger delicat und rücksichtsvoll, je mehr sich jene zarte und empfindliche Wildheit verliert. Auf dem Rücken sind diese wilden Thiere ebenso reizbar wie an den Füßen. Man legt ihnen daher erst eine lose Decke auf, und so leicht diese Last ist, so nehmen sie es doch sehr übel und werden dadurch oft zur Verzweiflung gebracht. Von der losen Decke zur festgeschnallten, alsdann zum Sattel und endlich zum Reiter giebt's noch mehre Grade, und ebensolcher Grade und Stufen giebt's vom ungezügelten Maule zu Zaum und Gebiß. Ebenso müssen sie an das Bürsten allmählig gewöhnt und überhaupt muß stufenweise ihre ganze Steppen-Toilette geändert und geordnet werden. Erst nach mehren Wochen kann man sie striegeln und dann auch ihre zottigen Mähnen etwas einlegen und flechten, damit sie sich etwas daran gewöhnen, auf der einen Seite schlicht anzuliegen.

Je wilder sie sind, desto milder werden sie behandelt. Erst später, wenn sie wissen, warum sie gezüchtigt werden, wendet man auch einige Strafe an. Die Schule dauert beinahe zwei Jahre, und während dieser Zeit sind die Thiere durchaus unnütz und zu gar nichts zu gebrauchen, dann aber sind sie oft um so vortrefflicher.

Auch wenn sie sich unter einander schlagen, mischt sich der ungarische Stallknecht nur mit Güte und mit beruhigenden Worten in ihren Streit, indem er ihnen Futter bietet, oder sie eine Weile von einander wegführt, oder die Streiten-

den ganz separirt. Um solche Streitigkeiten zu vermeiden, stellt man gewöhnlich zwischen zwei ungeschulte Remonte-Pferde ein geschultes und gezähmtes. Manche sind so wild, daß sie nicht einmal einen Menschen in ihre Nähe lassen. Dann müssen jenem Waschen und Fußaufheben noch mehre andere Versuche vorausgehen. Die Stallknechte nähern sich ihnen dann nur von Seiten des zahmen Schulpferdes, sprechen mit ihnen und bieten ihnen Futter, bis sie es endlich probiren, ihnen den Hals zu streicheln, wobei sie zuerst oft außer sich gerathen. Es wurde mir eine abscheuliche Stute gezeigt, zu der bisher noch Niemand hatte kommen können und der noch nicht einmal der Steppenstaub aus dem Pelze gewaschen worden wäre. Sie hatte noch vor zwei Tagen einem Knechte einen Finger von der Hand rund weggebissen und natürlich für diese Unthat nicht die geringste Strafe empfangen. Dabei sah sie ganz erbärmlich, elend und mager aus.

Sie werden alle im Stalle noch magerer, als sie es schon auf der Reise wurden, weil sie die Lebensweise, das Futter, selbst den Hafer nicht gewohnt sind. Ihre wilde Constitution kann das zahme Futter nicht vertragen. Nach 4 oder 5 Monaten, wenn sie, wie die Leute sich ausdrücken, das wilde Fleisch ganz verloren haben, nehmen sie wieder zu und bekommen eine ganz andere Figur.

In der Bukowina und zwar in Radauz werden, wie gesagt, die meisten dieser Pferde „gefaßt.“ Ungarn hat keinen so großen Ueberfluß daran. Der Ankaufspreis und die Reisekosten betragen für jedes Pferd 100 bis 120 Gulden, und um den

billigen Preis von 160 Gulden werden sie den Infanterie-offizieren geschult und zugeritten abgetreten.

Man hat hier eine neue und eine alte, eine Sommer- und eine Winterreitschule, die nichts zu wünschen übrig lassen. In der Sommerreitschule, die unter freiem Himmel und ebenso wie der Kirchhof von den schroffen Felswänden des Schloßberges umzingelt ist, werden die wilden Pferde eingefangen. Die Salzburger sehen diesem Schauspiele von einer doppelten Reihe von Sitzen, die in den Felsen amphitheatralisch ausgehauen sind, zu. Doch führt die Reitkunst hier natürlich auch noch manches andere interessante Schauspiel mit geschulten Pferden auf.

Es ist merkwürdig, daß wir bei der Erziehung der Thiere viel Vollkommneres leisten als bei der Erziehung der Menschen. Ganz vollkommen gut geschulte und von allen ihren Unarten und Eigenheiten entwöhnte Pferde haben die Ungarn mit Geduld, Ausdauer und Vorsicht schon viele hergestellt. Wie viele Mühe kostet es unseren Schullehrern, alle Ecken des Charakters ihrer Schüler wegzuschleifen! Zum Theil wird es ihnen aber nur deßwegen so schwer, weil sie durch ihre eigene Ungeduld wieder Vieles verderben. Wenn ich ein Salzburger Schullehrer wäre, so würde ich oft zu jenen geduldigen Ungarn gehen, um etwas von ihnen zu lernen. Ich meines Theils, der ich auch früher einmal ein Lehrer gewesen zu sein mich rühme, stand mit Beschämung neben ihnen und mußte mir sagen, daß ich nie die Sorgfalt und Geduld, welche sie hier an Thieren ausübten, dem Menschen gewidmet hatte. Allgemein und entschieden war ihre Behauptung, daß nur

mit der consequentesten und ernstesten Geduld und Liebe das Ziel erreicht werden könne. Sollte diese denn bei'm Menschen weniger wirken, oder sollte es dem Menschen schwerer fallen, sie seinen Mitmenschen zu gewähren?

Bekanntlich wurde einer der größten Geister, welche die deutsche Nation erzeugt hat, nämlich Mozart, in Salzburg geboren. Man zeigt dort noch das Haus, in welchem sich die Zimmer, die Mozart als Kind mit seinen Aeltern bewohnte, im dritten Stock befinden. Die Zimmer sind niedrig, aber geräumig. Man zeigte uns noch den Fleck, wo die Mutter das begabte Kind zur Welt brachte. Das Zimmer, in welchem Mozart's Klavier stand, hat die Aussicht in einen Hinterhof. Die Wände soll er hier mit Compositionen und geschriebenen Noten angefüllt haben. Jetzt ist davon keine Spur mehr; denn Alles ist übertapeziert. Ich konnte diese Räume nicht betreten ohne eine Anwandlung von Scheu und Ehrfurcht. — In seinem fünften Jahre zog er hier aus, um die Welt mit seinen melodischen Gedanken und mit seinem Ruhme zu erfüllen und um sich das Recht auf ein Monument zu erwerben, das ihm jetzt nach beinahe 100 Jahren (1756 wurde er geboren) in seiner Vaterstadt auf einem öffentlichen Platze errichtet werden soll.

Wir besahen uns diesen Platz. Bekanntlich haben die Ausgrabungen, welche man daselbst wegen des Monuments veranstaltete, auf die Entdeckung einiger interessanter römischer Mosaikböden geführt. Es waren bei meiner Anwesenheit bereits fünf wohlerhaltene Böden von dem darüber geworfenen Schutte entblößt; die zwei größten mit den

schönsten Zeichnungen hatten über einander gelegen, die anderen mit minder bedeutenden Zeichnungen daneben. Von jenen zweien hatte man den oberen schon weggeschafft und war eben dabei, nun den unteren einzupacken. Zwischen beiden Böden hatte man eine etwa einen Fuß dicke Lage von Erde gefunden, und da der untere Boden noch sehr gut conservirt war und sehr schöne Zeichnungen enthält, so ist es unbegreiflich, warum ihn der römische Hausbesitzer so verschütten ließ. Die Steinchen zu diesen Böden sind verschieden gefärbte Marmorstückchen. Die Hauptfiguren auf dem Gemälde bilden ein Paar Kämpfer in drei verschiedenen Stellungen. In der einen Gruppe beginnen sie den Kampf, in der mittleren ist der Kampf selbst dargestellt, und in der letzteren sieht man die Besiegung des einen Ringers. Die Zeichnungen sind sehr schön und bereits in mehren deutschen Blättern beschrieben und gelobt worden.

Mich interessirte besonders das Verfahren, das man bei der Deplacirung dieser zerbrechlichen Kunstwerke — die Steinchen sind blos in eine erhärtete dünne Thon- oder Gypsmasse eingedrückt, die unmittelbar auf dem Erdreiche aufliegt, — anwendete. Dieses Verfahren war folgendes: Man theilt den ganzen Boden in viereckige Stücke, die etwa eine Elle lang und eine Elle breit sind. Die Steinchen, welche sich auf den Gränzlinien dieser Quadrate befinden, werden mit eisernen Instrumenten sorgfältig herausgenommen, damit sich die einzelnen Stücke von einander trennen mögen. Um das Ganze nachher wieder auf dieselbe Weise zusammensetzen zu können, werden diese Steinchen natürlich nicht durcheinander geworfen, sondern in derselben Reihen-

folge, in der man sie herausnahm, einstweilen wieder in eine Thonmasse eingeklebt und mit Nummern bezeichnet. Hat man auf diese Art ein viereckiges Stück von dem Ganzen getrennt, so verfertigt man einen flachen hölzernen Rahmen, der darüber gestülpt wird, und der in die auf den Seiten entstandenen Zwischenräume hineinpaßt. Alsdann übergießt man diesen Rahmen und das darin eingeschlossene Mosaikstück mit Gyps, an welchem die Steinchen ankleben. Mit eisernen flachen Instrumenten wird nun die Mosaikmasse vom Boden gelöst und das Ganze mit dem Kasten umgekehrt und unten ebenfalls mit Gyps begossen. Auf diese Weise hat man denn ein Stück des Bodens in einen kleinen Kasten fest und unverrückbar so eingeschlossen, daß es sich leicht transportiren läßt. Die sämmtlichen Kasten sollten einstweilen deponirt werden, um dann, wenn man einen schicklichen Platz zur Entfaltung der Mosaik gefunden hat, wieder ausgepackt zu werden, was verhältnißmäßig leicht sein soll, da der Gyps sich willig von den Steinchen trennt. Ich sagte, es würden in der Regel viereckige Ausschnitte gemacht. Zuweilen richtet man sich aber auch nach der Zeichnung und formt den Kasten nach dieser, um ganz zusammengehörende Theile derselben in einen Kasten zu bekommen. Auf dieselbe umständliche Weise soll man auch in Italien die Mosaikböden deplaciren.

Die kleinen Marmorstückchen jenes römischen Mosaikbodens, wie überhaupt auch mancher Marmorblock, den die Römer schon in Juvavia benutzten, kamen aus dem benachbarten Unterberge. Eben dieser Berg, so wie mehre andere benachbarte Berge, z. B. die bei Hallein, liefert auch

den Marmor, den man noch jetzt in den schönen Kirchen Salzburg's in allerlei herrlichen architektonischen Formen prangen sieht. Ueberhaupt hat dieser Kalkberg für ganz Süddeutschland bis nach Ungarn hinein viele Steine geliefert, und der Untersberger oder Salzburger Marmor ist hier ebenso berühmt wie der Blankenburger und der Nassauische in Norddeutschland. Der Marmor ist sehr verschieden gefärbt, meistens fleischroth. Doch hat man auch weißen entdeckt. Jetzt besitzt der König von Baiern mehre Marmorbrüche auf österreichischem Gebiete an dem Rande dieses Berges, von dem nur der westlichste Theil seiner Herrschaft unterworfen ist. Der Untersberg hat, aus der Vogelperspective betrachtet, eine dreieckige Gestalt. Es ist ein spitzwinkeliges Dreieck, dessen längere Seiten etwa eine Meile lang sind, während die Basis etwa eine Stunde Länge hat. Dieser Triangel ist ein unebenes, im Ganzen etwa 500 Fuß, in einer Spitze aber beinahe 6000 Fuß hohes Plateau, das nach allen Seiten hin mit schroffen Wänden abfällt. Die Basis dieses Triangels steckt im baier'schen Gebiete mit der Hauptmasse, und deren zugespitztes Ende läuft in's Oesterreichische hinein, so daß also oben auf dem Berge selbst die Gränzen zwischen beiden Staaten sind. Eine Menge schöner waldiger Einschnitte und Thäler zieht sich von den schroffen Wänden des Plateaus zur Ebene hinab. In der verhältnißmäßig geringen horizontalen Entfernung von einer halben Stunde vom Rande des Plateaus verlieren sich diese Einschnitte vollkommen in der Ebene, und der ganze Berg bäumt sich daher mit einer schroffen Stirn aus dieser in die Höhe. In den durch jene Einschnitte gebildeten Bergab-

sätzen und Bergwurzeln befinden sich die Marmorbrüche, zu denen wir an einem schönen Abende eine kleine Ausfahrt veranstalteten.

Der Marmor liegt hier, mit Erde und mit Berggeröll etwas verdeckt, an einigen Stellen mehr, an anderen weniger tief verborgen. Der Marmor selbst hat von Natur seine Lager oder Schichten, die gleich bei seiner ersten Bildung entstanden. Diese Schichten lassen sich erkennen, und man kann darnach das Verfahren, den Stein zu brechen, einrichten. Außer diesen regelmäßigen Schichten oder Absätzen haben sich aber auch noch später unregelmäßige Spalten oder Risse in ihm ausgebildet, die schwerer zu berechnen sind.

Diese Spalten nennen die Steinhauer am Untersberge „Lassen.“ Wenn ein losgebrochenes Stück solche Lassen hat, so fällt es in unregelmäßig geformte Theile auseinander. Natürlich ist es sehr schwierig und es gehört eine genaue Kenntniß der Marmorstructur dazu, die Lagerung und die zu vermuthenden Lassen im Steine zu berechnen und darnach und nach anderen Umständen zu bestimmen, wie, wo und wie groß das vom Berge zu trennende Marmorstück anzulegen sei. Gewöhnlich suchen sie auf einmal so große Massen als nur möglich zu lösen und separirt vom Berge auf den horizontalen Boden zu schaffen, weil dort die Bearbeitung der einzelnen kleinen Steine leichter ist.

Bei unserer Anwesenheit hatten sie einen Block ausgehauen von nicht weniger als 6 Klaftern Tiefe (in den Berg hinein), von 6 Klaftern Länge und 3 Klaftern Höhe. Sie berechneten sein Gewicht zu 22000 Centnern, was genau mit

der Angabe übereinstimmte, daß der Kubikschuh dieses Marmors einen Centner und 25 Pfund wöge. Um dieses Stück vom Berge zu trennen, hatten sie eine 18 Zoll breite, 6 Klaftern tiefe und 18 Fuß hohe Spalte in den Berg eingehauen und mit einer eben solchen Spalte den Block hinten am Rücken gelöst. Diese Spalte ging unten bis auf ein neues Lager des Marmors hinab. Hier unten an der Basis sollte er nicht durch einen solchen mühseligen Spalt, sondern blos durch Keile getrennt werden, welche schon eingesetzt waren. Diese Keile sind zuerst klein und werden rund umher gleichmäßig angezogen. Wenn sie ihr Möglichstes gethan haben, so werden größere Keile dazwischen geschoben, die den Riß so weit erweitern, bis man eiserne Kugeln hineinbringen kann, auf denen dann der Block hinabrollt. Sie hofften, daß das ganze Stück gesund und ohne Lassen sein würde. Unten sollte es dann in kleine Stücke zu 300 bis 400 Centnern zerlegt werden. Solche Parallelepipeden zu 300 bis 400 Centnern sahen wir am Rande des Marmorbruchs in Menge liegen. Diese Massen waren für verschiedene Gebäude in München bestimmt. Unten am Fuße des Marmorbruchs befindet sich eine Sägemühle, welche die großen Blöcke, wenn es nöthig ist, wieder in solche Platten und Theile zersägt, wie man sie zu haben wünscht.

Es giebt der frappantesten Contraste genug im Leben nahe bei einander. Wie z. B. Cavaliere und große Herren in wenigen Stunden übermüthig verschwenden, was ein armer Bettler in Jahren erwirbt, so giebt es hier nicht weit von dem Steinbruche, in dem man so bedeutende Massen von mehren

hundert Centnern löst, einen anderen, in welchem ein alter Mann kleine Bröckelchen und Krümchen zusammenliest, um daraus ein weit in der Welt verbreitetes Spielzeug für die Jugend, jene kleinen Marmorkügelchen, mit denen die Knaben in ganz Deutschland spielen, zu verfertigen.

Ich habe mir auf meinen Reisen in Deutschland die Namen, welche man in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes für diese kleinen Kugeln erfunden hat, gesammelt. Hier in Salzburg nennt man sie „Schusser,“ auch wohl „Kucheln,“ in München „Antetscher,“ in Augsburg „Glucker,“ in Berlin „Murmel,“ in Coblenz „Marbel,“ in den Hansestädten „Marel“ (die letzten 3 Namen stammen von dem Worte Marmor), in Düsseldorf „Klicker,“ in Thüringen „Klitscher,“ im Voigtlande „Schnellkaulen“ (Schnellkugeln) und in Holstein „Nipser.“

Es ist ein kleiner Handelsartikel, der vom Untersberge in Salzburg und von einigen anderen Marmorbrüchen in Sachsen aus seinen Weg durch die ganze Welt findet und der als Ballast sogar oft mit nach Indien genommen wird, wahrscheinlich um auch die asiatische Jugend bis tief in jenen Welttheil hinein mit Spielzeug zu versorgen.

Wir fanden die Anstalt zum Verfertigen jener kleinen, unter so vielen Namen berühmten Kugeln, eine Art Mühlenwerk, in dem Thale des Untersberg's, welches „Fürstenbrunn“ genannt wird. Es kommt hier eine starke, klare Quelle aus einem tiefen Felsenspalt hervor, die anfangs den Liebhabern von Naturgenüssen dient, die sie von Salzburg aus aufsuchen, dann aber weiter unten für einen alten Mann eine solche Schussermühle treibt. Diese Mühle be-

steht aus nicht weniger als 28 Gängen, von denen einige immer einige Stufen niedriger liegen als die oberen. Der alte Schussermüller hatte eine kleine Hütte daneben gebaut, in welcher er eine große Sammlung verschieden gefärbter Marmorbrocken aufgehäuft hatte. Im Sommer, sagte er, hole er sie aus dem Bache, im Winter aber, wo dieser gefroren, aus einer Nische oben am Berge, in welche von allen Seiten verschiedenartige Marmorbruchstücke hineingefallen seien. Er zerschlägt sie zunächst zu kleinen viereckigen Würfeln, die dann auf die Mühle gebracht werden. Hier kommen sie auf festliegende Mühlsteine, in denen sich zirkelrunde Rillen befinden. Ueber diese Mühlsteine läuft dann, vom Wasser in Bewegung gesetzt, ein Block aus Buchenholz, der die Steinchen reibt und auf dem unteren Block in die Runde herumtreibt. Es gewährt einen wunderlichen Anblick, wenn alle die 22 kleinen Maschinchen sich plötzlich in rührige Bewegung setzen und Tausende von kleinen Kügelchen bearbeiten.

Die Waare ist sehr billig; denn an Ort und Stelle bekommt man 30 Schusser für einen einzigen Kreuzer. Wie würden wir wohl über den Reichthum dieses Mannes, der ganze Säcke voll davon, wie die Säcke mit Perlen in dem Mährchen von Reinhold dem Wunderkinde, in seiner Hütte stehen hatte, gestaunt haben, wenn wir dieß in jener Zeit gesehen hätten, wo wir noch an jedem gestreiften, gefleckten, gewölkten, geäderten, dendritisch gezeichneten Marl die wunderbar hübsche Zeichnung oder die schöne blutweiße Farbe oder sonst eine seltene Eigenschaft über Alles hoch zu schätzen wußten. Man wird lachen über das, was ich

hier sage. Allein man bedenke, daß ich in Deutschland wenigstens eine Million sechsjähriger Schulknaben auf meiner Seite habe, an deren Stelle ich mich versetze, und denen ihre Klitscher, Klicker, Kieler und Schosse so viel sind als Königinnen ihre Perlen, und diese Perlen sind ja auch weiter nichts als Staub, wenn man sonst keine Idee damit verbindet und nicht ein wenig Phantasie obwalten läßt. Ueber Klitscher zu denken und zu reden, ist mir gerade ebenso wichtig, als über Gold und Zahlperlen zu forschen.

Die Alpenkenner.

Ich sagte oben, daß ich mich auch noch eines besonderen Umstandes wegen gefreut hätte, in meinem Gasthofe zum Ochsen mein Quartier aufgeschlagen zu haben. Dieser Umstand war der, daß ich daselbst gewöhnlich des Abends eine ganz vortreffliche Gesellschaft von Alpenkennern und Gebirgsliebhabern vereinigt fand.

Es waren meistens kleine Beamte aus verschiedenen Alpenthälern, ein Arzt, ein Chirurg, ein Förster, ein Prediger, ein Oekonom rc. Ich gratulirte mir, meine Abende in der lehrreichen Gesellschaft dieser Herren zubringen und von ihren Gesprächen profitiren zu können.

Allerdings wird ein Reisender in jedem Lande, das er kennen zu lernen wünscht, die Gesellschaften der Einheimischen vor allen anderen aufsuchen. Denn bei ihnen findet sich überall eine Menge interessanter Detailkenntnisse aufgespeichert, die gewöhnlich gar nicht in den großen wissenschaftlichen Cours kommen. Allein es giebt Länder, die verhältnißmäßig keine sehr eigenthümliche Physiognomie haben, und mit deren Kenntniß man bald fertig ist, da sie an dem einen Ende so aussehen wie am anderen.

Die Alpenländer aber, in denen jeder Erdfleck, so zu sagen, seine eigene, bestimmt ausgeprägte Physiognomie hat, in denen kein Berg, kein Thal, kein Fleckchen Landes dem anderen gleicht, — wo die Wände und Abhänge unter allen möglichen Winkeln, welche ihre ganze Natur dadurch verschieden bedingen, geneigt sind, — wo hier der Nordwind, dort der Südwind in's Thal bläst, wo hier beständiger Ostwind, dort beständiger Westwind herrscht, — wo alle Theile ihr Angesicht nach den verschiedensten Richtungen der Windrose wenden, — wo einige Standorte der Pflanzen, Thiere und Menschen in die Wolken- und Eisregion hineinragen, andere tief in die gelindesten und ruhigsten Luftschichten hinabtauchen, — wo es in ganz naher Nachbarschaft so verschiedene Längen der Jahreszeiten und ihres Wechsels giebt, wie sie sonst nur über dem ganzen Erdboden zerstreut erscheinen, — wo man sogar Schluchten findet, welche die Sonne noch seltener bescheint als den Nordpol, — diese Alpen, in denen sich außerdem alle vornehmsten Volksstämme Europa's, die celtischen, germanischen, romanischen und slavischen, begegnen und so wunderbar und vielfach mischen, wie die manchfaltigen Stoffe, aus denen ihre Berge geschichtet sind, — diese Gebirge, in denen der Mensch in den buntesten Gestalten und Formen erscheint, in denen er als Nomade, als Jäger, als Ackerbauer, als Winzer, als Fabrikant lebt, in denen er sich hier und da von so schöner und schlanker Bildung zeigt, wie die Tanne der Wälder, und dann wieder in so verkrüppelter, widerlicher Verbildung, wie die Mißgestalt des Krummholzes, — diese wunderbaren Alpen mit einem Worte, in denen sich die größten Contraste und

Extreme nahe berühren, und über welche die Natur die ganze Fülle ihrer zauberischen Reize, wie ihrer Schrecknisse ausschüttete, — man erforscht und kennt sie nicht so leicht; — man hat immer in den Gebirgen zu lernen, und das Studium jedes einzelnen Theiles ist so groß und bietet so viele Details, daß es für den Reisenden mehr als anderswo nöthig wird, mit den Eingeborenen, mit den vertrauten Kindern des Landes zu verkehren und ihnen einige Geheimnisse, in deren Besitz sie sich setzten, abzulauschen.

Ein Kenner des äußersten hohen Gränzpfeilers der Alpen gegen Nordosten, des Schneebergs bei Wien, sagte mir einmal, er könne etwa 20 verschiedene Reisetouren vom Fuße dieses Berges auf seinen Gipfel angeben, die alle ein verschiedenes ästhetisches und wissenschaftliches Interesse darböten. Und doch wären dieß nur die Hauptreisen, und die, welche sie gemacht hätten, könnten sich noch nicht rühmen, den Berg en détail zu kennen.

Der Schneeberg ist nur einer der vielen hundert Gipfel, aus denen die Alpenketten zusammengesetzt sind, und auf diese Weise würde Methusalem's Alter nicht ausreichen, um alle hauptsächlichsten Reisen in den Alpen auszuführen, und es ist daher dem Forscher um so mehr Bedürfniß, den einheimischen Alpenkennern und Bergbesteigern seine Aufmerksamkeit zu widmen.

Man findet deren natürlich an allen Orten, in allen Städten und Dörfern dieser ganzen Gebirgswelt. Denn die Berge liegen allen so nahe, sie liegen Jedem, er mag ein Gewerbe treiben, welches er will, so überall im Wege, daß er ihre Kenntniß nicht einmal vermeiden kann. Die Hirten

und Jäger, die Waldarbeiter, die Kohlenbrenner, die Holzflößer führt ihr Geschäft unmittelbar auf die Gipfel der Berge und in die innersten Winkelschluchten des Baus derselben. Sie verbringen den größten Theil ihres Lebens auf jenen Höhen,

Wo's Maulthier sucht in Wolken seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Abstürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt man die Stätte der Menschen nicht mehr!

Aber auch selbst die Ackersleute, die in unseren Ebenen ihre Felder in einem schönen Ganzen beisammen liegen haben, müssen in den Alpen selbst wider Willen mit den Bergen Bekanntschaft machen. Des fruchtbaren Landes ist hier weniger, und das wenige ist weit zerstreut auf verschiedenen Stufen der Bodenerhebung. Jeder kleine Fleck muß aufgesucht und benutzt werden, und in allen Regionen und Zonen der Gebirge, in den obersten, in denen sein Vieh weidet, in den mittleren, wo er sein Holz findet, in den unteren, wo manches kleine Feldchen zu bestellen ist, bis in's Thal hinab, wo sein vornehmster Acker liegt, muß er zu Hause sein, und was der Dichter von der Liebe singt:

Liebe wird den Weg erspäh'n,
Wo der Wolf sich scheut zu geh'n,

kann man hier von der Noth und von dem Drange der täglichen häuslichen Geschäfte sagen.

Sogar auch der stille Bürger der Städte macht theils aus freiem Willen, theils aus Zwang vielfache Bekanntschaft mit den Gebirgen, mit denen seine Geschäfte innig verbunden sind. Den Trost der Religion muß der Priester in manche entlegene Hütte bringen, wie der Landmann die befruchtende

Erde auf versteckte, nackte Felsen, und der Arzt muß seine Hülfe in viele Behausungen tragen, die an einem Platze stehen, von dem der Dichter sagen könnte:

„Der Ort an sich bringt Grillen der Verzweiflung."

Auch den friedlichen Handelsmann, der die Alpenthäler mit seinen Waaren durchzieht, den Spitzenhändler aus Vorarlberg, den Handschuh- und Teppich-Verkäufer aus dem Zillerthal, den Wein- und Fruchthändler aus den Etsch-Gauen, den Manufacturwaaren-Krämer aus der Schweiz, den Pfefferküchler aus Kärnthen und hunderterlei andere Krämer und Trödler führt ihr Geschäft oft in Gegenden,

Wo die Gems' ob Nebelthälern
Munter über Felsen springt.
Jäh senkt sich ab die Felsenwand,
Darüber schleudert Gottes Hand
Des Bergstroms graue Wolken.
Er stürzt dumpf donnernd und zerstäubt,
Daß Alles ringsum Wirbel treibt.

Sie ziehen über die Tauern und Alpenpässe aus einem Thal in's andere und sehen die Alpenhörner oft in Zuständen, in denen sie ein gewöhnlicher Reisender und andere Stadtbürger nicht erblicken, und wissen daher über solche besondere Zustände der Gebirge, deren Mienen beständig so gewaltig wechseln, oft gute Auskunft zu geben.

Die Kenntnisse, welche alle diese Leute von der Alpennatur erlangt haben, so interessant und kostbar sie sind, sitzen in der Regel indeß so starr und fest in ihnen, wie die Felsen in den Gebirgen, und es ist oft eine ebenso mühselige Arbeit, sie ihnen abzulauschen, wie die, dem Berge das Gold und die edlen Metalle zu entlocken. Sie sind mitten zwischen diesen

Dingen groß geworden. Es kommt ihnen oft das Ungewöhnlichste so alltäglich vor, daß sie es nicht der Mühe werth finden, davon zu reden, oder es nur einmal in Betracht zu ziehen. Sie sind zuweilen so mit der Natur ihrer Heimath vertraut, daß sie selbst ein Theil dieser Natur geworden und mit ihr gleichsam verwachsen zu sein scheinen, so daß sie dann weniger Gehülfen bei'm Studium der Alpennatur sind, als vielmehr zugleich auch mit Gegenstand dieses Studiums werden. Ueberblicke gewinnen sie nicht, Vergleiche stellen sie in der Regel nicht an, das Nächste aber haben sie oft um so sicherer gefaßt. Wenn sie daher auch in vieler Beziehung nicht entbehrt werden können, so genügen sie doch auch nicht.

In dieser Hinsicht daher interessanter und viel wichtiger sind unter den übrigen Alpenbewohnern diejenigen, die sich geradezu ein Studium aus dem Wesen und der Natur dieser Landschaft gemacht haben, in denen,

„Wie die Berge auf Berge, sich thürmet Gedank' auf Gedanke."

Auch von solchen kenntnißreichen Liebhabern des Studiums der Alpen findet man überall in den vornehmsten Orten dieser Landschaften einige beisammen, und von Saussure, der sein Leben dem Montblanc widmete, von Agassiz und Hugi, die alle ihre Zeit den Gletschern aufopfern, und von anderen solchen größeren Männern herab bis zu geringeren und den geringsten Geistern giebt es eine Menge von Liebhabern dieses Studiums, die entweder als Botaniker oder, um mit dem baier'schen Alpenbewohner zu reden, als „Kräutelklauber" auf den „zerschlagenen Wänden" und den „Geschröfen" der Felsen umherklimmen, um den Stand der

„Primula glutinosa“ oder der „Valeriana celtica“ und ihrer unzähligen Pflanzenschwestern zu untersuchen, oder als Geognosten diese Bergkolosse bewandern, von denen Saussure sagt: il n'y a dans ces montagnes rien de constant, que leur variété. Wie viele durchziehen nicht jährlich als Mineralogen die Alpen,

„Klopfen rechts und links bei Gnom und Kobold an“,
„Daß einen Steinschatz sie sich schnell ergeizen“,

oder als Zoologen, die auf den „Firsten“ und „Riffeln“, in den „Oefen“ und „Palfen“ herumsteigen, um die Nester der Schneehühner und der Spielhühner, die „Heimathen“ der Gemsen und Steinböcke zu durchforschen, um die Wohnsitze der „Callidice,“ der „Vicomone“ und anderer Schmetterlinge zu entdecken und unter den Rinden der Bäume und auf dem Moose der „Filze“ sonstige seltene Alpenbewohner auszuspüren.

Wiederum giebt es da Mediciner, welche den bunten Zustand der Gesundheit in den Alpen untersuchen, welche in Steiermark trotz der Behauptungen der Schweizer die „schönsten Cretins und wahre Prachtexemplare von Fexen“ auf einer Höhe von 4000 Fuß entdeckt haben, die an manche Behauptungen des Dr. Iphofen, der ein sehr gutes Werk über den Cretinismus schrieb, nicht im Geringsten glauben und über Alles ihre eigenen Ansichten und ihre besonderen Erfahrungen haben.

Dann findet man Ethnographen, die da bejammern, daß die Völkerkunde der Alpen noch immer nicht so geordnet ist, wie sie sie auf ihren Nachforschungen nach blonden und schwarzen Haa=

ren, nach blauäugigen und braunäugigen Thälern erkannt haben. Sie sprechen von Pongau und Pinzgau, in dem sich die Völkerfluthen, wie Eis erstarrend und wie Felsen sich befestigend, so wunderbar mischten und in einander verkeilten wie Gneiß, Glimmer, Granit und Thonschiefer in den „Steinkluppen" — oder von anderen noch durch Niemanden als durch sie erforschten Thälern, in denen es flachshaarige und blauäugige Leute von offenbar germanischer Bildung giebt, welche italienisch reden, oder schwarzhaarige Slaven, welche deutsch sprechen. Einige Stämme haben nur ihre slavische Kleidung beibehalten und sind sonst Deutsche geworden. Andere haben beides vertauscht, aber zeigen noch im Körperbau ihre slavische Abkunft. Viele sind offenbar nur germanisirte Celten, wie einige italienisirte Deutsche sind. Da giebt es Bröckchen uralter Romanen, die noch keineswegs gehöriger Aufmerksamkeit gewürdigt wurden, Trümmer von Völkerschaften, die so eigenthümlichen Dialekt und so absonderliche Sitten und Bildung haben, daß sie Niemand recht hinzubringen weiß. Vielleicht sind es noch uralte Ueberreste der sonstigen Taurisker, der Breunier oder anderer Noriker und Rhätier. Wie die Felsblöcke der Gebirge von den stürmischen Fluthen und Eismassen oft weit von ihrem Ursprunge weg verschleppt wurden, so giebt es auch hier mitten unter den Slaven kleine deutsche Gemeinden und mitten unter den Deutschen wiederum slavische Communen. Schroffe Contraste und plötzliche Absätze, aber auch leise Uebergänge und allmählige Verschmelzungen. So merken Einige schon im Puster-Thal in Tirol slavische Einflüsse durch. Noch Niemand zeichnete und schattirte alle diese kleinen Nuancen und

Uebergänge so deutlich und präcis, wie sie in der Natur sich vorfinden.

Endlich kommen denn auch die enthusiastischen, blos von allgemeiner Naturliebhaberei begeisterten Bergsteiger, deren es auch nicht wenige giebt, eigentliche Bergsteiger, welche nur des Steigens wegen auf die Berge gehen, denen es eine Freude gewährt, die Wahrheit des Voltaire'schen Spruches zu erproben: „Les difficultés vaincues font du plaisir en tout genre", oder die auf der Jagd von ästhetischen Genüssen und romantischen Aussichten die Alpen durchstreifen. Diese erzählen dann wieder von wundervollen einsamen Seeen, die nur sie entdeckten, von den lieblichen Thälern, in denen sie träumten:

Tief im Lande liegt ein schönes Thal,
Von Städten fern und Dörfern muß man's suchen,

von den pittoresken Wasserfällen, zu denen sie mit Mühe gelangten, von den Gefahren, die sie bestanden, oder von den Schnee- und Eisfahrten auf den schrägen Wänden, an denen man entweder reitend auf dem Bergstocke, der hinterher schleift, hinabrutscht, oder sitzend auf einem Bretchen, das vorn zum Anstemmen der Füße umgebogen ist, und das man mittels eines mit Eisen beschlagenen Stabes dirigirt, oder endlich von den Berggipfeln, die vor ihnen Niemand erstieg. Solcher noch nicht erstiegenen Berggipfel giebt es natürlich noch immer genug. So wurde z. B. der hohe Venediger im Pinzgau erst vor wenigen Jahren zum ersten Male erstiegen. Dieser Berg ist 9000 Fuß hoch, und sein Gipfel endigt in einer so schroffen und scharfen Spitze, daß, wie die Leute behaupten, daselbst nicht Platz ist zum Stehen für mehr

als drei Personen. Der Schwindel, der auf diesem Berge den Menschen ergreift, soll so arg und die Luft so scharf sein, daß der, welcher zuerst hinauftrat, nicht zwei Minuten daselbst aushielt. Er wurde, obgleich er ein geübter Bergsteiger war, von solchem Schrecken ergriffen, daß er sich niederwarf und seinen Weg auf dem Bauche wieder hinabkroch.

Der Erzherzog Johann hat jene Ersteigung des Venediger's veranlaßt, wie dieser ehrenwerthe Prinz denn überhaupt außerordentlich viel für die Kenntniß der Alpen und ihrer Bewohner gethan hat, indem er theils selbst sehr schwierige Bergreisen unternahm, theils vielen Anderen dazu die Mittel gab. Er gehört eben zu jenen enthusiastischen und freiwilligen Liebhabern und Freunden der Alpennatur. Auch der Erzbischof von Salzburg, der Fürst von Schwarzenberg, soll ein großer Liebhaber der Alpenwelt sein und auf seinen Bergreisen eine Menge trefflicher Gemälde von Alpengegenden entworfen haben. Und so giebt es denn noch mehre solche Gebirgspatrioten in allen Klassen der Gesellschaft, die sich unter einander von ihren Bergfahrten erzählen, wie die Soldaten von ihren Kriegszügen und die Seeleute von ihren Stürmen und Weltumsegelungen. Auch wie bei diesen mischt sich bei den enthusiastischen Bergsteigern und Alpenkennern eine gewisse Geheimnißthuerei bei. Es scheint einem oft, als hätten sie unter sich eine Art von mysteriöser Verbrüderung. Unter einander verstehen sie sich gleich und theilen sich mit. Aber gegen den Fremdling aus der Ebene sind sie in manchen Puncten oft zurückhaltend. Sie haben viel Außerordentliches gesehen und erlebt. Sie wäh-

nen oft noch Wunderbareres gesehen zu haben, und dieß ist nicht für den Fremden, der, wenn er sie auch nicht auslacht, doch nicht in allen Puncten mit ihnen übereinstimmen kann.

Auch die Landschaftsmaler in München darf man hierbei nicht vergessen. Sie bilden in jener Stadt eine merkwürdige kleine Colonie von Alpenkennern, die den Sommer hindurch im baier'schen Hochlande oder in den tiroler Sennhütten herumziehen, um ihre Skizzenbücher mit Hirtenscenen, Viehstücken, Eisformationen, Wasserfällen, Waldpartieen, die sie dann im Herbst und Winter verarbeiten, zu füllen. Man muß in München ihre Ateliers besuchen, in denen man sieht, wie die Berggipfel, Thäler und Schluchten entstehen, die man in den Alpen schon fertig fand, und dann auch ihre Versammlungsplätze, in denen sie des Abends zusammenkommen und sich Wildschützen-, Gemsjäger- und Sennerinnen-Geschichten erzählen. Man kann bei ihnen viel Nützliches lernen, da sie der Natur wiederum manche Seite ablauschten, die zu entdecken einem Anderen nicht gelang.

Sowohl diese leidenschaftlichen Maler indeß, als jene anderen begeisterten Bergsteiger und Durchforscher der Alpen sind alle durchweg neuere und zum Theil neueste Erscheinungen. Denn man kann nachweisen, daß wir in vielen Beziehungen von manchen amerikanischen Gebirgen früher besser unterrichtet waren als von den Alpen. Die Römer haben sich wenig mit physikalischen Untersuchungen und Schilderungen von Gegenden abgegeben. Auch mochten ihnen die damals noch von Wäldern finster bedeckten Alpen mehr Grauen als Vergnügen einflößen. Der jetzt sich so reizend und mildernd zwischen den großartigen und wilden

Werken der Natur hindurch schlingende Anbau der Menschen hat sie erst später schön und anmuthig gemacht. Auch im Mittelalter mochte dieselbe Furcht vor den norischen Alpen die italienischen und französischen Maler zurückhalten, in das Innere dieser Gebirgswelt hineinzutauchen und ihren Zeitgenossen schöne Gemälde daraus hervorzuholen. Selbst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nannte man ja die Berge des Chamounythales blos „montagnes maudites,“ und kein Forscher, kein Künstler brach sich Bahn in diese Schatzkammern. Saussure's, Bourit's, Bonstetten's Reisen in den Alpen waren wahre Entdeckungsreisen.

Die allgemeine Verbreitung der Bildung, die in Tausenden erwachte Wißbegierde, die Wanderlust der neuesten Zeit, dieß Alles hat aber seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts einen Strom von Reisenden in diese Gegenden geführt, und viele ihrer Thäler verschließen keine Geheimnisse für Europa mehr. Es ist dann auch vor allen Dingen die Begründung aller der Wissenschaften, welche sich mit der Erdrinde zu schaffen machten, der Geognosie und Geologie, der Mineralogie, der Geographie, Wissenschaften, die alle erst in unserer Zeit mehr oder weniger Existenz gewonnen haben, von denen man vor uns zum Theil gar nichts wußte, in Erwägung zu ziehen. Diese Wissenschaften und die allgemein verbreitete Liebe zu ihnen mögen insbesondere und mehr als alles Andere den Impuls zu jenen vielen neueren Gebirgswanderungen gegeben und die Alpen und ihre Bewohner nun auch selber aus ihrem lethargischen Schlafe geweckt haben. Ich möchte wissen, wie viele Leute es wohl vor einem Jahrhunderte gab,

die sich mit Wetterbeobachtungen, mit Höhenmessungen, mit Gletscher-Untersuchungen, mit Felsschichten-Betrachtungen das Leben versüßten und verbitterten. Jetzt giebt es nun natürlich überall viele, die schöne, kostbare Beobachtungen aller Art aufgespeichert haben. In den Zeitschriften, welche in Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und anderen Gegenden der Alpen in diesem Jahrhunderte begründet wurden, ist vieles Einzelne niedergelegt. Die Karten, welche der Wiener Generalquartiermeisterstab von den österreichischen Alpen, die, welche die baier'sche Regierung von dem baier'schen Hochlande anfertigen ließ, sind unübertreffliche Meisterwerke. Die Reisen und Schriften von Leop. v. Buch, v. Schultes, Haquet, Kochsternfeld, Hormayr und von vielen anderen nicht Genannten haben überall Licht verbreitet. Die deutschen Maler — von Deutschland insbesondere ging die Begeisterung für die Alpen aus — haben sehr viele treffliche Gemälde zu Tage gefördert. Auch belletristische Schriftsteller, wie Zschokke und Schotky (welcher Letztere ganz allerliebste, wenig gekannte Bilder aus der deutschen Alpenwelt schrieb), haben viele hübsche Gemälde entworfen, und Dichter haben sie besungen.

Nichtsdestoweniger aber muß man dieß Alles, was durch den Druck bereits über die Alpen in Curs gesetzt, gewissermaßen flüssig gemacht und unter die Menschen gebracht worden ist, unbedeutend und armselig nennen gegen den außerordentlichen Reichthum von Gegenständen der Betrachtung, den Natur und Geschichte in jenen Thälern aufhäuften. Noch Niemand hat die Alpen so treu geschildert, so herrlich gepriesen, wie sie es verdienen. Und es ist auf-

fallend, daß noch Niemand die Arbeit — freilich eine Riesenarbeit! — versuchte, alle jene jetzt für die Kenntniß der Alpen so reichlich aus allen Thälern und Alpenlanden fließenden Quellen, die wir oben nannten, zu sammeln und zu einem einzigen, gewaltigen Strome der Rede zu einen, dessen Rauschen im Stande wäre, dem Leser eine Idee von der Großartigkeit jenes Naturwerks zu geben.

„Carent vate sacro," kann man nicht mehr von einzelnen Partieen der Alpen, wohl aber von dem Ganzen sagen, und doch wäre eine solche zusammenstellende und vergleichende Arbeit auch für das Einzelne wünschenswerth und vortheilhaft. Denn es ist offenbar, daß der ganze Stock der Alpen ein gemeinsames Ganze bildet, durch dessen Natur- wie Menschenleben und Sitte eine Menge gemeinsamer und gleicher Verhältnisse hindurchgeht, die aufzufassen, durchzuführen und in der Darstellung in den Zusammenhang zu setzen, den sie in der Wirklichkeit haben, ein sehr nützliches Werk sein müßte. Bilder und Bildchen aus der Alpenwelt, in denen manche Theile des großen Gebirgsstocks, — einzelne Thäler, — dieser oder jener Berg, — dieses oder jenes Ländchen besonders dargestellt wurden, haben wir schon ganz vortreffliche, — aber ein Gemälde der Alpen zu entwerfen, in welchem das Ganze und Einzelne in seinem großen Zusammenhange dargestellt würde, — in welchem mit einigen Hauptzügen die vornehmsten Stämme des Gebirg's angegeben und mit weiterer Ausführung die Nebenäste und Zweige daran gehängt würden, — und in welchem man dann auch ebenso die vielfachen markirten Züge ihrer Vegetation, ihrer Thier- und

Menschenbevölkerung hervorhöbe, ihre Schattirungen und Nuancen bezeichnete und Alles in einem Bilde so charakteristisch hinstellte, wie es in der Wirklichkeit sich zeigt, — hat noch Niemand versucht. — Carent vate sacro! muß man mit Bedauern wiederholen, und wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich mit Horaz auch weiter hinzusetzen könnte: „Non ego vos meis Chartis inornatos silebo."

Herbstreise im baier'schen Hochlande.

Berchtesgaden.

Da der October wiederum anfing, uns mit heiteren Tagen zu segnen, so beschloß ich, mich auf meiner Reise nach München noch so lange als möglich in den Bergen, in welchen schönes Wetter, helle Lichter und tiefe Schatten, klare Luft und wolkenlose Nächte weit mehr zu bedeuten haben als in der Ebene, zu halten. Hat man erst einmal angefangen, ein wenig mit den Alpen zu kokettiren und näher vertraut zu werden, so wird man leicht etwas verliebt in sie und entschließt sich schwer, sie zu verlassen. Da ich einen gleichgesinnten Herrn in Salzburg fand, dem es auch daran lag, das gepriesene baier'sche Hochland einmal mehr in der Nähe zu besichtigen, als dieß selbst mit dem beßten Perspectiv vom Kapuziner- oder Gaisberge aus möglich ist, so packten wir an einem schönen Octobertage unsere Reiseeffecten einem alten Salzburger Kutscher, der da behauptete, alle Wege in den Bergen zu kennen, zusammen auf seinen Wagen und fuhren in dem Thal des Flusses Achen zwischen dem Untersberge und dem hohen Göll der österreichischen Gränze zu. Wir hatten bis dahin nur noch zwei Stündchen zu fahren, eine kurze Frist zum Abschiednehmen von einem

so großen Kaiserreiche, das ich nun wiederum in einer ziemlich weiten Reise durchstreift hatte.

Ich recapitulirte mir hierbei in Gedanken die verschiedenen Auslegungen des A. E. I. O. U., der berühmten fünf Wahl- und Lieblingsbuchstaben des Kaisers Friedrich IV., die man in Wienerisch-Neustadt und in Grätz, wie wunderliche Hieroglyphen, in den Fenstern der Schloßkirche, vor einem Stadtthore und an anderen Orten erblickt.

„Aller Ehren Ist Oesterreich Voll," so seien jene fünf Buchstaben zu deuten, behaupten einige Ausleger. Dieß ist wahr, dachte ich, denn es giebt kaum irgend eine ehrenwerthe und nützliche Sache, an der Oesterreich nicht Ueberfluß hätte. Es hat Reichthum an Früchten, Pflanzen, Metallen und Thieren aller Art. Es hat an Silber und Gold mehr als irgend ein anderes deutsches Land. Es besitzt das schönste Eisen der Welt, die trefflichsten Korngefilde, die herrlichsten Weingärten, die ergiebigsten Jagdreviere und ausgezeichnete Manufacturen von mancherlei Art. Dabei beherrscht es die reizendsten Landschaften, die pittoreskesten und an Wundern reichsten Gebirgsgegenden und die interessantesten Thäler und Ebenen. Berühmte uralte und ehrenwerthe Städte, wie Prag, Wien, Mailand, Venedig, sind ihm unterthan, und aus den Sceptern so schöner hochgeehrter Königreiche, wie Böhmen, Ungarn, Galizien und die Lombardei, ist sein kaiserliches Scepter zusammengesetzt. Allerlei gepriesene Nationen wohnen unter diesem Scepter, das ein Stück von Deutschland, ein Stück von Polen, ein Stück von Italien, ein Stück von Dacien, und das ganze Magyarenland mit seinen Anhängseln beschattet. Es ist ihm in dieser Hinsicht kein einziges

Königreich Europa's gleich, denn keines kann sich wie Oesterreich rühmen, von den drei vornehmsten und wichtigsten europäischen Volksstämmen, dem germanischen, slavischen und romanischen, so bedeutende Theile zu einem politischen Ganzen zu einen. Mit wunderbarer Macht umrankt es seit fast 300 Jahren diese verschiedenartigen Elemente und stand in so vielen Stürmen auf ehrenvolle Weise fest, obgleich seine Feinde so häufig wähnten, es müsse dieses Staaten-Conglomerat mit dieser Nagelflue oder Breccien-Construction vor ihrem Andrange in seine von Natur getrennten Theile zerfallen. Aber es giebt manche Breccien, die so hart sind wie Ursteine. — Eine Ehre aber könnte man jedoch nennen, deren sich Oesterreich nicht viel rühmen kann, nämlich der Meeresküsten und Flußmündungen. Es giebt keine große Monarchie in Europa, die so wenig Küstengebiet hat wie Oesterreich, das außer an der Spitze des adriatischen Binnenmeeres gar nichts an dem Meeresufer besitzt. Es ist in so hohem Grade ein Binnenland und liegt so von allen Seiten her in der Mitte von Europa, daß man es geradezu das Kaiserthum der europäischen Mitte nennen könnte. Wie es Flußmündungs-Monarchieen giebt, z. B. Holland, Aegypten, auch Preußen (das die Mündungen des Niemen, Pregel, der Weichsel und der Oder beherrscht, ohne ihre Quelle zu haben), so giebt es auch Quellen-Monarchieen, welche die Quellengebiete der Flüsse beherrschen, ohne ihre Mündungen zu besitzen. Oesterreich beherrscht das ganze Quellengebiet der Elbe, die Quellen der Oder, der Weichsel, des Bug, des Dniestr, des Pruth, der Aluta, der Theiß, Sau, Drau, der baier'schen Flüsse Lech, Isar, Inn, auch sogar

einige Quellenzuflüsse des Rheins. Dagegen hat es nur einzig und allein von dem Po und einigen anderen unbedeutenden Nebenflüssen die Mündung.

„Austria Est Inter Omnes Virtuosa," so wollen andere Interpreten jene 5 Vocale gedeutet wissen. Auch diese Deutung mag man sich in mancher Hinsicht gefallen lassen, sowohl in Hinsicht auf die äußere als auf die innere Politik dieses Staates. Freilich ist es etwas kühn, dieses Wort „virtuosa" von einem Staate zu gebrauchen, wenn man bedenkt, auf wie blutigen Bahnen die Triumphwagen aller Staaten dahinrollen, und auch Oesterreich ist nicht mittels lauter Tugend und Güte so groß geworden, wie es ist. Dennoch aber liegt in seiner Regierungsweise im Inneren etwas Patriarchalisch-Mildes und Nachsichtiges, was beinahe erlaubt, dafür jenes Beiwort zu vindiciren. Sowie es nach außen der schnellen Reformen und Revolutionen abhold ist, so achtet es auch im Inneren das Bestehende, wirft nichts heftig nieder, wünscht das Wohl seiner Völker, und selbst in dem Charakter seiner gutmüthigen und Gerechtigkeit liebenden, nichts weniger als Unterthanengut leichtsinnig verschwendenden Kaiser liegt etwas, was jene patriotischen Interpreten darauf bringen konnte, diesem Staate das Beiwort: „virtuosa" beizulegen. Nach außen hin ist es so friedlich gesinnt, so besänftigend und beschwichtigend wie nach innen, und auch als mächtiger Bote und Erhalter des europäischen Friedens mag Oesterreich, das keine solche untugendhafte Gelüste nach irgend einem Lande hat, wie Frankreich nach dem Rheinufer, in gewisser Beziehung jenes Beiwort mit Recht gegeben werden.

Außer den beiden genannten giebt es noch eine ganze Menge anderer Auslegungen jener fünf Vocale. Doch scheinen sie mir im Ganzen weniger ein treffendes Lob als eine bloße müßige Schmeichelei zu sein, wie z. B. folgende.

„Austriae Est Imperare Orbi Universo."
„Austria Erit In Orbi Ultima."

„Aller Erde Ist Oesterreich Unterthan."
„Am Ende Ist Oesterreich Uebrig."

„Dem ganzen Erdkreis zu befehlen," dahin strebt Oesterreich nicht, auch wird es sicher nie dahin gelangen, wie Rom. Freilich reicht es schon jetzt mit seinen Riesenarmen weit genug. Wie ein mächtiger Adler hat es seine Fittige im Norden der beiden schönsten und größten Halbinseln Europa's, der italienischen und der griechischen, ausgebreitet und influencirt aus seinem Inneren herab sehr nachdrücklich auf die Gestaltung der Angelegenheiten in diesen beiden Ländern. In dieser Richtung liegen die beiden vornehmsten Gegenstände seiner Politik, und durch sie wird es mit den beiden Extremen, mit Frankreich und Rußland, in Berührung gesetzt. In der italienischen Halbinsel bekämpft es Frankreich, in der griechischen Rußland. In beiden Ländern ist Oesterreich auf der Seite des Bestehenden, und selbst in der griechischen Halbinsel ist es der mahomedanischen Türken aufrichtigster Freund. Wie Frankreich es mit den Völkern Italiens hält, so ist Rußland mit den christlichen Völkern der Türkei verbündet. Nach Norden hin hat Oesterreich selbst wider Willen an der Vernichtung Polens Theil nehmen müssen, und nach Westen wird es schon seiner Natur nach durch alle deutsche Angelegenheiten nahe berührt. So ist es demnach

in alle Händel und Verwickelungen Europa's tief verflochten und kann keinem einzigen Kriege müßig zusehen, wie dieß England, Dänemark, Schweden, Spanien, Rußland und andere Reiche in vielen Fällen etwa könnten. Ob es nun aber als Siegerin und „als zuletzt übrig Bleibende" aus allen diesen Verwickelungen hervorgehen wird, das wird der Erfolg später einmal besser entscheiden als jene Prophezeihung und unsere Untersuchung.

Sollte es aber auch im Rathe des Schicksals anders beschlossen sein, als wie jene Prophezeihung es meint, so wünschten wir doch schließlich, als wir unter jenen Betrachtungen nun wirklich auf der österreichischen Gränze ankamen, dem Genius des österreichischen Reichs, als dem väterlichen Schutzherrn der seiner Obhut anvertrauten Völker, als dem Vorkämpfer deutscher Interessen im Osten und als dem Erhalter des europäischen Friedens, ein langes Bestehen, eine dauernde Blüthe und Kraft, und gewiß wäre unsere Rührung, indem wir in den „hangenden Steinpaß" eintraten und noch einmal die Augen auf das schöne Land hinter uns zurückschweifen ließen, noch größer gewesen, wenn wir jenen Genius auch noch als den geistigen Interessen des westlichen Deutschlands freundlich gesinnt uns hätten denken können, und wenn er statt jener 5 Vocale Friedrich's einmal auf sein Banner die 6 Buchstaben: A. D. F. J. O. H. sticken wollte und sie so deuten ließe: „Auch Der Freiheit Ist Oesterreich Hold."

Zur Bewachung der österreichischen Gränze sollen nicht weniger als 10,000 Menschen verwendet werden. Die Militärgränze ist hierbei nicht mitgerechnet, wohl aber die Gränze zwischen Ungarn und den übrigen Provinzen. Sonst

gab man die bedeutenderen Beamtenstellen an der Gränze blos ausgedienten Militärs, jetzt hat „das Civil," wie die Oesterreicher sich ausdrücken, dem Militär die meisten entzogen und für sich genommen. Man spricht aber davon, daß man die Absicht habe, die ganze Ausdehnung der Gränzen blos militärisch zu besetzen. Bis jetzt steht nur etwas Militär überall in der Nähe der Hauptgränzposten „zur Assistenz," wie der Kunstausdruck lautet.

Wir passirten die Gränze ohne Schwierigkeit. Unsere Pferde steckten ihre Ohren zuerst in die baier'sche Luft hinein, und ihre Hinterfüße folgten nach, dann trat unser alter Kutscher, auf seinem hohen Bocke thronend, unbehindert in dieses Königreich ein, und endlich strich auch bei uns, die wir hinten im Wagen saßen, die letzte österreichische Luftschicht vorüber, und wir betraten den Boden des deutschen Zollvereins. Von allen den großen und kleinen Verbrüderungen, welche zwischen den deutschen Staaten bestehen, ist dieser bis jetzt die wichtigste und praktischeste, die erfreulichste und gewiß auch die dauerndste. Der deutsche Bund ist freilich die größte und alle deutschen Staaten umfassendste, aber er ist so locker, daß man lange in seinen Gränzen reisen kann, ohne seiner nur einmal zu gedenken. Anders ist es mit dem deutschen Zollvereine, dessen Wirksamkeit man gleich an seinen Gränzen merkt, und den man innerhalb seines Gebietes von allen Seiten loben und preisen hört. Es giebt noch andere solche, mehr oder weniger lockere, kleinere und größere Bündnisse und Verbrüderungen zwischen den deutschen Staaten, z. B. die Erbverbrüderungen der sächsischen Herzogthümer, die Vereinigungen der freien Städte unter einem Appellationsge-

richte, die anderen deutschen Zollbündnisse, die Vereinigung gewisser deutscher Staaten zur Stellung eines gemeinsamen Bundes-Contingents, zu der Wahl gemeinschaftlicher Gesandten an fremden Höfen, zur Regulirung der Elbzölle u. s. w. Aber, wie gesagt, kein deutscher Staatenbund vertritt ein so großes deutsches Interesse auf eine so einfache, kräftige Weise wie der Zollverein.

Ich habe schon mehre Male, von der österreichischen Seite kommend, die baier'sche Gränze überschritten und bin jedesmal sofort von der größeren Frische und Regsamkeit und der freieren Bewegung, die in diesem Staate in Vergleich zu Oesterreich herrscht, frappirt worden. Man glaubt, in eine andere Atmosphäre zu gelangen. Einem französischen und englischen Reisenden mag hier Alles ganz gleich vorkommen, da er schon, sobald er den Rhein überschreitet, mitten in alle die Mißbräuche schrankenloser Herrschaft, in die Gräuel der Despotie, der Leibeigenschaft, des Monopolsystems &c. einzutreten glaubt. Allein ein Deutscher merkt es bedeutend durch, daß der geistige Druck hier aufhöre, daß man die Herrschaft des Stockes hinter sich lasse, daß die Gegenden der Leibeigenschaft immer weiter in den Hintergrund zurückweichen, daß der gnädigen Herren und Cavaliere immer weniger werden und daß die Bürger und Bauern mehr zu gelten und sich selbstständiger zu bewegen anfangen. Es mag allerdings viel Idee dabei sein, allein es ist eine Idee, der man sich gern und nicht ganz ohne Grund hingiebt.

Ich verfolgte hier im Stillen alle die Sensationen, die sich mir auf den verschiedenen Gränzen, welche ich auf dieser Reise überschritten, aufgedrängt hatten, und die zahlreichen Abstuf-

ungen der Cultur und des geistigen Volkswohlseins, die ich hier hinab- und hinaufgegangen war, von Oesterreich nach Ungarn, von Ungarn zur Walachei, Türkei und Serbien (welche letztere Abstufungen ich nur mit einer Fußspitze sondirte und bei denen ich in's Bodenlose zu treten glaubte), und wieder hinauf nach Ungarn, von Ungarn nach Steiermark, von Steiermark nach Salzburg, und von Salzburg immer höher, immer besser nun in's Baier'sche, mit dessen Auftreten auch noch eine andere merkwürdige europäische Gränze beginnt, nämlich die zwischen den westeuropäischen constitutionellen und den osteuropäischen inconstitutionellen Staaten.

Mit Freuden rollten wir in dieses constitutionelle Europa landeinwärts, immer in dem reizenden Thale des Achen hinauf, das zwischen dem Untersberge und dem „hohen Göhl" in der Mitte gerade auf den pittoresken Wazmann hinführt. Die rechte Seite ist durchweg schroffer als die linke. Dort sind es die rothen Marmorwände des Untersberges, die daselbst herantreten. Hier sind es mehr graue Alpenberge und waldige Hügel, mit denen sich die Vorberge des hohen Göhl zur tiefsten Rinne des Thales abstufen.

Jene Untersberger Marmorwände sind hier in Baiern in der That so wenig unbenutzt geblieben wie in Salzburg. Man sieht diesen Marmor hier sogar noch mehr in der Architektur angewandt als dort. Gleich in dem ersten Marktflecken auf dem baier'schen Boden, in Schellenberg, findet man einen ganz neugebauten Kirchthurm von Marmor, Brücken über den Achen von Marmor, die Einfassungen der Brunnen von Marmor. Wie luxuriös kommt dieß Alles einem Norddeutschen vor. Hier findet man es in vielen, selbst in den klein-

sten Dörfern, und selbst nicht immer bei den reichsten Bauern, daß gewisse Theile ihrer Gebäude aus Marmor bestehen, wie ich noch weiter unten nachzuweisen Gelegenheit nehmen werde.

Der Marmor auf der rechten Seite und auf der linken das weniger elegante, aber nützlichere Salz, dieß sind in diesen Gegenden unter allen den vielen Stoffen, welche die Natur sich die Mühe gegeben hat hier in so gewaltigen Massen anzuhäufen, die wichtigeren — das Salz vor allen Dingen. Ich erwähnte schon oben, eine wie bedeutende Rolle es hier rund umher spiele, wo die Natur eins der vornehmsten und unerschöpflichsten Magazine davon angelegt hat. Wie über die Mitte des Marmorstocks des Untersberges die Gränzen Baierns und Oesterreichs hinlaufen, so haben sich beide Staaten auch in das Salzmagazin getheilt, und ein Theil wird von Berchtesgaden aus für Baiern, der andere Theil von Hallein aus für Oesterreich bearbeitet.

Der von Baiern bearbeitete Berg heißt der Salzberg, der Obersalzberg und der Untersalzberg. Wie die Berge so haben auch die Flüsse hier ihre Namen von dem Hauptproducte dieser Erdgegend empfangen, denn sie heißen die Salza und die Saale. Es ist dieß wohl ein Zeichen, daß die Salzgewinnung hier schon sehr alt sein muß. Und wie bei den Flüssen, so ist es auch mit ganzen Landschaften der Fall, wie z. B. dem Herzogthum Salzburg, dem österreichischen Salzkammergut, dem steierischen Salzkammergut — und ebenso auch mit einer Menge von Orten, z. B. Salzburg, Salzburghofen, Saaldorf, Saalfelden, Sulzbach, Hall, Hallein,

Reichenhall. Auch die Straßen werden hier zuweilen darnach genannt, wie ich denn schon die Salzstraße in Steiermark citirte. Und selbst die gräflichen Besitzer und Beherrscher jener Salzgegenden hatten ihre Titel nach dem Salze. Sie hießen Hallgrafen. Zum Theil dieselben Namen für Flüsse und Orte kommen in anderen deutschen Salzländern vor, z. B. in der Gegend um „Halle.“ Auch in Griechenland heißen die Salzorte „Halle“ (Halae).

Wir glaubten anfangs, wir kämen nicht nach Baiern, sondern in das Land der Spartaner; denn noch nie wurden wir so lakonisch wie hier aufgefordert, den Hemmschuh anzulegen. Es hieß an den Pfählen der Straße blos:

„  oder Strafe.“

Aber das Land der Lakonier war nicht so schön als dieses reizende kleine Fürstenthum Berchtesgaden, dessen innerster Kern mit seiner Haupt- und Residenzstadt gleiches Namens sich unseren Blicken nun bald offenbarte.

Es kommen allsommerlich einige Maler aus München und auch einer aus Dresden an diesen Ort, um die herrliche Landschaft, die schöne Belaubung, die reizend gelegenen Wiesen und Alpen dieses Fürstenthums zu studiren. Ich will es ihnen überlassen, ein naturgetreues Bild davon zu entwerfen, indem ich es vorziehe, über einen kleinen Zweig der Industrie zu berichten, der den Künstlern gewöhnlich entgeht.

Seit sehr alten Zeiten nämlich sind die Be- und Umwohner von Berchtesgaden sehr geschickt in dem Schneiden und Drechseln des Holzes, der Knochen und des Elfenbeins, und

sie produciren in diesen Stoffen eine Menge hübscher und brauchbarer Artikelchen, die von hier aus in alle Welt versendet werden. Wie sich dieser Industriezweig, der sonst außerhalb des kleinen Fürstenthums nicht mehr gefunden wird, bei ihnen festgesetzt und ausgebildet habe, weiß Niemand mehr zu sagen. Jetzt aber giebt es unter ihnen nicht nur eigene Drechsler, welche ein besonderes Geschäft aus dieser Kunst machen, sondern auch die Bauern, Tagelöhner und Hirten in den Bergen umher auf 3 bis 4 Stunden in der Runde sind alle gleich geschickt im Eggen, Pflügen, Drechseln, Holzschneiden und Manufacturiren. Aus Kirsch- und Aprikosenkernen wissen sie ganz zierliche Sächelchen zu bereiten. Aus Holz (meistens Ahornholz) machen sie kleine Körbchen (jedes Körbchen aus e i n e m Stücke, und dabei so zierlich wie aus Stroh geflochten), kleine Puppen, Kinderspielzeuge, Nadelbüchsen und allerlei Figürchen, Flöten, Doppelflöten und andere musikalische Instrumente. Auch ihre Alpen und Felsen stellen sie in Holz dar, auf den Felsen ein paar Gemsen und auf der Alm eine Sennhütte mit der Schwaigerin. Frauen und Kinder helfen dabei, und in der Regel werden die Wintertage, wenn Almen und Aecker verschneit sind, damit hingebracht.

Die Leute, welche sich mit diesen Arbeiten beschäftigen, theilen sich in verschiedene Klassen, von denen jede sich einer einzigen Gattung der vielen verschiedenen, tausendfältigen kleinen Gegenstände widmet. So giebt es Schachtelmacher, Trompetendrechsler, Reindlmacher, Maler, Schnitzler rc., und fast jede Bauerfamilie hat ihre besondere Branche, in der sie excellirt, die eine in „Posthörneln“ und „Vögeln mit

Blasebalg", die andere in „Tanzdocken" und „Wiegln mit Kindln", die dritte in „Schlangenkästln" und „Trummeln mit Schlägel", die vierte in Kegeln, Säbeln, Häuschen, Kindergeigen, Harlequins, Noahkasten oder in irgend anderen solchen Sächelchen, welche unsere Weihnachtsbäume zieren. Manche dieser Artikel blühen zuweilen eine Zeit lang, kommen aber dann auch wieder ab, weil der Geschmack in den Kinderstuben sich ändert. Durch die Wandelbarkeit und die Capricen unserer kleinen Kinder kommen dann oft solche arme Berchtesgadener in große Verlegenheit und Unglück und sind zuweilen gezwungen, ihre alte, mit Mühe erworbene Geschicklichkeit zu vergessen und sich auf neue Gegenstände einzuüben, ja, was das Schlimmste ist, oft auch sich dabei ganz neue und anders gestaltete Arbeitsinstrumente anzuschaffen. Ein Holzwaarenhändler in Salzburg sagte mir, es kämen hierin oft die unberechenbarsten Vorfälle vor, und es schiene ihm oft, als sähe er die Veränderlichkeit der kleinen Kinderköpfe sich beständig in dem wunderlichen Gange seines Geschäfts abspiegeln. Einige Artikel giebt es indeß, die ewig bei der Jugend dauern, als Trommeln, Noahkasten, Trompeten, Puppen, und die Leute, welche diese machen, haben den sichersten Verdienst.

Die armen Holzarbeiter selbst fristen bei der Ausübung ihrer Kunst nur kümmerlich ihr Leben. Die Kaufleute aber oder, wie sie hier heißen, die „Verleger", die Holzwaarenverleger in Salzburg, Hallein und Berchtesgaden, werden reich bei ihrem Geschäfte. Sie schicken die Waaren durch alle Welt, nach England, Rußland, sogar nach Amerika und noch weiter. Die größten von ihnen stehen von ihrem Comptoir aus sogar in directer Verbindung mit Neapel,

London und anderen Plätzen. Es sind wunderbarer Weise, wie mir ein Kenner versicherte, in diesen Handelszweigen ebenso viele kleine Geheimnisse, wie in anderen. Oft hat ein Verleger einen Artikel ausfindig gemacht, mit dem er ganz vortreffliche Geschäfte in Neapel macht, weil er dort besonders anspricht, und sein Nachbar, der andere Verleger, gegen dener damit geheim thut, weiß nichts davon, wohin er diesen Artikel schickt, oder bei welchem geschickten Bauer jener ihn arbeiten läßt. Mancher Großhändler hat besonders gute Verbindungen mit auswärtigen Kaufleuten, welche ihm von den gangbarsten Artikeln Nachricht geben, oder mit Künstlern, welche ihm hübsche neue Zeichnungen und Muster, z. B. aus der Schweiz, zuschicken, und ein anderer kann nicht zu diesen Verbindungen gelangen.

In der neueren Zeit, welche in allen Regionen des Gebäudes der menschlichen Gesellschaft die Anforderungen an Eleganz und Geschmack erhöht hat, ist auch der Luxus und selbst die Wissenschaftlichkeit in den Kinderstuben gesteigert worden. Unsere Kinder wollen sich nicht mehr mit den läppischen und unbeholfenen Thieren, die man unseren Vätern in ihre Noahkästen lieferte, begnügen und nicht mit der Phantasie ersetzen, was dem kleinen Gebilde an Naturtreue abgeht. Sie wollen Alles richtig, elegant und dem Original gemäß haben; die Puppen müssen menschlicher aussehen, die Trompeten sogar einen besseren Klang haben, und die armen holzschnitzelnden Bergbewohner sind dadurch genöthigt, sich noch mehr Mühe zu geben, als sie schon früher anwandten, und sich sogar von vielen Gegenständen lithographirte Zeichnungen anzuschaffen.

Eine der größten Handlungen oder Verlage besagter Art ist die Walner'sche in Berchtesgaden. Sie ist ein altes Etablissement, besteht schon seit mehr als 100 Jahren, befindet sich hart am Wege vor dem Orte auf einem reizenden Vorgebirge mit den wundervollsten Aussichten und hat eine Ausstellung der verschiedenartigsten Kunstgegenstände aus dem Gebirge, welche die Fremden in der Regel besuchen.

Es giebt fast in jedem deutschen Waldgebirge eins oder ein paar solcher Thäler, die durch ihre Holzschneidekünste berühmt sind, so z. B. im Schwarzwalde, — im Erzgebirge, welches die meisten sogenannten Nürnberger Artikel auf die Nürnberger und Leipziger Messen liefert, — in der Schweiz, — in Tirol, in dem berühmten Grödener Thale, das ganz voll ist mit Zirbelnußholzschnitzern, — in Oberösterreich in Fichtau bei Gmünden. Da die Gebirge in der Regel das Material, das Holz, am beßten dazu liefern, so ist dieß eben kein Wunder. Wohl aber gränzt es an's Wunderbare, daß diese kleinen Industriezweige oft wie gewisse Pflanzen so enge und bestimmt begränzte Gebiete haben, daß sie zuweilen nur auf ein einziges Thal beschränkt sind, welches sie nicht überschreiten und in dem sie, feste Wurzeln treibend, beständig haften und bleiben. Uebrigens ist es nicht schwer zu bemerken, daß die österreichischen Holzschnitzarbeiter im Grödener Thal und Fichtau und die baier'schen in Berchtesgaden, obgleich sie viele Artikel haben, welche die Mütter und Weihnachtsbescherer nicht entbehren können, doch im Ganzen in der Sauberkeit, Zierlichkeit und Neuheit der Arbeiten hinter den Schweizern und Sachsen zurückstehen.

Ohne Zweifel möchte man sich gern über die Industrie,

den Fleiß und Unternehmungsgeist der Arbeiter freuen, und doch ist auch so viel Betrübtes dabei, daß man oft wünschen möchte, dieser Industriezweig bestände lieber gar nicht. Denn eben jene Kunstfertigkeit, die einzige, welche bei den Leuten ausgebildet ist und die sie nicht sogleich mit einem anderen Erwerbszweige vertauschen können, weil ihr kleines Capital in Drechslerwerkzeug gesteckt ist, und weil einmal ihre Erziehung ihnen diese Fertigkeit erworben hat und nicht mehr mit einer andersgestalteten Erziehung vertauscht werden kann, scheint oft mehr Elend als Segen über ihre Thäler zu bringen. Ueberall, in Berchtesgaden, in Sachsen, in der Schweiz, sind sie die Sklaven ihrer Verleger, die, ausschließlich im Besitze der Handelsgeheimnisse, durch tausenderlei Künste sie an sich zu fesseln wissen und ihnen, während sie selbst sich bereichern, nur den dürftigsten Gewinn gönnen — und eben der Kunstfleiß, der für sie ein Mittel sein sollte zu einer gewissen Independenz, wird für sie ein Mittel zu kummervoller Abhängigkeit. Hätte sich die Industrie ihres Thales auf Verbesserung und möglich hohe Vervollkommnung des Ackerbaues, der Alpenwirthschaft, der Pferdezucht oder eines solchen Zweiges gewandt, sie wären alle besser daran. Es ist wirklich sonderbar, daß bei einigen Zweigen der menschlichen Kunst und Wissenschaft der Erfinder und Verfertiger, dem die Hauptehre gebührt, auch den meisten Vortheil erntet, während bei anderen dagegen dieß nie stattfindet. Gewöhnlich ist Jenes nur dann der Fall, wenn der Erfinder zu gleicher Zeit auch der Verhändler seiner Waaren sein muß oder sein kann, wie dieß in der Natur mancher Artikel begründet ist.

Die Baiern besitzen den größten Theil des Salzstockes, und man prophezeit dem Berchtesgadener Bergwerke eine längere Dauer als den österreichischen von Hallein. Die Oesterreicher sollen mit ihren Minen schon bis unter das baier'sche Gebiet heruntergekommen sein. Die Gränze zwischen Oesterreich und Baiern geht hier nicht senkrecht in den Boden hinunter, sondern sie schreitet unterirdisch bis zu einem gewissen Markzeichen vor, welches schon weit in Baiern hinein liegt. Die Oesterreicher sollen, wie die Baiern meinen, bis zu diesem Markzeichen nur höchstens noch auf 200 Jahre Arbeit und Vorrath haben.

Die Salzsoole, welche man aus den Berchtesgadener Bergwerken gewinnt, wird nicht alle in dem Orte selbst gesotten, sondern zum größten Theil in Reichenhall und Rosenheim, wo das dazu nöthige Holz leichter zu haben ist. Die seit alter Zeit in Berchtesgaden bestehenden Salinen und die Holzdrechsler haben in den hiesigen Waldungen schon sehr aufgeräumt. Man hätte nun zwar dort dieß Holz herkommen lassen können. Allein man hat es vorgezogen, die Salzquellen zum Holze laufen zu lassen. Von Berchtesgaden bis Rosenheim über Reichenhall und Traunstein sind etwa 30 Stunden Weges, und zwischen beiden Orten liegen viele hohe Berge, schroffe Felswände und enge Thäler. Das Werk, welches die Soole von Berchtesgaden zu jenem Orte leitet, und welches durch alle diese Thäler, Wälder, Schluchten und Berge passirt, ist daher ein wahrhaft bewundernswürdiges Riesenwerk, das der verstorbene Ritter Georg von Reichenbach auf Kosten des baier'schen Gouvernements ausführte.

Die Salzsoole wird in Röhren von Berchtesgaden zu jenem Orte hingeleitet; da sie in diesen Röhren oft bergab und bergauf zu steigen hat (die höchste Hebung beträgt 1218 Fuß), — da diese Röhren in den Wäldern und auf den Bergen vielfachem Verderben ausgesetzt sind, — da hier und da, um die Röhren legen zu können, manche Berge und Felsen durchaus applanirt und Wälder gelichtet werden mußten, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie viele Umsicht, wie vieler Aufwand von Kunst und architektonischen Kenntnissen, wie viele Gebäude zur Beaufsichtigung der Röhren, wie viele Maschinen zur Hebung der Soole über die Berge, wie viele Wegeanbahnungen und Brückenbauten nöthig waren, um das Ganze zur Ausführung zu bringen. Wir hatten im Verfolg unserer Reise Gelegenheit, den größten Theil dieses Werkes zu besichtigen, und erst darnach konnten wir die Großartigkeit des Ganzen richtig würdigen.

Zur Hebung der Soole über die Berge hat man an verschiedenen Orten sehr schöne und zweckmäßige, von Reichenbach construirte Maschinen angelegt, bei denen das von den Bergen herabrinnende süße Wasser dazu benutzt wird, um das salzige hinaufsteigen zu machen. Obgleich wir nach vieler Mühe dahin kamen, die Einrichtung dieser interessanten hydraulischen Maschinen zu verstehen, so würde es doch noch mehr Mühe kosten, dem Leser hier, wo wir die Maschinen selber nicht einmal vor Augen haben, einen Begriff davon zu geben, und wir verzichten auf diesen Versuch. Genug! der Hauptzweck bei diesen Maschinen war, mit einem möglichst geringen Aufwande von süßem Wasser eine möglichst große Quantität von Salzwasser möglichst hoch zu

heben, und dieses Ziel ist so erreicht, daß das kleine Berchtesgadener Maschinenwerk mit 270 Centnern Wasserkraft, die 375 Fuß hoch herabkommt, eine Soolenlast von 270 Centnern 311 Fuß hinaufhebt, die großen Maschinen aber mit 688 Centnern Wasserkraft 600 Centner Soolenlast in die Höhe befördern. Hier und da gehen die Werke und Bahnen jener kolossalen Soolenleitung neben der Chaussee her, zuweilen aber hat sie ihre eigenen, ihr bequemeren Wege durch die Gebirge ausfindig gemacht.

Reichenhall.

Wir speisten in Berchtesgaden zu Mittag. Als es zwölf schlug, erhoben sich nach einer überall in Oberbaiern verbreiteten Sitte die Leute, verbeugten sich gegen einander und wünschten uns einen „rechten guten Nachmittag.“ Der Wunsch half; denn wir hatten einen sehr guten Nachmittag, schönes Wetter und eine interessante Gegend bis Reichenhall. Zuerst führt der Weg in das anmuthige Thal der Bischofswiesener Achen hinauf. Dann verengt er sich und steigt zwischen den gewaltigen Massen des Lattenberges und des Reuter-Alpgebirges, welche beide in Gestalt und Größe dem Untersberge gleichen, hinauf, bei der Schwarzeck vorüber, durch die Nord-Au und die Hahnsporn-Wälder. Hier und da waren die Schultern der Bergspitzen reizend mit Wolken verschleiert, indem ihre äußersten Köpfe wieder aus den Wolken hervorblickten. Mir schien ein Berg, wenn er noch über die Wolken, ihren Schleier durchbohrend, herausblickt, immer viel höher, als wenn er sich nackt ohne Wolken darstellte. Auch erscheint einem der Berg dadurch viel interessanter. Denn ohne Wolken sieht man ganz deutlich,

wie die festen Massen ganz prosaisch eine auf der anderen liegen und sich an der Erdrinde halten. Verdecken aber die Wolken den Fuß oder das Mittelstück, so fragt man sich, wie unser Kutscher es bei dem Anblick eines solchen Berges that: „Ja was thut denn der Fels da unter den Wolken?“ — Es sieht aus, als habe sich die Natur geändert, als bewege sich der feste, schwere, plumpe Stein, gleich den leichten Gesellen der Wolken, schwimmend und segelnd in der Luft.

Die Chaussee bis Reichenhall ist zum Theil mit zerbröckeltem Marmor beworfen, und man kann sich denken, wie rasch wir auf diesem Marmorboden hinabrollten zu dem im Saala= oder Salachthale gelegenen Reichenhall, wo wir einen jener Riesen, die wir von Salzburg und vom Gaisberge aus nur in der Ferne gesehen hatten, den „hohen Stauffen“ nämlich, in seiner imposanten Nähe kennen lernten. Dieser Berg ist wieder ganz anders gebildet als der Untersberg, die Reuteralp, der Lattenberg, das Tännengebirge, der Thorsteiner ꝛc. Er ist eine auf etwa drei Stunden lange hohe Mauer mit einem schmalen oder schartigen Kamme, während die genannten Gebirge drei= oder viereckige oder vielseitige, hohe, ausgebreitete Plateau's sind, mit schroff abfallenden Seitenwänden. Von Salzburg aus sieht der Stauffen wie eine Pyramide aus, weil man gerade auf die Spitze und Ecke der Mauer blickt, von Reichenhall aus gesehen, stellt er sich aber wie eine lange, ziemlich einförmige Wand dar. Allein mit den Bergen geht es einem wie mit den Städten, die in der Ebene liegen, und die man aus der Ebene betrachtet. Man sieht nur die vordersten

Häuserreihen und ahnt oft nicht die Tiefe und Länge der hinterher folgenden Straßen und freien Plätze. Erst wenn man in die Berge hinein- und hinaufkommt, gehen einem die Risse, Schluchten, Vorsprünge, Absätze und Verzweigungen deutlich auf.

Die Soole aus Berchtesgaden wird zum Theil hier in Reichenhall versotten. Dann aber auch haben sie hier noch eigene Salzquellen, die unterirdisch hervorquellen. Der Salzstock, der wahrscheinlich mit den Halleiner Salzmagazinen zusammenhängt, ist hier von einem Nagelfluegebirge verdeckt, und durch dieses Gebirge brechen über zwanzig kleine und mehr oder weniger salzhaltige Quellen aus jenem Salzstocke hervor. Man hat zu ihrem unterirdischen Ursprunge Schachte und Stollen angelegt, durch die sie mittels Reichenbach'scher Hebemaschinen hervorgeschafft werden. Wir stiegen zu mehren jener Quellen hinab. Es giebt hier allerdings keine so interessanten und zauberischen Anschauungen wie in Hallein und Wieliczka, keine so flimmernden Salzwände und unterirdische Seeen, keine seltsamen Rutschpartieen und magnifiken Fackelbeleuchtungen. Dagegen muß man hier die Zweckmäßigkeit und Solidität der Maschinen, Treppen, Gänge und aller anderen Vorrichtungen bewundern. Der schöne geschmackvolle Baustyl, in welchem man jetzt die Hauptstadt Baierns umgebaut erblickt, geht auch in die Alpen hinein und unter die Erde hinab und hat hier Reichenhall, Rosenheim und andere Bergwerksörter mit prächtigen, großartigen, zum Theil luxuriösen Gebäuden erfüllt. Die Brunnenhäuser, die Salinenwachthäuser, die Gradirwerke, die Beamtenwohnungen, die Sudgebäude in Reichenhall

sind schon zum Theil oder werden noch in diesem Augenblicke mit einer Eleganz und mit einem Aufwande von schönem Baumaterial und erbaut, wie man ihn sonst nur an Palästen zu sehen gewohnt ist. So, um nur eins anzuführen, befindet sich unten im Bergwerke ein schöner elliptischer Stollen, der ganz aus Marmorblöcken gebaut ist.

Die schönste Salzquelle in Reichenhall heißt die „Edelquelle." Sie enthält 24¼ Procent Salz und bringt in 24 Stunden 300 Centner Salz. Sechs Schuh von dieser Edelquelle kommt die „Klauselquelle" hervor, die nur 5½ Procent Salz enthält. Bei dieser Verschiedenheit des Gehalts läßt sich vermuthen, daß ihre unterirdischen Gänge trotz dem, daß ihre Mündungen einander so nahe sind, sehr verschieden sein müssen. Und zugleich müssen sie sehr genau vorgeschrieben und scharf von einander gesondert sein, da sie sich noch nie mit einander vermischten. Die anderen Quellen liegen alle in verschiedenen Gegenden des Bergwerks, und alle haben einen verschiedenen Gehalt. Einige werden gleich in der Pfanne gesotten, andere müssen erst auf den Gradirwerken einen höheren Salzgehalt gewinnen. Ihr Gehalt variirt in der Regel nur um ½ oder ¼ Procent, wahrscheinlich je nachdem es in einer Zeit viel oder wenig Regen gab. Einige vertrocknen im Sommer völlig. Das meiste flüssige Salz befindet sich in der Soole aus Berchtesgaden, nämlich 27 Procent.

Ich nahm in Reichenhall Gelegenheit, den Pfarrer des Orts kennen zu lernen, um meine Nachrichten über die Hexen zu vervollständigen. Er sagte mir, daß man sonst wohl 150 bis 200 Hexen in dem Reichenhaller Bezirke (mit 7000

Einwohnern) habe zählen können, daß es deren jetzt aber nur noch 20 gäbe. Der Pfarrer schrieb diese wundervolle Veränderung den in der neueren Zeit besser gewordenen Schulen und überhaupt der überall selbst in den entferntesten Gebirgsthälern Baierns sich mehr Bahn brechenden Aufklärung zu. Die Schullehrer, sagte er mir, hätten sonst gar nicht gewußt, wie sie solche Wesen hätten unterrichten sollen. Jetzt wüßten sie sehr gut damit umzugehen, und es wäre selten ein Cretin so schlimm, daß sie ihm nicht doch das Schreiben, Lesen, Reden und Denken beibrächten. Die einmal vorhandenen Fexen würden daher besser gebildet als die früheren und keiner mehr, wie sonst wohl, durch schlechte Erziehung erst zu einem Fexen herangezogen. Außerdem aber würden auch von Haus aus jetzt weniger geboren.

Achthundert Jahre lang hat man in den Reichenhaller Salzwerken mit Eimern oder sogenannten „Ampeln" aus Leder die Salzwasser mühsam geschöpft, bis man endlich in unserer Zeit auf Verbesserungen verfiel und die Reichenbach'schen Hebe- sowie die Baader'schen Förderungsmaschinen erbaute. Ebenso lange und noch länger ließ man die fruchtbare Erde und Feuchtigkeit in den „Moosen" und „Filzen" stocken und faulen, bis man darauf verfiel, sie auszutrocknen. Und ebenso ließ man die edlen Seelenkräfte des Menschen auf den Bergen und in den Thalschluchten Jahrhunderte lang verkümmern und verkommen, bis man in unserer Zeit darauf kam, mit Einführung von Aufklärung und Schulen Wunder zu thun. Wie soll man denn unsere Zeit nicht bewundern, sie, die so gute Ein-

fälle und heilsame Erfindungen hat, welche alle Jahrhunderte vor ihr nicht hatten, und die überall eine Regsamkeit und Verbesserungslust zeigt, wie man sie vor dem neunzehnten Säculum auf Erden noch nicht kannte?

I n z e l.

Reichenhall erhebt sich mitten in einer schönen kleinen Gebirgsebene zwischen jenem „Stauffen" und dem „Dreisesselkopfe", und Inzel liegt in einer eben solchen Ebene auf der anderen Seite der Stauffenwand und am Fuße des Rauschberges. Wir wollten in dieser Inzel-Ebene übernachten und machten uns auf den merkwürdigen, fünf Stunden langen Weg, der von Reichenhall aus dahinführt, hinaus.

Gleich hinter Reichenhall verengt sich das Thal. Mehre kleine, sehr schroffe Berge, die man von Weitem vor der hinter ihnen aufsteigenden Masse ganz übersieht, wachsen, wenn man sich ihnen nähert, immer schwindelnder in die Höhe, der eine mit einer kleinen Kirche, der andere mit den Ruinen eines Schlosses, die aus den Wolken in's tiefe Thal hinabblicken, gekrönt. Die Kirche heißt St. P a n k r a z, das Schloß hieß sonst K a r l s t e i n und gehörte früher den Hallgrafen und dann den Herren Fröschel von Fröschelmoos.

Hinter diesem Schloß- und Kirchberge kommt man zu einem kleinen See, dem T h u m s e e, und dann in den „N e s-

selgraben" und in's „Geschrei." So nennen die Leute jene Schluchten, wie ich mir denke, nicht ohne Anspielung auf ihre Beschaffenheit; denn ein Schrei des Entsetzens entfährt der menschlichen Brust bei dem Anblick dieser grauenhaften Wolfsschluchten, und ärger wie in einen Nesselgraben würde man bei einem Falle in diese von aufstarrenden Felsen rauhen Klüfte hinabstürzen. Ich gedachte hierbei der steirischen Felsengegenden: „in der Noth" und „zwischen den Mauern."

Da es immer bergauf ging, so machten wir die ganze interessante Partie zu Fuße. Ein kleiner Fluß, der Geschreibach, die Straße nach Inzel und Rosenheim, weiter in der Tiefe eine Straße nach Tirol und dazwischen die Soolenleitung schlängeln sich neben einander in der Kluft in die Höhe. Die Soole hat hier auch keine leichte Arbeit, um bergan zu fließen. Im Hintergrunde der Kluft sieht man sie in eisernen Röhren die Höhen ersteigen. Auf mehren Stufen sind kleine Hebemaschinen und Wächterhäuser angebracht.

Eine der an der Soolenleitung gelegenen Hebemaschinen, die von Ilsang, wirft mit jedem Zuge des Kolben, der in dem Cylinder des Pumpwerks auf- und niedergeht, 60 Centner Soole in die Röhren und treibt dieselbe 1200 Fuß hoch hinauf. In Allem giebt es an der ganzen Leitung hin 14 Hebemaschinen. Vor dieser energischen und thätigen Reichenbach'schen Erfindung bestanden hier gewöhnliche, sehr unzuverlässige Pumpwerke, welche von Wasserrädern getrieben wurden.

Ganz eigenthümlich ist die Einrichtung, welche man ge-

troffen hat, um die Röhren und ihre Fehlerlosigkeit beaufsichtigen zu können. In jedem „Brunnenhause", deren es eine ganze Menge an der Leitung hin giebt, befinden sich kleine Bassins, in denen sich die Soole sammelt. In diesen Bassins muß nun die Flüssigkeit, wenn Alles in gehöriger Ordnung ist, bis zu einer bestimmten Höhe stehen. Es ist nun zum Ausfließen der Soole eine Reihe kleiner enger Röhren in diesen Bassins angebracht. Wenn die Soole sehr stark zufließt, so läuft sie aus allen Röhren zugleich ab, deren Caliber so berechnet ist, daß ihr Abfluß gerade die rechte Höhe im Bassin erhalte. Fließt aber nicht genug Soole zu, so müssen die Wächter einige, zwei, drei und mehre Röhren verschließen, um die rechte Höhe im Bassin zu erhalten. Der Minderzufluß kann nun entweder von einer geringeren Thätigkeit der Hebemaschinen oder von einem Fehler in einer Röhre herrühren. Ob das Eine oder das Andere der Fall sei, läßt sich, da die Größe der Bassins und die Anzahl der Röhren in den Röhrenkasten an der ganzen Soolenleitung hin gleich sind, leicht so entschieden, daß die Wächter unausgesetzt an den Röhren auf- und niederpatrouilliren, die Anzahl der laufenden oder zuzustopfenden Röhren in den ihrer Obhut anvertrauten Brunnenhäusern notiren und diese Notate mit den Notirungen der benachbarten Wächter des nächsten Röhrendistricts vergleichen. Stimmen nun die Notirungen der Wächter an dem ganzen, 30 Stunden langen Werke hin in jedem Brunnenhause genau mit einander, so ist Alles in Ordnung und die in Berchtesgaden eingepumpte Quantität Soole kommt überall richtig an. Stimmen sie aber irgendwo nicht, so muß in einem Röhrenstück ein Feh-

ler sein, und die Röhren zwischen den beiden nicht harmonirenden Brunnenhäuschen müssen untersucht werden.

Da jene Auslassung der Soole in Bassins natürlich immer eine Unterbrechung ihres Auf- oder Absteigens herbeiführt, so können, wie sich von selbst versteht, solche Röhrenkasten nur da angebracht sein, wo sich eine Hebemaschine befindet, um die Flüssigkeit von Neuem zu heben, oder da, wo sie von selbst in der Ebene oder aus dem Bassin bergab weiter fortfließt. Die Röhren sind indeß nur da eiserne, wo die Soole einen Berg hinansteigen muß, weil dann ein stärkerer Druck auf ihre Wände geübt wird. Wo es bergab geht, sind die Röhren von Holz. Ich bemerkte oben, daß man hier und da die Bergabhänge applaniren mußte, um die Röhren legen zu können. Es führen dann große Balkengerüste diese Abhänge hinab, auf denen die Röhren befestigt sind. Auch sonst sind sie in der Regel wie die Schienen einer Eisenbahn auf solchen Balkengerüsten befestigt. Wir besuchten mehre der kleinen Brunnenhäuser der Wächter, die sich hier und da mitten in der Wildniß recht wohnlich eingerichtet und an der Soolenleitung hin auch mit kleinen Gärten (ihren Deputatgärten) und Gehöften angesiedelt haben.

Bedenkt man nun noch dazu, daß sogar das Zuführen der süßen Gewässer zur Hebung der salzigen oft nicht wenige Vorrichtungen erforderte (man nennt diese Gewässer „Aufschlagswasser," und solche Aufschlagswasser müssen natürlich in Canälen herbeigeführt werden, und man hat dafür zu sorgen, daß man stets und überall die nöthige Quantität von ihnen beziehen könne), — so wird dem Leser aus

diesem Allen die Großartigkeit des ganzen Werks, das in Deutschland berühmter sein würde, wenn es sich nicht entfernt von den großen Bahnen und Straßen in die Einsamkeit der Gebirge zurückzöge, einigermaßen deutlich werden.

Wie man sonst in Reichenhall die Soole in Ampeln schöpfte und so auf dem Rücken eimerweise aus der Erde Schooß hervorbrachte, so lud man denn damals auch das gesottene und fertige Salz in Säcken auf den Rücken von Saumthieren und transportirte es so über die gefährlichen Fels- und Bergstege in's baier'sche ebene Land. Erst vor 200 Jahren bahnte hier der baier'sche Kurfürst Maximilian der Erste in den Fußstapfen des ehemaligen Saumsteigs eine fahrbare Straße an mit einem großen Aufwande von Geld und Mühe. Seit 200 Jahren nennt man daher jene Bahn den „Neuweg." Dieser Neuweg ist zu vergleichen mit der Via mala zwischen Splügen und Tusis in den Schweizer-Alpen, und man kann ihn mit vollem Rechte die „Via mala" der baier'schen Alpen nennen. Denn hier wie dort ist die Kluft der Felsen so enge, daß unten in der Tiefe nur die Gewässer Raum genug fanden, um durch die rauhen Steine durchzurauschen, und daß der Mensch seinen Weg an der Seite der Felsenwände mühselig einsprengen mußte.

Die Straße führt wie die Via mala immer an den schroffen Felswänden hin, welche zur Rechten senkrecht in die Wolken hinaufsteigen und zur Linken in die innersten Eingeweide der Erde hinabfallen. Hier und da ist dieser Abfall auch vollkommen senkrecht. Als wir oben ankamen, lag bereits alles Entferntere in abendlicher Dämmerung, und wir sahen nur das Nächste am Wege und glaubten, auf demselben oft

wirklich mitten zwischen Himmel und Erde dahin zu fahren. Denn wenn wir in die Tiefe hinabsahen, so erblickten wir nichts als Nebel und hörten in der Ferne das Rauschen der Wasserfälle, welche das Flüßchen bildete. Hier und da fallen die Wände vollkommen steil ab, und überall ist die Straße durch Stutz- und Brustmauern gut versichert. Hier und da war fast gar kein Vorsprung und Absatz zu benutzen, und die Passage konnte daher nur durch gewölbeförmige Einsprengungen in die senkrechte Felswand erzwungen werden. Und doch war diese schwierige Passage, auf der nun die Salzwagen bequem hin- und herfahren, unvermeidlich, weil sonst überall die lange Wand des Stauffen die Ausgänge vermauert. Ich muß hier noch einmal auf die großen Werke hinweisen, welche jenes so dringende Bedürfniß der Menschen, das Salz, zu Stande brachte. Denn auch diese Straße wurde nur des Salzes wegen angelegt, weßhalb man sie mit Recht die Reichenhaller Salzstraße nennen könnte. Außer dieser lernten wir bisher die steirische Salzstraße, die Salz-Eisenbahn, welche nach Böhmen hineinführt, und die noch größere Salz-Eisenbahn durch Mähren auf Wieliczka und Bochnia kennen.

In der Mitte der Kluft zweigt sich eine nach Süden gehende Kluft ab, in welcher die schon genannte Hauptcommercialstraße nach Tirol fortgeht. Wir sahen ihren weißen Streifen noch eine Zeit lang aus der Tiefe heraufdämmern. Der Anblick von hier aus gehört entschieden zu den interessantesten — weiterhin wird die Passage noch enger, und wohin sich auch das spähende Auge wendet, überall starren ihm nackte Felswände entgegen. Aber wenn man auch

auf Schritt und Tritt den Ausgang für unmöglich hält, so führt doch die obere schöne Straße sicher und bequem durch alle Nöthen. O Himmel, dachte ich, möchte doch Jeder die sichere Straße der Tugend und des Glaubens, die durch die finstersten Thäler des Lebensweges führt, auch so zuverlässig finden!

Auch die holden Sterne blickten in unsere Klüfte so traulich hinab, und wir ließen uns ihr freundliches Winken doch gern gefallen, obgleich mir ein Mexikanischer Freund einmal sagte, das Flimmern unserer europäischen Sterne, selbst die italienischen mit eingerechnet, sei ein falsches Flittergold. Nur in Mexiko sähe man wahre Sterne, in jenem Lande, wo selbst Diana mit mehr Pracht bekleidet sei als bei uns Apollo. Mir war die schauerliche Sensation in diesem Thale eine solche Lust, daß ich es sehr bedauerte, als unsere Chaussee endlich ihre Katzenstege verließ und wieder auf eines ehrlichen Mannes plattem ebenen Boden einherschritt und endlich durch das Thor zwischen dem Kien- und Falkenberge in die Weitung von Inzel eintrat. Da weder in diesem Thore, noch in der Weitung von Inzel Gaslampen angezündet waren, so geleitete uns die Finsterniß der Berge in die Finsterniß der Ebene hinaus. So viel merkte ich indeß, daß die Gewässer hier zuerst in einer anderen Richtung flossen, und sah es auch, in dem Wirthshause zu Inzel angelangt, bei hellem Lichte auf meiner Karte, daß wir nun wiederum ein Flußgebiet verlassen hatten, in dem wir lange geweilt, nämlich das der Salzach.

Ich kann nicht umhin, hier auf die so merkwürdige Aehnlichkeit der Lauf-Entwickelung dieses Flusses mit der seines Nachbarflusses, der Ens, aufmerksam zu machen. Beide

Flüsse haben ungefähr gleiche Länge. Beide haben zwei Hauptstücke ihres Laufes, ein oberes und ein unteres Stück. Diese beiden Stücke sind ebenfalls von gleicher Länge. Das obere Stück fließt bei beiden in einem Längenthale der Alpen direct von Westen nach Osten, das untere Stück aber direct von Süden nach Norden. Beide Flußtheile sind daher bei beiden Flüssen unter einem rechten Winkel zusammengesetzt. In dem Scheitel dieses rechten Winkels, wo der Fluß die Bergreihen quer durchbricht, finden sich Engpässe und schmale Schluchten, bei der Ens das Gesäuse, bei der Salzach die Enge von Werfen, der Paß Lueg und die Oefen der Salzach, in denen sich der Fluß, wie die Rhone in der Perte du Rhone, beinahe verliert. Der obere Schenkel des Flußwinkels fließt in einem bequemen Alpenthale, bei der Salzach im Pinzgau, bei der Ens im Ober-Ensthale, der untere Schenkel dagegen in der Ebene.

Es läßt sich in diesen Parallelismus, der bei den beiden genannten Flüssen am genauesten durchzuführen ist, auch noch der Inn und am Ende auch noch der Lech mit hineinziehen. Auch der Inn kommt aus Westen und behält diese Richtung in seinem ganzen ebenen Laufe so ziemlich bei und biegt dann nach Norden herum, indem er in seinem ganzen unteren Laufe wiederum diese Richtung beibehält. Schwächer ist diese Figur bei'm Lech ausgebildet. — Dieser Parallelismus zwischen der Stromentwickelung benachbarter Flußsysteme läßt sich oft bei ganzen Reihen sehr großer Ströme verfolgen und gehört wirklich zu den auffallendsten Erscheinungen auf der Erdoberfläche. Die Geographie hat noch bei Weitem nicht deutlich und häufig genug darauf hingewiesen.

Thäte sie dieß, die Geologie, glaube ich, würde es ihr Dank wissen und selber noch auf manche neue Idee dabei kommen.

Abends gegen 9 Uhr kamen wir in Inzel an, wo wir uns in einer jener großartigen baier'schen Bauerwirthschaften einquartirten, welche in diesem Lande zu gleicher Zeit auch die Gasthäuser zu sein pflegen. Wir waren sehr froh, diesen Ort erreicht zu haben. Wir hatten unterwegs oft daran gezweifelt, daß wir diese Nacht noch unter Dach kommen würden. Wir kamen aber doch unter Dach und zwar unter ein sehr freundliches. Wir waren nun vollkommen zufrieden, und es schien uns nach Erreichung dieses so sehr ersehnten Zieles, als wir uns in dem schönen geräumigen Wirthszimmer niederließen, und eine freundliche baier'sche Kellnerin uns Warmbier vorsetzte und uns einen brennenden Fidibus auf die Pfeife hielt, nichts mehr auf Erden zu wünschen übrig zu sein. Alle Sehnsucht, alle Ungeduld und alle Wünsche, die je unsere Brust stürmisch bewegten, waren an diesem Abende in dem einen Wunsche, Inzel zu erreichen, aufgegangen, und als er erfüllt worden war, beseelte uns die heiterste Sorglosigkeit. Im Ganzen genommen waren nicht wir blos so kindisch, sondern der Mensch ist es eigentlich immer, und hat ihm das Schicksal etwas gewährt, so vergißt er es, daß morgen die Plage, die Begierden, die Sorgen, der Wechsel von Furcht und Hoffnung von Neuem beginnen und daß am Ende gar noch eine Menge hoher und allerhöchster Gipfel der Furcht, des Unglücks und des Schmerzes nachfolgt.

Die baier'schen großen Dorfwirthschaften sind der Art eingerichtet, daß sie auch nach solchen barbarischen Klüften, wie es das Geschrei und der Nesselgraben sind, allerdings

wohl sehr gemüthlich ansprechen können. Weil es, wie gesagt, in der Regel große reiche Bauern sind und nicht Alles blos auf die Gäste zugeschnitten ist, so vergißt man oft, daß man in einem Wirthshause sei. Die Schlafzimmer haben prachtvoll bemalte, mächtige Federbetten, altmodige Schränke, Spiegel und Kommoden, die voll sind mit der Wirthin Vorräthen. Alle Möbeln sind mit hübschen Gläsern, kleinen plumpen Porzellanfiguren, altmodigen Uhren und anderen Geräthschaften und Familien=Erbstücken ausgeschmückt, zwischen welchen gemachte Blumenbouquets und Aepfel zur Zierde liegen. Man könnte sich daher ebenso gut einbilden, ein geehrter Familienfreund oder ein Hochzeitsgast als ein zahlender Fremdling zu sein. Auch sind die Leute voll Anstand und Höflichkeit, beinahe wie am spanischen Hofe. So sagte unsere Wirthin, wenn wir ihr eine Prise Taback anboten, jedes Mal: „mit Erlaubniß" und nahm dann dieselbe, nachdem sie zuvor noch einige Complimente und Ceremonieen mit den Fingern gemacht hatte, die ich in Kürze nicht zu beschreiben verstehe. Freilich hatte sie schon die Erlaubniß stillschweigend dadurch, daß wir ihr die Prise anboten, und sie hätte allenfalls nur zu danken gebraucht. Allein die große Artigkeit dieser Leute bittet auch da noch um Erlaubniß, wo sie längst gewährt ist. Erst nachdem sie die Prise genommen und gleich darauf geniest hatte, dankte sie uns sehr verbindlich.

Nicht weniger höflich war auch die Kellnerin. Denn jedes Mal, wenn sie herumkam in dem Zimmer, um die Talglichter zu putzen, bat sie bei jedem Tische erst um die Erlaubniß dazu. „Mit Verlaub," sagte sie und putzte das Licht. Welche ungemeine, man könnte sagen, raffinirte Höflich=

20*



keit sogar für eine Handlung um Erlaubniß zu bitten, für welche man Dank erwarten sollte. Endlich wünschte sie uns eine „gehorsame" gute Nacht. Mit unserer Erlaubniß leuchtete uns die Wirthin die Treppe hinauf, mit Verlaub öffnete sie uns die Thür, mit Verlaub fragte sie an, wann wir den Kaffee befählen, mit Verlaub wünschte sie uns nochmals eine „gehorsame" gute Nacht.

Am anderen Morgen zeigte uns die Wirthin ihre „Kästen." So nennen die Bauern hier ihren Braut-, Haus- und Familienschatz, in welchem Vorräthe von allen möglichen Dingen, die man im Hause brauchen kann, aufbewahrt werden. Da die Wirthschaft, in der wir uns befanden, mit den dazu gehörigen Aeckern, Alpen, Mühlen, Schmieden, Brauereien 2c. auf 90,000 Gulden geschätzt ward, und eine große Familie mit mehren Kindern darauf wohnte, so waren die Kästen sehr bedeutend und füllten nicht weniger als drei Zimmer aus, die ich etwas näher beschreiben will, weil solche „Kästen" und solche Ansammlungen von Vorräthen auf dieselbe Weise im ganzen südlichen Baiern üblich sind, und weil diese Sitte in nationalökonomischer Hinsicht weniger unwichtig ist, als sie anfangs erscheinen möchte.

Diese baier'schen Kästenzimmer sind nicht solche ziemlich unschöne „Polter- oder Vorrathskammern", wie man sie wohl in einigen Gegenden Norddeutschlands trifft. Vielmehr wählt man in der Regel die besseren Zimmer des Hauses dazu und schmückt deren Inneres so bunt und prachtvoll mit Tellern, Krügen, Schüsseln aller Größe, mit Leinwand, Wolle, Strümpfen, Knopfsammlungen und Sparbüchsen aller Art aus, daß das Ganze einer wahren Kunst- und

Industrieausstellung gleicht. Die einzelnen Stücke Leinwand sind z. B. in großen Rollen übereinander gelegt, und zwar so, daß die Enden dieser Cylinder zum Schranke herausgucken. Hier sind sie mit rothen Fädchen, mit Sternchen und Blümchen nach allen möglichen Mustern ausgenäht; auch stecken Blumen-Bouquets, Gold- und Silberflittern in den Zwischenräumen der Rollen.

Unser Wirth hatte jetzt die dritte Frau, und sowohl der Brautschatz dieser als auch das Eingebrachte der früheren Frauen befand sich in eigenen Schränken aufgestapelt. Auch hatte jedes Kind aus den verschiedenen Ehen seinen eigenen Schatz und seine eigene Sparbüchse. Denn es ist eine Sitte dieser baier'schen Bauern, sogleich bei der Geburt eines Kindes einen solchen Schatz für dasselbe anzulegen. Die Sparbüchsen und Schüsselchen der Kinder waren reichlich mit Gold- und Silbermünzen aller Art gefüllt. Zwischen den Leinwandrollen der Töchter steckten silberne Löffel und andere silberne Geräthe, Geschenke von Pathen und Verwandten, und in und auf allen Schränken standen vergoldete und bemalte Wachsstöcke, die in den verschiedensten Formen zusammengelegt waren. Hier in Baiern, in Oesterreich und Steiermark gehören, wie wir bereits erwähnten, die Wachsstöcke überall zu den gewöhnlichen Höflichkeitspräsenten, welche die Leute sich unter einander machen und die man daher überall zahlreich als Andenken von diesen oder jenen werthen Menschen verwahrt sieht. Ebenso wie die Wachsstöcke gehören zu solchen Präsenten auch die Rosenkränze, die sich, aus allerlei Stoffen, z. B. aus Silber und Korallen, gearbeitet, durch die Leinwandrollen hinschlängeln.

Unsere Wirthin sprach immer mit besonderer Hochachtung von den Kästen ihrer Vorgängerinnen und Stiefkinder, die ihr heilig seien und von denen sie nie etwas anrühre. Diese Kästen sind mehr zum Luxus als zum Nutzen, und man thut den Leuten sowohl eine besondere Ehre an, wenn man sie bittet, dieselben zu zeigen, als Jeder auch sich es zu einer besonderen Ehre anzurechnen hat, wenn sie ihm gezeigt werden. Bei Festlichkeiten im Hause, bei Taufen, Hochzeiten u. s. w. werden die Schränke alle geöffnet und den Gästen ihre Pracht geoffenbart. Ich mußte erstaunen über die Masse von Silberzeug, welche unsere Wirthin hier zusammengehäuft hatte, über die silbernen und goldenen Mützen für ihre Töchter, die silbernen und vergoldeten Knöpfe für ihre Männer, die Menge silberner Geschnüre, wie die baier'schen Mädchen sie an ihrem Mieder tragen, dann auch über die silbernen Bestecke mit so und so viel Dutzend Löffeln, Messern und Gabeln für jedes ihrer Kinder. Alle diese Dinge sind blos zum Luxus hier angehäuft und blos auf den Fall, daß sie gebraucht werden könnten, auf den Fall, daß eins der Kinder sich verheirathete, auf den Fall, daß ein Sohn sich etablirte.

Auch in München soll noch mancher Bürger solche todte und unverzinste Schätze in seinem Keller angehäuft haben, wie mein werther Reisegefährte, der dort gut bekannt war, mir versicherte, und in den Bürgerhäusern von Augsburg hat man die sogenannten „schönen Zimmern", welche dasselbe sind, was bei diesen baier'schen Bauern „die Kästen" vorstellen. In diesen „schönen Zimmern" sammeln die Augsburger Mütter nach alter Sitte für ihre Töchter und Söhne Raritäten und Schätze aller Art, welche sie zusammenkaufen und sich zusam-

menschenken lassen. Zuweilen häuft sich ihnen von diesen Sachen zu viel auf, und sie verkaufen dann Alles wieder. Aber es dauert nicht lange, so legen sie wieder von Neuem einen solchen Schatz in den „schönen Zimmern" an. Die Bauern aber verkaufen ihn nie und lassen Alles so lange stehen und liegen, als es mag. Es liegt oft auf diese Weise ein Capital von mehr als 20000 Gulden ganz todt und nutzlos in den Kästen und schönen Zimmern. Die Sachen sind der Verderbniß ausgesetzt, und man ist sogar, wenn sie, wie dieß zuweilen der Fall sein mag, nicht versichert sind, in Gefahr, das darin steckende Capital zu verlieren. Und obgleich die Sitte alt, ehrwürdig und schön ist, so ist sie doch, scheint es, schädlich und harmonirt nicht mehr mit dem Geiste unserer Zeiten, wo sich vielfache Gelegenheiten bieten, für die Existenz der Kinder und für die Conservirung des Braut- und Familienschatzes durch Anlegung von Capitalien auf eine nachhaltigere und solidere Weise zu sorgen. — — Freilich handeln die baier'schen Bauern noch immer klüger als manche Bürgersfrau in Wien, die für so und so viel tausend Gulden Spitzen, Gazen und Seide oft an einem Tage im Schmuz, Staub und Regen verschleppt, oder als die armenischen Männer in eben jener Hauptstadt, die aus Furcht, ihr Capital zu verlieren, oft außerordentliche Summen in Papier unter ihren Kleidern und Mützen bei sich herumtragen.

Alsdann besahen wir uns die Lage und Umgebung unseres Ortes. Sie erinnerte mich an das Landl in Steiermark. Das Thal ist ganz platt und flach, und die dasselbe umgebenden Berge steigen sehr jäh und rasch aus dieser Fläche empor, ohne durch allmählige Uebergänge der Bodenneigung mit einander zu verwachsen, — so der Kienberg, der Falkenstein

und hinter diesem die weit mächtigere Stauffenwand und hinter jener wieder die Rausch-Alpen. Bis an den Fuß der Berge scheint Alles begrast und beackert, und dann steigt es plötzlich waldig und schroff empor. Unsere Wirthin sagte uns „mit Verlaub“, indem wir in den Wagen stiegen, „wenn wir erst zu diesem Thale hinaus wären, dann wäre es flach und eben aussi und aussi“ (d. h. aus und ein, durchweg). Wir wünschten ihr mit Verlaub Lebewohl und fuhren mit Verlaub zu den baier'schen Alpen in jene Ebene hinaus.

Man sagt hier überall: „in die Ebene hinaus“ „draußen in der Ebene“, vom Gebirge aber gebraucht man umgekehrt das Wort „hinein“, als wäre man in den Bergen im Innern. So heißt es: „nach München „hinaus-“, „in's Gebirge hineinfahren“, „nach Traunstein „hinaus-“, aber nach Reichenhall hineinfahren.“ Auch in Salzburg ist die Redensart üblich: „Nach Baiern hinausreisen.“ Dort mag der Ausdruck „hinaus und hinein“ eine doppelte Beziehung haben. Es mag sowohl auf die Eingeschlossenheit durch die Berge als auf die Einengung durch die politischen Verhältnisse und sowohl auf die baier'sche Ebene als auf die baier'sche Freiheit hindeuten. Von München nach Insbruck fährt man aus denselben Gründen natürlich „hinein“, von Insbruck nach Baiern „hinaus.“ Von München nach Augsburg und von Reichenhall nach Salzburg fährt man „hinüber“, weil diese beiden Orte im Gebirge und jene beiden in der Ebene nahe bei einander liegen, und der eine dem anderen, so zu sagen, als zur Seite liegend angesehen wird. Von den meisten Theilen des Königreichs her aber fährt man nach München „hinauf“, weil diese Hauptstadt

erstens wirklich hoch liegt und dann auch als des Königs Residenz noch höher gedacht wird. Sonderbar aber ist die Redensart, die in München gebräuchlich ist, „nach Nürnberg hinterefahren", und die Vorstellung, die ihr zum Grunde gelegen haben mag, fast unerklärlich. Zum Theil mag es daher kommen, weil Nürnberg mehr als die anderen bisher genannten Orte von der Residenz, zu der sich alle Blicke wenden, entfernt ist. Oft sagt man auch blos: „er ist hintere gefahren", worunter man schon stillschweigends versteht: „nämlich nach Nürnberg hintere."

Baier'sche Hochgebirgsdörfer.

Wir hielten uns nun hinführo in der Nähe der Berge an ihrer und der Ebene Gränze hin. Es brechen hier viele hübsche Thäler aus den Alpen hervor, deren Gewässer alle nach Norden abfließen, zuerst das Thal der „rothen Traun," durch welches wir von Inzel heraus kamen, dann das der „weißen Traun" (es ist sonderbar, daß es auf deutschem Gebiete sehr viele sich vereinigende Flüßchen giebt, von denen das eine roth, das andere weiß genannt wird, — schwarze Flüsse haben wir auch mehre, z. B. die Schwarza, den Schwarzbach, — in der Regel sehen aber die Gewässer bläulich, grünlich oder gelblich aus, nach welchen Farben wir sie aber viel seltener benannt haben), — ferner das Thal des Achen, der in den Chiemsee geht, — (Achen [aqua] heißen in diesem Theile der Alpen besonders viele Flüsse), — weiterhin das Thal der Prien, die ebenfalls in den Chiemsee fällt, und endlich das Innthal, in welchem wir übernachten wollten.

Alle die genannten Thäler sind außerordentlich schön, malerisch und interessant. Wir strichen immer an ihren Ausmündungen aus dem Gebirge vorbei und ließen unsere Blicke sowohl abwärts in die Ebene als aufwärts in den

Busen der Gebirge schweifen. Die Wiesen waren noch überall ausgezeichnet frisch und grün, und das goldene und violette Herbstlaub der Bäume machte dazu einen reizenden Contrast. Die meiste Freude aber hat man in diesen Gegenden am Menschen. Es ist ein kerniges, gesundes, frisches Geschlecht, das diese baier'schen Voralpenthäler bewohnt. Dabei sieht bei ihnen Alles so wohlhäbig, reinlich und ansprechend aus, daß man darüber beinahe noch die Schönheit der Gegenden vergißt. Der Styl, in dem die Häuser gebaut sind, ist so äußerst pittoresk und reizend, daß jedes Haus als eine wahre Zierde seiner Umgebung erscheint. Die Gehöfte und Wirthschaften sind so groß, daß man daraus die beßten Schlußfolgerungen für den Wohlstand der Leute macht. Man sieht keine Krüppel, Kröpfe und Cretins, sondern lauter derbe und wohlgebildete Gestalten; und wenn man einen gutsituirten und kernigen Schlag von Ackerbauern für das größte und solideste Gut eines Staates halten kann, so muß man Baiern segnen und preisen, daß es hier einen solchen zu besitzen sich rühmen kann.

Der nächste interessante Ort für uns war Bergen, das in ganz Baiern durch seine Eisenwerke berühmt ist. Diese Eisenwerke, sowie überhaupt die Entdeckung von Eisen in den baier'schen Vorgebirgen sind neueren Ursprungs. Erst der baier'sche Herzog Wilhelm IV. dachte seit dem Jahre 1505, wo nach dem baierisch-pfälzischen Familienkriege und in dem zu Cöln geschlossenen Frieden reichere Bergwerke, welche Baiern früher in Tirol besessen hatte, verloren gingen, darauf, wiederum alte Eisensteingruben eröffnen zu

lassen. Seitdem hat man denn dieses Metall auch an verschiedenen Orten in Oberbaiern entdeckt, besonders in dieser Gegend nicht weit von Neukirchen und Teisendorf im Kressenberge. Die dort gewonnenen Eisenerze werden in Bergen und zum Theil auch in Aschau ausgeschmolzen und verarbeitet. Die Hochöfen und die anderen Schmelz-, Gieß- und Schmiedegebäude, die man an diesen Orten errichtet hat, sind alle in demselben großartigen und prächtigen Style gebaut, in welchem wir die Salinenwerke zu Reichenhall ausgeführt fanden. Wir sahen hier eine Menge sehr interessanter Eisengußwerke, z. B. ein eisernes, sehr geschmackvolles Haus von 77 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, welches für Kissingen bestimmt war und dort den beiden berühmten Heilquellen Pandur und Rakotzy zur Einfassung und Bedachung dienen sollte. Ein neuer Hochofen und ein neues Walzwerk waren im Bau begriffen, lauter Gebäude in königlichem Style.

In der Gießerei war man eben mit dem Gusse von Kanonenkugeln, meistens lauter Hohlmunition (Bomben, Granaten u. s. w.) beschäftigt. Die Sauberkeit und Accuratesse, mit der diese Arbeiten ausgeführt wurden, bewunderten wir um so mehr, da sie solchen Gegenständen gewidmet wurden, die selbst von ihrer Geburt an dem Untergange und der Zerstörung geweiht sind. Ein Theil dieser Zankäpfel entsteht aus den friedlichsten Werkzeugen von der Welt; denn man schmilzt und gießt nicht nur neues, den Erzbergen entrissenes, noch von keiner Menschenhand gebrauchtes oder mißbrauchtes Eisen auf diesen Hochöfen, sondern man kauft dazu auch jährlich 40000 Centner altes Ei-

sen auf, trauliche Oefen, Camine (harmless firesides), friedliche Brotmesser, heilbringende Pflüge, Tonnenbänder, welche bisher nur des Bacchus poetischen Ungestüm bändigten, und dergleichen alte, in Ausübung friedlicher Werke ergraute und verrostete Eisenwaaren, die sich nachher wieder verjüngen, um mit erneuter jugendlicher Kraft in die Dienste des Mars zu treten.

Von Bergen fuhren wir zwei Stunden vom Chiemsee immer dicht am Rande der Gebirge hin. Die Gewässer, welche so munter aus diesen Bergen hervorkommen, ermatten sogleich, wie sie die Ebene betreten, und bilden im Süden jenes See's große sumpfige Wiesenländer. In Baiern nennt man solche Gegenden theils „Moose", theils „Filze." So passirten wir zur Rechten das „Bergener Moos," das „Wildmoos," den „Egerndacher Filz" und andere. Im Norden des See's liegt das „Freimoos." Es ist schon viel für die Austrocknung und Umwandlung dieser Moose geschehen, und sie sehen schönen Wiesenländern gleich. Doch weichen ihnen die großen Straßen aus, indem sie sich hier im Süden etwas zu den Bergen hinaufziehen und im Norden hart am See selber hingehen, wo sich zwischen See und Moos wieder eine kleine trockene Landerhöhung befindet. Auch liegen in den Moosen selbst keine Dörfer, sondern nur sogenannte „Einöden" oder „Einödshöfe," womit hier in Baiern dasselbe bezeichnet wird, was man in Oesterreich „Einschichten" nennt.

Da, wo die genannten Thäler mit breiter Mündung in die Ebene ausgehen, liegen an den Flüssen reinliche Dörfer und daneben auf den Bergen Schlösser, Ruinen, Kirchen,

zum Theil berühmte Wallfahrtsorte, so am Ende des weißen Traunthales Siegersdorf, — am Ende des Achenthales Grassau mit der Burg Marquartstein und der außerordentlich hoch gelegenen Kirche Schnappen, — am Ende des Prienthales Aschau mit dem berühmten Schloß Hohen-Aschau. Vom Schlosse Marquartstein an bis nach Hohen-Schwangau im Lechthale und noch weiter könnte man an den Mündungen der baier'schen Alpenthäler hin eine ganze Reihe solcher Burgen und Schlösser aufzählen.

Man kommt hier in keine Städte, es giebt überall nur Einöden, Dörfer und Marktflecken, und wir machten eine förmliche Dorfreise. Wo man aber Dörfer wie Grassau und Aschau und Marktflecken wie Rosenheim findet, entbehrt man die Städte gern.

In Grassau, wo unseren Pferden ein köstliches Diner aus Heu, Hafer und Brot aufgetischt wurde, gewann ich Zeit, in Begleitung eines alten Schulmeisters mir das Innere des Orts zu beschauen. Dieser würdige Alte sagte mir, er habe kürzlich sein funfzigjähriges Jubiläum gefeiert und jetzt schon 53 Jahre lang als Schulmeister gedient. Wahrlich ein sauer erkämpftes Jubiläum! Einem Schulmeister sollte man eigentlich ein Jahr für zwei anrechnen und ihm das Jubiliren schon im fünfundzwanzigsten Jahre gestatten. — Ich erkundigte mich bei meinem Jubilatus nach Cretins. Er verstand mich erst nicht. Ich beschrieb ihm die Sache. „Ach ja so gölten's? — Ja ich wußte nur nicht, wie man die Fexen nach der neuen Lectüre nennt!" — Er meinte, es gäbe hier rund umher keine, er habe nur davon gehört. Man bestätigte mir dieß in Rosenheim, setzte aber zugleich

hinzu, daß man die nächste Umgebung von Rosenheim davon ausnehmen müsse, denn in dieser und zwar in dem Dorfe Happing fänden sich wieder einige Fexen. Ich fragte darnach, was man für die Ursache dieser Erscheinung hielte, und man sagte mir, die Leute hätten die sonderbare Idee, daß sie von dem Wasser des Inn herrühre, der an jenem Orte vorüberfließt. Mit dieser Notiz schloß ich meine gelegentlichen kleinen Nachforschungen über dieses furchtbare Siechthum, das von den Gränzen Ungarns, von den Umgebungen des Neusiedler Sees und der Insel Schütt in der Donau durch die ganzen Alpen bis in die Ebene Baierns und bis zu den sumpfigen Anlanden des Chiemsee's sich endemisch fortzieht wie ein furchtbares, riesengroßes Schreckbild, das dem Reisenden in diesen Gegenden so manchen schönen Genuß verbittert und vergiftet.

Ich besah mit meinem Alten zunächst einige der so schön und malerisch gebauten Bauerhäuser, mit denen sich in dieser Beziehung keine mir bekannten Bauerhäuser irgend einer Gegend Deutschlands vergleichen können. Die Dächer dieser Häuser breiten sich in einem ziemlich flachen Winkel und mit breit überstehendem Vordache über die Bewohner aus, wie die Flügel einer brütenden Henne über das Nest. Diese Dächer sind fast durchweg sogenannte „Legdächer," d. h. mit Schindeln und großen Steinen zur Befestigung der Schindeln belegt. An dem Rande dieser Dächer befinden sich die sogenannten „Windbreter," die rund herumlaufen, und diese Windbreter sind in der Regel mit frommen und oft sehr gut gewählten Sprüchen geziert. Bei einem Hause las ich z. B. folgende gute Lehre: „Ueberschätze dich

und das Deinige nicht, verachte mich und das Meinige nicht.“ Diese Inschriften sind immer recht gut geschrieben und eine wahre Zierde des Hauses; auch ist das ganze Haus mit sehr lebhaften und freundlichen Farben bunt bemalt.

Rund um die Häuser herum läuft wie in Steiermark, Tirol und der Schweiz eine Galerie mit Geländer von buntgeschmücktem Holzwerk. Diese Galerie, die sie in Steiermark „'s Gängl“ nennen, heißt hier in Baiern „die Lab'n“ (die Laube). Gewöhnlich haben sie über der unteren kleineren Laube noch eine obere größere Laube. Der Fenster und Thüren sind viele, und auf ihre Einrahmung verwenden sie so viel Schmuck und Farbe, wie die orientalischen Frauen auf die Einrahmung ihrer Augen. Auf die kreideweißen einförmigen Bauerhäuser Ungarns und die grauen und braunen der norischen Hochalpen spricht diese freundliche Farbenfülle der baier'schen ungemein heiter an. Da dieselbe malerische Bauernhaus-Architektur mit verschiedenen Nuancen durch die ganzen Alpen geht, so wäre es wohl der Mühe werth, sie einmal näher zu schildern. In der Schweiz und dann im baier'schen Voralpenlande scheint sie mir am schönsten entwickelt.

Ich machte noch mit meinem alten Schulmeister einen kleinen Spaziergang in das schöne Thal der Prien hinaus, das er eine „sehr aromatische Gegend“ nannte, und nachdem wir beide recht „umeinander gegangen waren“ (so wunderlich drücken die Baiern das aus, was wir „umhergehen“ nennen), führte mich mein Alter noch auf den Kirchhof des Ortes, wo auch er seine Gruft schon bestellt hatte. Er zeigte mir hier eine Todtenkapelle, die so geistreich und bedeutungsvoll aus-

geschmückt war, wie ich dieß bisher noch auf keinem Dorfkirchhofe gesehen hatte. An dem Dachgewölbe dieser Kapelle waren viele Todtenköpfe gemalt. Jeder dieser grinsenden Köpfe hatte verschiedene Embleme auf dem Scheitel, der eine eine lange Alongen-Perrücke, der andere einen Helm, der dritte eine Krone, der vierte einen Bauernhut, der fünfte eine „Ring'lhaub'n" (so nennen die Bäuerinnen hier die goldene Haube, die sie tragen), dann war in der Mitte ein nackter Todtenkopf ohne alle Bedeckung und darunter die Frage:

„Kannst Du Bescheid mir davon geben,"
„Wer ich war in meinem Leben?"

Mein Jubilatus war den Achtzigern nahe und hatte viel Bitteres und Süßes in diesem Leben durchgekostet. Ich warf mit ihm noch einen Blick auf das Denkmal der kleinen Anna Sindlmayer, die schon vor dem Anbruch des ersten Sommers ihres Lebens die Augen geschlossen hatte und die auf ihrem Grabsteine sprach: „Daß ich die Welt noch nicht gekannt, dieß werden Manche mich beneiden!"

Ich las alle diese Sachen und noch mehre andere mit Freuden, weil sie mir Anzeichen und Boten waren von dem gesunden und wahrlich nicht rohen Sinne, der unter diesem Bauernvolke der baier'schen Voralpen herrscht.

Ein anderes Zeichen von dem alten gesunden und ehrlichen Sinne, der in diesem Volke steckt, ist eine Sitte, an deren Ausrottung die baier'sche Regierung schon lange vergeblich arbeitet, nämlich das sogenannte „Haferfeld-Treiben." Diese Sitte ist so eigenthümlich und wird dabei wegen der Verdammung derselben von Seiten des Staa-

tes mit einem solchen Geheimniß bedeckt, daß es mir sehr interessant war, mit einigen Herren bekannt zu werden, die selbst einmal bei der Ausübung eines solchen Actes, den man mit jenem Namen bezeichnet, zugegen gewesen waren und die mir etwas Zuverlässiges darüber mittheilen konnten.

Das Haferfeldtreiben ist, um es gleich im Allgemeinen zu bezeichnen, eine Spottmusik, die man solchen Personen bringt, welche das Publicum der Achtung nicht werth hält. Wer sich durch Bedrückungen der Armen, durch Geiz, Betrügereien, oder durch einen unschicklichen, unsittlichen Lebenswandel, oder durch irgend sonstige schlechte Handlungen, die man gerade nicht gerichtlich verurtheilen lassen kann, verächtlich gemacht hat, dem wird das Haferfeld getrieben, d. h. es wird ihm auf eine lärmende Weise und mit besonderen Ceremonieen die Mißbilligung des Publicums kund gegeben und ihm das Versprechen mit einer Art von Gewalt abgenöthigt, in Zukunft den guten Sitten und den Vorschriften der Moral angemessener sich betragen zu wollen. Es geht dabei so zu.

Wenn aus den beregten oder anderen Gründen das Gerücht eines Menschen völlig verdorben und der allgemeine Unwille über ihn groß und lebhaft geworden ist, so machen sich einige junge Bursche auf, bereden sich mit einander, verfertigen Satiren, Spott- und Tadelgedichte auf diesen Menschen und suchen auch so viele alte Bauern und Bürger in ihr Complot hineinzuziehen, um den Angeklagten zum Anhören dieser Spottlieder zu zwingen. Sie ziehen, zuweilen 100, ja 150 an der Zahl, mit Terzerolen, Pistolen,

Prügeln, Hämmern, Trommeln, Klappern und anderen Instrumenten versehen, am Abende vor sein Haus. Die Sache wird sehr geheim, wie eine Verschwörung, betrieben, so daß gewöhnlich weder der Angeklagte noch die Behörden zuvor etwas davon erfahren. Viele der Anwesenden schwärzen sich das Gesicht, oder maskiren und vermummen sich sonst. Die, welche an der Verschwörung nicht mit Theil nehmen, dürfen sich, ohne Beleidigungen zu riskiren, nicht sehen lassen, und es werden Wachen ausgestellt, um einen Ueberfall von Seiten der Behörden zu verhüten. Weil sie sonst außer den Ihrigen keinen zulassen, so ist es daher auch schwer, dem ganzen Hergange eines solchen Verfahrens einmal beizuwohnen. Wenn der Trupp vor dem Hause des Delinquenten angelangt ist, so beginnt der Lärm. Sie schießen mit Pistolen, klappern, hämmern, schreien und lärmen auf alle mögliche Art und fordern ihn auf, vor das Haus herauszukommen. Gewöhnlich versteckt sich der arme Erschreckte, kommt aber doch am Ende zum Vorschein, denn er riskirt sonst, daß sich der Haufe seiner Feinde an die Zerstörung seines Hauses macht. Es wird ihm zunächst ein Protokoll vorgelesen, das wie die Gerichtsprotokolle abgefaßt ist, und in welchem alle Anwesenden unter allerlei erdichteten und phantastischen Namen citirt sind. Alsdann kommen die Spottgedichte, worauf auch oft ein Verhör mit dem Angeklagten angestellt wird. Die Spottgedichte sollen oft äußerst witzig und launig abgefaßt sein. Zuletzt muß der Delinquent versprechen, er wolle sich bessern, und dann ziehen sich die Sittenrichter mit ihren Assessoren und Schergen unter Jubel und Gesang zurück.

Ohne Zweifel hängt diese Sitte des Haferfeldtreibens mit ähnlichen allgemein verbreiteten deutschen Sitten zusammen, mit dem „Verruf" und den sogenannten „Katzenmusiken" und „Pereats" der Studenten, mit den Ehren- und Sittengerichten, die man zu verschiedenen Zeiten hier und da bei uns einzuführen versucht hat, — vielleicht auch gar mit den Vehmgerichten — wenigstens erinnern das Geheimnißvolle, mit dem dieß Haberfeldtreiben ausgeübt wird, die Vermummungen und der Zweck, von den Gerichten nicht verfolgte Vergehen zu bestrafen, sehr an sie. Jedenfalls liegt diesem Haferfeldtreiben aber die allgemein empfundene Erfahrung zum Grunde, daß die gewöhnlichen Gerichte nicht für alle Fälle zureichen.

In gewisser Hinsicht möchte man daher sogar wünschen, daß diese alte Sitte mit einer gewissen Beschränkung und unter einer gewissen Aufsicht fortbestehen könnte. Allerdings kann der Staat diese Selbsthülfe und die Beleidigung Anderer, die nicht von seinen Gerichten verdammt werden, so wie den polizeiwidrigen Tumult nicht dulden. Aber er könnte hier und da, wenn die Sache nur nicht übertrieben würde, wohl durch die Finger sehen. Gewöhnlich findet Uebertreibung und Mißbrauch nicht statt. In der Regel soll vielmehr, wie ich das auch gern nach dem alten Sprüchworte: „Vox populi, vox Dei," glauben will, die Strafe ganz und gar den Schuldigen treffen. Allein es kommen außergewöhnliche Zeiten religiösen Zwiespalts und politischer Aufregung, und in solchen Zeiten werden alle dergleichen Volksgerichte, z. B. leider auch die Geschworenen-Gerichte, verdorben. So zeigte es sich in den Jahren 1830 — 1832, daß das Haferfeld vielen sehr achtbaren und hochgestellten Personen

getrieben wurde. Die Behörden traten damals sehr energisch dagegen auf. Allein es gelang ihnen selten, solche Verschwörungen noch bei Zeiten zu entdecken und zu verhindern, oder später die Theilnehmer zur Strafe ziehen zu können. Seit jener Zeit nun besonders ist man immer darauf bedacht gewesen, diesen Gebrauch mit Strenge überall zu verfolgen und auszurotten, was aber immer noch nicht gelingen will.

Ebenso kann man das Ringen und Raufen den hiesigen kräftigen und streitlustigen jungen Gesellen nicht abgewöhnen, so strenge Strafen man auch schon darauf setzte. In neuester Zeit hat man sogar angefangen, recht tüchtige Stockschläge als Strafe anzuwenden. Es wurde mir in mehren Districten gesagt: „ja unsere Herrschaft, oder unser Gericht hier läßt tüchtig prügeln, weil diese Strafe noch das Einzige ist, was gegen das Raufen hilft.“ Ich muß sagen, daß mir, der ich in slavischen und anderen Ländern eine ziemliche Partie Antipathie gegen das Prügeln eingesogen habe, sehr übel zu Muthe wurde, als ich hörte, daß man diese entehrende und schändliche Strafe wieder in einem Theile unseres geliebten deutschen Vaterlandes neuerdings mehr als sonst exercire. Leider giebt es in unseren Gesetzbüchern noch immer viele Verordnungen, welche Schläge als Strafe dictiren, wenn es auch nicht so arg damit ist, wie die Franzosen es sich in der Regel denken, welche meinen, wenn sie den Rhein überschreiten, sogleich in das wahre Prügelland zu kommen, welches, Gott sei Dank, doch noch weit hinter Deutschland liegt. Indeß muß man doch Frankreich die Ehre geben, daß es das einzige Land ist, in welchem auf gesetzlichem und richterlichem Wege Niemand

(die Galeerensclaven vielleicht allein ausgenommen) mehr geprügelt werden darf; denn selbst in England giebt es sowohl in der Armee, als auch bei der Disciplin der Gefängnisse noch viele Fälle, in denen auf Prügel erkannt wird.

In Grassau lernte ich eins der ältesten Wirthshäuser in Deutschland kennen. Es war in der Wirthsstube ein solches marmornes „Lafohr" (lavoir, Waschbecken) eingemauert, wie man es hier überall in der Hauptstube der großen Bauerngehöfte findet, eine Art von Prachtmöbel, auf dem gewöhnlich der Name des Hausherrn und die Jahreszahl, wann er es setzen ließ, eingemeißelt sind. Auf jenem stand „Catharina Rothmayerin 1620." Mein alter Schulmeister sagte mir aber, daß das Haus schon seit 400 Jahren ein Wirthshaus sei und schon so lange unverändert stehe. Seiner Alterthümlichkeit und Solidität nach möchte es wohl so sein. Es wäre dieß Dorfwirthshaus demnach sogar älter als der Gasthof in Heidelberg, in welchem Götz von Berlichingen einkehrte, und beinahe ebenso alt als der „der drei Mohren" in Augsburg, der seit dem Jahre 1364 bestehen soll und in seinem Fremdenbuche die Namen so und so vieler durchreisender deutscher Kaiser und Könige und berühmter Männer aufweist.

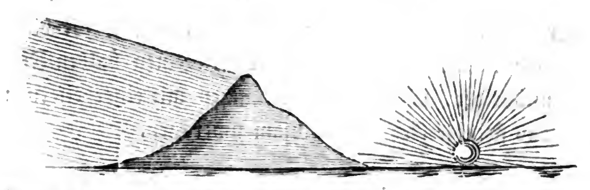
Die ganz nahe liegenden Berge haben hier noch immer eine bedeutende Höhe, der Hochgern z. B. erhebt sich 6000 Fuß, und sie zeigen sich um so imposanter, da diese Höhe gegen Norden sogleich zur vollkommenen Fläche abfällt. Die ganze Gegend, welche diesen Bergen anliegt, ist außerordentlich fruchtbar. Sie kennen hier keine Brache, und die Bauern sind durchweg wohlhabend. Sie haben an Allem Ueber-

fluß und besitzen insbesondere auch große Obstgärten. Mancher Bauer hat 200 Bäume und mehr. Von hier nach München hin geht es mit der Fruchtbarkeit immer mehr bergab; während man hier mit einem tüchtigen, oft vierspännigen Pfluge in den schönen Boden einen halben Fuß tief einschneidet, müssen sie in München mit einer eisernen Hacke das steinige Erdreich mühsam umkratzen.

Wie man auf einer Straße geht und dann zuweilen in eine Thür oder ein Fenster blickt, um zu sehen, was die Leute im Hause machen, so fuhren wir am Rande des Gebirges hin und blickten, als wir um die Ecke kamen, bald wieder in eine andere Pforte, in die Oeffnung des Thales von Aschau. In jeder Hinsicht war der Hinblick lohnend. Das Thal ist breit und bequem und geht wie ein schöner, weiter und tiefer Golf in's Gebirge hinein. Im Hintergrunde steht die alte Burg Hohen-Aschau, ihr zu Füßen schmiegt sich ein freundlicher Ort, und an der Mündung des Golfs liegt ein zweiter solcher Ort als Hafenwächter. Zu den Seiten steigen die Aschauer Berge auf, und unter ihnen steht als der höchste der Aschauer Kopf.

Ich sah hier ein Phänomen, welches ich früher nie in den Bergen auf eine so großartige und markirte Weise geschaut hatte. Die Sonne stand nämlich schon sehr tief und warf den Schatten des Berges auf die Luft und zwar so, daß die an der Bergspitze vorüberschießenden Luftstrahlen noch außerordentlich weit in den freien Raum hinaus sichtbar waren und sich von den daran gränzenden Schatten ganz

scharf unterscheiden ließen. Das Ganze sah also, um es mit einigen Strichen anzudeuten, so aus:



Man sieht immer etwas Neues in den Bergen, was man entweder in dieser Art oder doch in diesem Grade der Stärke zuvor noch nicht sah. Die Luft schien uns dabei sehr heiter und nebellos zu sein. Auch konnten wir bei den anderen Bergen, die anders situirt waren, diesen Schatten nicht wahrnehmen. Der Felsenkamm im Hintergrunde des Aschauer Thales heißt die „überhängende Wand." Auch diese Wände sind noch 6000 Fuß hoch, d. h. immer noch so hoch, daß, wenn man oben ein Häuschen hinabstürzte, unten nur etwas Staub und Schutt ankäme, und wenn ein voller Mensch hinabfiele, er nur in wenigen feuchten Blutstropfen in's Thal herniederthaute.

Rosenheim.

Spät Abends kamen wir endlich im Innthale und in dem Marktflecken Rosenheim an. Der Inn fließt hier, eine unzählige Menge von Inseln und Armen bildend, durch die Ebene. Sein Wasser und die Physiognomie seines Laufes gleichen ganz denen der Isar und des Lech. Es ist merkwürdig, in wie regelmäßigen Tempos das Wasser der Alpen in diesen genannten und dann in den benachbarten Flüssen Salza und Ens abfließt. Alle diese fünf Flüsse fließen in ihrem Mittelstück direct nach Norden, und der eine ist immer vom anderen etwa 8 bis 10 Meilen entfernt; sie zeigen also eine Scala von sehr regelmäßig angelegten Wasserrinnen.

Wenn alle bei'm Lehrfach Angestellten in dem Grade ausgezeichnete Lehrer wären, als Rosenheim ein ausgezeichneter Marktflecken ist, so wären sämmtliche Dorfschulmeister berühmte Professoren. Der genannte Marktflecken ist so schön und stattlich gebaut, daß man dem ehrenwerthen Collegium der Städte in keiner Beziehung Unrecht thun würde, wenn man ihnen Rosenheim an die Seite setzte. Es übertrifft viele Hunderte von anderen Städten so sehr an Schmuck und Stattlichkeit,



wie ein baier'scher Bauernhof manchen polnischen Edelsitz. Wenn jeder Mensch seine Wirthschaft so gut in Ordnung hätte wie Rosenheim seine Straßen, seine Gebäude und, wie es nach der aus Allem hervorleuchtenden Wohlhäbigkeit scheint, auch seine Finanzen, so würde es gut um jeden Haushalt bestellt sein. Es ist unbegreiflich, daß man diesen Ort nicht längst zur Stadt gemacht hat. Vielleicht mag Rosenheim es wie Cäsar vorziehen, unter den baier'schen Marktflecken lieber der erste zu sein, als unter den Städten die zweite, und es setzt darein seinen Stolz, wie manche reichen Bauern, die sich aus Stolz nicht wollen in den Adelstand erheben lassen.

Wir trafen in dem comfortabeln Wirthshause des comfortabeln Rosenheim einige comfortable baier'sche Salinenbeamte, die den anderen Morgen so gefällig waren, uns die schönen Salinenwerke des Ortes zu zeigen. Wir sahen hier nun das Ende jenes großen Reichenbach'schen Werks, dessen Anfang wir in Berchtesgaden besichtigt hatten. Es muß ein wahres Vergnügen gewähren, hier Salinenbeamter zu sein. Denn es ist Alles auf das Schönste und Vollkommenste gebaut und eingerichtet. Dieser ganze große baier'sche Salzfabrikationsbezirk, dessen Ende wir hier nun erreicht hatten, soll dem Staate etwa zwei Millionen Gulden eintragen. Auch im Norden hat Baiern noch einige kleine Salinen, die aber zusammen nur 500,000 Gulden einbringen. Das Salz ist in Baiern Monopol, wie in Oesterreich, wie in Preußen und wie in vielen anderen Staaten. Es ist daher theuer im Lande. Einigen Auswärtigen aber, z. B. einigen Schweizer Cantonen, wird es billiger abgege-

ben, ich glaube, einem alten Vertrage gemäß. Daher soll es oft vorkommen, daß baier'sches Salz von der Schweiz her wieder eingeschmuggelt wird.

Wenn die große Soolenleitung von Westen her in Rosenheim endigt, so beginnt hier wieder nach Osten hin ein anderes, bedeutenderes Werk, welches damit im Zusammenhange steht, nämlich die große Holztrift der Mangfall. Diese Mangfall ist ein baier'scher Alpenfluß, der aus den waldigen Umgebungen von Tegernsee kommt und hier bei Rosenheim mündet. Auf diesem Flusse kommt die bedeutendste Quantität des Brennholzes herab, welches man in den Salinen gebraucht. Obgleich die Aufgabe, kleine hölzerne Blöcke einen Fluß hinabschwimmen zu lassen, ebenso einfach zu sein scheint als die, eine Salzsoole durch Pumpwerke über Thäler und Höhen zu führen, so haben sich doch auch hier ebenso viele Schwierigkeiten ergeben, und man hat, so zu sagen, das ganze Bett des Flusses und seine Ufer dazu einrichten müssen, theils um das Holz auf die zweckmäßigste und bequemste Weise von den Bergen auf künstlichen Triftwegen in's Wasser hinabzuschaffen, theils um es in dem Flusse selbst so zu führen, daß nichts verloren gehe. theils endlich um es in den Holzgärten und Wasserhöfen geschickt aufzufangen und aufzustapeln. Alle diese Werke werden durch die Großartigkeit, mit der man sie hier ausgeführt hat, sehr interessant, und man behauptet, daß solche Holztriftbauten sonst nirgend mehr in dieser Großartigkeit zu sehen sein sollen.

Mich interessirte es besonders, daß selbst diese Holztriftwerke ihre berühmten Erfinder und Verbesserer haben. So erzählten uns unsere Freunde von einem alten kurfürstlichen

Zimmermeister, der sich um jene Branche des Wasserbauwesens sehr verdient gemacht habe. Man sehe noch jetzt sein Bild häufig bei den Arbeitern und Beamten dieser Gegend, und dieser ingeniöse Kopf, seiner Zeit einfacher Zimmermeister, würde gewiß jetzt ein königlicher Obersalinenbauinspector sein und wäre als der Vorgänger von Baader und Reichenbach anzusehen. Eine seiner Haupterfindungen seien die sogenannten Spiegel. Diese Spiegel lernten wir an manchen Stellen der Mangfalltriftwerke kennen. Sie sind eine Art großer, aus Balken componirter Siebe, die unter den Fluß weg gehen und dazu dienen, daß das Geröll und der Sand durchfalle, die Holzblöcke aber rein und unvermischt obenauf liegen bleiben.

Sehr gern wären wir der Einladung unserer gütigen Freunde vom Salinenwerke gefolgt, noch einige Zeit zu bleiben, um uns etwas genauer darüber zu belehren, wie viel Mühe und Denken es koste, wie Aschenbrödel aus der Asche alle Erbsen, so aus der Wasserquelle alle Salzkörnchen zu lesen und keines darin zu lassen; allein wie die Wellen der Mangfall unaufhaltsam bergab rollten, so trieb es uns unaufhaltsam in's Thal aufwärts zu den Quellengegenden dieses Flusses hin, zu dem reizenden Wasserbecken von Schliersee und Tegernsee.

Schliersee.

So sonderbar der Name der Mangfall klingt, ebenso sonderbar und ganz eigenthümlich ist auch ihr Lauf, — so ganz singulär und abnorm, daß kein einziger aller der Flüsse, die auf der Nordseite von den Alpen herunterfließen, ihr gleicht. Sie kommt aus dem Schlier- und Tegernsee und zieht, ohne ein eigentliches Thal zu ihrem Bette zu haben, in einem tief eingeschnittenen Grunde anfangs direct nach Norden. Ungefähr in der Hälfte ihres Laufes, mitten in der Ebene, wendet sie sich plötzlich mit einem ganz spitzen Winkel nach Südosten ein und fließt in dieser Richtung zum Inn. In dem Scheitelpuncte dieses Winkels mündet in ihren tiefen Graben ein anderer, ebenso tiefer, sehr langer und schmaler, natürlicher Graben, den die Baiern mit vollem Rechte „die Teufelsgruben" nennen, weil ihr plötzliches Erscheinen mitten in der Ebene, in der sonst sich gar nichts Aehnliches findet, wirklich höchst wunderbar zu sein scheint.

Es war ein schöner Herbstmorgen, und obgleich nicht das geringste Lüftchen wehte, so fielen doch von allen Bäumen beständig zahllose Blätter ab. Sie lösten sich mit ihren Stielen von den Zweigen und schwebten ruhig zu Boden. Ich finde, daß dieses freiwillige Abstoßen der Blätter, wie das

Abfallen der reifen Früchte, einer der poetischesten Acte in der Pflanzenwelt ist. In dem vegetativen Leben geschehen sonst alle Bewegungen, das Wachsen, das Aufblühen, das Absterben, so äußerst langsam, daß des Menschen Auge nichts davon gewahrt. Der Schluß des Processes der Fruchtreife und das Lebensende der Blätter allein machen sich bemerklich und sichtbar, und man glaubt, die Dryaden zu sehen, wie sie sich ihres schönen Schmuckes entkleidet. Gewöhnlich wird ihnen freilich wie dem Menschen im Sturm ihre Hülle entrissen.

In Au, einem Dorfe am Fuße der Berge, blühte uns in fetter Butter, gutem Brot und Käse die Fülle des Landes entgegen. Alles war reinlich und gut, und die wohlbeleibte Figur unsers Wirthes, eines wahren Ritters von der fröhlichen Gestalt, entsprach dem reichlichen Frühstück. Er besaß überall da Fülle, wo Don Quixote Mangel hatte, in den Backen, in den Armen, in dem Ringe seines Leibgürtels, so wie innerhalb der Umzäunung seiner Strumpfbänder. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser erfreulichen Erscheinung, und er zeigte uns seine 46 Kühe, die, wie er uns sagte, fast lauter Pinzgauer G'schlag, und seine 12 Pferde, die zum Theil Pinzgauer und als solche stärker, aber weniger schnell als die hiesigen baier'schen seien. Es ist unmöglich, daß alles Vieh, welches einem in den Wirthschaften des südlichen Baierns und der Erzherzogthümer Oesterreich als „Pinzgauer G'schlag" gezeigt wird, wirklich aus jenem Thale komme. Wahrscheinlich bezeichnet man damit alles salzburger Alpenvieh, das hier in die Ebenen des Nordens ebenso weit verhandelt wird, wie das

schweizer Vieh in die Ebenen Frankreichs und des westlichen Deutschlands und wie das tiroler in die Ebenen Mailands und Venedigs.

Durch die zahlreichen Obstgärten von Au — hier ist überall die Obstzucht sehr bedeutend — gelangten wir weiter nach Miesbach. Hier tritt man nun schon in die Alpengegenden ein, welche die Münchener Bürger im Sommer bewohnen. Miesbach ist besonders beliebt und im Sommer voll von Städtern, welche die schöne Natur hier genießen. Hier auf der nördlichen Seite der Alpen ist es noch gar nicht so lange her, daß man die Sitte annahm, in den Alpenthälern zu übersommern. Auf der südlichen Seite ist diese Sitte schon weit älter. Die Städter von Verona, von Botzen, Roveredo und Mailand flüchten sich schon seit alten Zeiten in Sommerhäuser an den Alpenseeen und auf den kühlen Alpenbergen. Auch ist der Unterschied noch zu bemerken, daß man hier im Norden mehr in die Thäler zieht, im Süden aber mehr auf die Berge, weil nur hier erfrischende Kühle zu finden ist. Die wohlhabenden Leute aus den südlichen Städten Tirols z. B. haben fast alle auf der Höhe der Alpen, in der Region der Wiesen und nackten Felsen, ihre sogenannten „Sommerfrischen,“ kleine, reizende Wohnungen, die im Winter leer stehen, in denen aber im Sommer ein heiteres Leben geführt wird. Es wohnen zuweilen selbst Geschäftsleute den ganzen Sommer in diesen Sommerfrischen und leiten von den Höhen herab ihre Angelegenheiten in den Thälern.

Auf dem Wege von Miesbach nach Schliersee sieht man sich zwischen lauter Einödden, und doch befindet man sich sehr wohl dabei, denn es ist nur ein abschreckender Name für eine



anmuthige Sache. Es sind lauter hübsche, einzeln liegende Bauerhöfe, welche die Bauern auch dann Einöden nennen, wenn sie sich in einem so schönen Thale befinden, wie es das der Schlierach ist. Nach einigen Stunden weitete sich das Thal, zugleich aber erhöhten sich auch die Berge, und wir fanden zwischen ihnen, wie eine reizende Schöne zwischen Gebüsch versteckt, den Schliersee. Die Nymphe dieses See's bei welcher der Wanderer einkehrt, heißt „das Fischerlieserl." Sie war vor zwanzig Jahren gewiß so schön wie die „Milch-Mariand'l" in Grätz. Sie war jung, blauäugig, rothwangig, schlank gewachsen, lustig und launig, und es fehlte ihr nichts als die Unsterblichkeit. Jetzt leider zählt die Fischerlieserl schon 50 Frühlinge. Und wenn es nur diese verjüngende Jahreszeit allein gewesen wäre! Aber leider waren auch vierzig alternde Winter dabei, und obgleich aus alter Gewohnheit der Pilger nach Schliersee die schöne Fischerlieserl noch immer mit einem schmeichlerischen Complimente begrüßt und obgleich auch sie noch aus alter Gewohnheit das Compliment mit einer etwas coquettirenden Verschämtheit erwiedert, so ist doch der Reiz der Jugendblüthe dahin, und es ist Schade, daß Fischerliesel kein Töchterchen heranzog, um in einem Fischerlieselchen sich von Neuem zu verjüngen.

Unter allen den zahlreichen Scenen des südlichen Baierns sind der Schliersee und der Tegernsee die reizendsten. Der Chiem-, der Wurm- und der Ammersee liegen zu weit in der Ebene, und obgleich sie noch viel schöner sind als die norddeutschen Seeen, so haben sie doch wegen ihrer flachen Ufer weniger zurückzuspiegeln und scheinen minder inhalts- und gedankenreich als die genannten Bergseeen. Der Kochelsee aber und der Wal-

chensee, die ebenfalls im Inneren des Gebirges liegen, haben eine etwas sehr wilde, tannenwaldreiche Umgebung, während die beiden genannten schönen Seeen Dörfer, Kirchen und Schlösser an ihren Ufern tragen.

Mitten im Schliersee liegt eine kleine Insel, und außerdem geht noch eine kleine längliche Halbinsel in's Wasser vor. Diese Insel und die Halbinsel waren mit Bäumen bestanden, die mit rothem und gelbem Herbstlaube geschmückt waren.

Diese Seenymphen haben so gut wie die Menschen und wie Alles in der Natur ihren beau jour, schöne Momente, die oft sehr kurze Zeit dauern, und die man belauschen und abpassen muß, wie den berühmten Silberblick bei'm Schmelzen des Metalls. Wir hatten das Glück, einen solchen Augenblick zu erhaschen, der uns den Schliersee wirklich in einem ganz reizenden Tableau darstellte. Die Sonne sank nämlich dem Rande der westlichen Gebirge des See's zu, so daß also bald die ganze, demselben zugekehrte Seite dieser Gebirge in Dunkelheit verfiel. Die andere Seite mit dem hübschen Dorfe, mit den Obstgärten und Aeckern und weiter hinauf mit den Wiesen, Wäldern und Bergspitzen lachte noch im schönsten Licht. Mitten zwischen beiden, zwischen dieser Schattenseite und der Lichtseite, lag der See wie ein dunkler Spiegel, der alle auf ihn fallende Lichtstrahlen absorbirte. In seiner Mitte aber zeigten sich die längliche Halbinsel und die kleine Insel, im stärksten Licht erleuchtet, die goldenen Herbstblätter der Bäume hoben sich gegen die schwarze Hinterwand der Berge sehr hell ab und spiegelten sich im dunklen See mit erstaunlicher Schärfe wieder. Anfangs brannte

das kleine Doppelbild der Insel und Halbinsel in ziemlich langer Ausdehnung. Je tiefer aber die Sonne sank, desto mehr Land entschwand von beiden in die Dunkelheit des Schattens und verband sich ununterscheidbar mit der schwarzen Hinterwand der Berge. Apollo lief immer weiter auf die Spitze der Insel hinaus, bis auf das alleräußerste Ende, wo noch ein goldbelaubter Baum stand. Wir sahen, deutlich und scharf von den nicht erleuchteten Lufträumen unterschieden, die Pfeile des Gottes über die Berge auf diesen Baum herabschießen, und einige Minuten hindurch erblickten wir, die wir auf dem hellen Ufer standen, mitten in der Dunkelheit der Schattenseite diesen hellerleuchteten Goldbaum und sein Ebenbild im Spiegel des See's.

Es giebt in den Alpen Beleuchtungen und Landschaftsbilder, die nur zu gewissen Tageszeiten, andere, die nur zu gewissen Jahreszeiten und bei einem gewissen Stande der Sonne wiederkehren. Es giebt Puncte, die nur im Herbste beleuchtet werden, andere, die nur im Frühlinge Licht empfangen. Dann wiederum sind die Bodengestaltungen und die Situationen des Terrains so verschieden, daß dadurch fast in jedem Thale der Alpen die Beleuchtung anders bedingt wird. Man muß daher überall sehr aufmerksam sein und kann, wenn man als Landschaftsmaler reist, fast jeden Anblick, den man im Gebirge hat, als einzig in seiner Art betrachten. Die Gestaltung des Terrains, die Zustände der Luft, die Constellation der Gestirne und der Wolken sind so unendlich manchfaltig, daß sie fast in keinem Puncte und in keinem Momente vollkommen gleich sind. Es kann sein, daß man einen solchen auf der Spitze eines Inselchens

mitten im dunklen See schwimmenden und sich spiegelnden Goldbaum nur hier im Schiersee und auch nur am Ende Octobers so erblicken kann.

Vom Schliersee nach Tegernsee hinüber führen keine anderen Wege als Kuh- und Sennhirtenstege, welche um diese Herbstzeit fast nie mehr trocken werden. Die zwischen beiden Seeen liegenden Höhen sind der Kreuzberg, der Rainerberg und die Gindlalpe, lauter Spitzen, die man, wie die Leute nicht zu erwähnen vergessen, selbst von München aus sieht. Schon auf dem Gaisberge bei Salzburg fangen sie an, dem Reisenden zu sagen: „man sieht diesen Berg von München aus.“ Von hier an bis zum Bodensee adelt die Residenz München gewissermaßen alle Bergspitzen, und wie man von diesem oder jenem „Cavaliere“ erzählt: „er ist in München hoch angeschrieben,“ so erzählt man es auch von den Bergen.

Mein lieber Reisegefährte entschloß sich, auf der auf Umwegen um die Berge herumführenden Vicinalstraße nach Tegernsee weiter zu reisen, und ich wählte die Fußsteige, weil ich dachte, vielleicht frühzeitig genug auf der Gindlalp anzukommen, um von da aus noch den Apollo in irgend einer westlichen Gegend der baier'schen Ebenen himmelabwärts wandeln zu sehen, obgleich in dieser Hinsicht freilich meine Hoffnung fehlschlug; denn als wir oben auf der Höhe ankamen, hatte Diana sich schon auf dem Stuhle des Sonnengottes niedergelassen und waltete mit silbernem Scepter über Berg und Thal.

Mein Begleiter war ein tüchtiger junger Bauer aus Schliersee, der, wie fast alle die hiesigen Alpenbewohner, auch ein großer Verehrer der Diana war, jedoch mehr der



munteren Venatrix als der sentimentalen und schmachtenden Poetrix.

Auch hier, wie überall in den Alpen, sind die Bewohner große Wildschützen, und sie liegen beständig darüber mit den königlichen Jägern im Hader. Es ist weit mehr Leidenschaft am Jagdvergnügen bei ihnen als Freude am Gewinn. Dieß zeigt sich besonders darin, daß gerade die wohlhabendsten Bauernsöhne weit mehr als die ärmeren sich diesem verbotenen Vergnügen überlassen.

Bei der Sennhütte der Gindlalp ruhten wir ein wenig. Sie war natürlich schon verlassen, ebenso wie die Kreuzalpe, über die wir unseren Weg fortsetzten. Auch in diesen Alpen noch sind es überall die Mädchen, welche die Bergweiden mit dem Vieh beziehen. Erst in den westlichen baier'schen Alpen und im westlichen Tirol beginnen die Landstriche, wo die jungen Männer auf die Alpen ziehen. In der ganzen Schweiz und in den savoyischen Alpen ist es dasselbe. Natürlich ist dann hier das Alpen-Hirtenleben weit weniger poetisch; denn theils ist es an und für sich schon eine weit poetischere Idee, daß die Mädchen hier einsam auf den Bergen leben und Heerden weiden, theils auch führen die Mädchen natürlich weit poetischere und anmuthigere Alpensitten ein, schmücken ihr Vieh mit Blumen, erfreuen sich des Singens, während dann jene westlichen Alpenhirten oft auf ganz andere Spiele kommen, gewöhnlich auf das Ringen und Raufen, das „Aperschnallen" (Peitschenknallen bei'm Auffahren im Frühling) u. dgl. Und endlich ist es auch deßwegen nicht so poetisch, weil auf jenen westlichen Männeralpen die Liebe keine so große Rolle spielt wie auf diesen

östlichen Weiberalpen. Dort kommen die beiden Geschlechter nie in der Sennhütte zusammen; denn, sagen die savoyischen Thalbewohner, „il est défendu aux filles d'aller à la montagne, et on n'y pense pas même.“ Es würde unschicklich sein für die Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts, in den Bergwildnissen ihre Geliebten aufzusuchen, während es dem Manne natürlich nicht verdacht werden kann, auf den Bergen zu streifen und „aventures d'amour“ dort zu finden. Aus denselben Ursachen kommt es, daß in der Schweiz auf den Männeralpen der Kuhreigen zu Hause ist, während auf den Weiberalpen in Baiern, Steiermark ꝛc. mehr Gesang gepflegt wird, der den Mädchen besser ansteht als das Hörnerblasen.

So verschieden indeß in der Regel auch die Sitten und Erscheinungen in den verschiedenen Theilen der Alpen sind, so sind doch viele von ihnen ganz allgemein. So z. B. hält man in den französischen wie in den italienischen, und in den schweizerischen wie in den tirolischen, baier'schen und steirischen Alpen überall sehr viel auf die stärkste und beßte Kuh in der Heerde, und es ist merkwürdig, daß dieselbe sich überall im Frühlinge, wo die Thiere in übermüthiger Freude ihre Kräfte aneinander versuchen, durch Kampf herausstellt und dann für den ganzen Sommer als Herrscherin der Heerde geltend macht. In den französischen Alpen nennt man diese Kuh die „vache maîtresse“ oder „vache reine.“ In der Schweiz heißt sie die „Glockenkuh“, und jener Kampf um diesen Titel das „Glockenkuh-Gefecht.“ In anderen Theilen der Alpen heißt sie die „Maierkuh“ oder die „Hagmaierkuh“, in Steiermark die „Almenkuh.“ Diese „vache reine“ führt die Heerde an,

kennt die beßten Weideplätze und ist die muthigste in der Gefahr. Da, wo die Bewohner eines Dorfes ihr Vieh gemeinsam auf die Weide schicken, ist es ein Gegenstand ganz besonderen Ehrgeizes, die herrschende Kuh sein eigen nennen zu können. Die Viehbesitzer geben daher viel Geld dafür aus, sich recht starke Thiere zu verschaffen, und nicht selten soll es bei Niederlagen dieser oder jener Kuh zu Schlägereien unter den leidenschaftlichen Hirten kommen. Ein solcher durch die Streitigkeiten des dummen Viehs veranlaßter Kampf der Menschen untereinander muß denn in der That ein höchst komisches Schauspiel abgeben, das wirklich für den närrischen Sinn der Menschen einen frappanten Beweis liefert, besonders wenn man sich dabei denkt, daß der Zank der Menschen erst anfängt, wenn das Vieh schon längst wieder zur Ruhe gekommen ist und arglos unter der anerkannten Herrschaft der neuen „vache reine" nebenher weidet.

Mein Begleiter hieß „Schurse" (Georg). Er war ein baumstarker Mann, eine Figur, wie ich sie in den Alpen nur hier in Baiern gesehen habe. Ich lobte ihn deßwegen und sagte ihm, daß ich ihn darum beneide. Er sagte mir darauf, es hätte auch noch Niemand gewagt, ihm seine Spielhahnfeder abzureißen und zu Boden zu werfen, weil Alle Furcht vor ihm hätten. Diese Burschen hier in den baier'schen und tiroler Alpen sind lauter Raufer erster Größe. Sowohl nach Osten zu den friedlichen Steiermärkern, als auch nach Westen zu den weniger prügellustigen Franzosen nimmt das Raufen ab. Hier in den Mittelalpen ist der Hauptsitz dieser Künste. Sie bewaffnen hier allgemein ihre Faust mit dicken eisernen oder silbernen Ringen, die mehr kleinen Kol-

ben und Hämmern als Zierathen gleichen. Mit diesen Ringen machen sie sich oft so schrecklich und verderblich, wie die Italiener mit ihren Dolchen. Schurse erzählte mir, daß er eine Stelle wisse, wo zwei Kreuze auf einer Wiese errichtet seien, und wo selbst sich einmal zwei raufende Buben gegenseitig erschlagen hätten.

„Warum rauft Ihr Euch denn so fürchterlich?" fragte ich ihn. „Wegen der Nadeln und der Federn," antwortete er. „Wegen der Nadeln und der Federn", das heißt mit anderen Worten, aus Eifersucht und Eitelkeit, jenen beiden Wurzeln so vielfachen menschlichen Haders. — Die Feder, welche sie am Hute tragen und deren Verletzung, wie die Beleidigung der Flaggen auf der See, als Friedensbruch angesehen wird, sind dem Schwanze des „Spielhahns," so nennen sie den „Birkhahn", entnommen. Sie bezahlen oft einen Kronthaler für ein Paar gute Spielhahnfedern. Es ist interessant, die Stufen und Fortschritte von der ersten malitiösen Anspielung auf eine solche Feder bis zum erklärten Streite zu verfolgen. Die Aelpler sind darin so erfinderisch und witzig wie die Anhänger der Montecchi und Capuleti des Shakespeare. Wenn die Beleidigungen sich gegenseitig so weit erhitzt und hinaufgetrieben haben, daß das Maß des Zorns voll ist und überschäumt, so reißt der Eine dem Anderen seine Feder vom Kopfe und wirft sie zu Boden. Eine malitiösere und feinere Weise ist die, daß der Eine, der an dem Anderen etwas sucht, sich ihm spöttelnd und witzelnd nähert und mit der Scheere die Spielhahnfeder unversehens wegschneidet. Dieß Verbrechen kann dann nicht anders als durch gewisse Sühne-

und Friedenstiftungs-Mittel, die man auf Deutsch Prügel nennt, wieder gut gemacht werden.

Wie genau die „Madeln und die Federn" zusammenhängen, sieht man schon aus dem Sprüchworte, welches die Mädchen von den Federn haben.

„Kai Feder am Huet,"
„Der Bua is nit guet,"

sagen sie und wollen damit andeuten, daß der, welcher nicht zum Raufen geschickt sei, sich auch auf das Lieben nicht verstehe.

Unsere Wege waren in der That nicht sehr zu loben. Hier und da waren wir so glücklich, umgestürzte Baumstämme zu finden und auf ihnen über den Morast hinbalanciren zu können. Endlich kamen wir wieder hinab auf eine etwas trockene Wiese, die rund herum von Wald umgeben war, und von der aus man bereits zum Tegernsee hinabblickte. Der Mond schien so schön, und ich dachte mir, daß diese Decoration für die Beschwörung eines Schweizerbundes herrlich passe. Abwärts dieser Wiese kamen wir zu dem „Gschwander", dem ersten Bauer des Tegernsee-Thales. Hier saßen die Leute aber um eine große Schüssel versammelt, aus der sie Aepfelmuß speisten, eine ihrer gewöhnlichsten Abendspeisen hier zu Lande. Ich hätte gern bei diesen Leutchen ein wenig geruht, allein mein Schurse trieb zur Weiterreise, weil er am anderen Morgen früh schon wieder in Schliersee zurück sein müsse, wo er den Priester in der Sakristei einkleiden und als sein Gehülfe bei'm Gottesdienst fungiren solle, statt seines Bruders, dem dieß Geschäft eigentlich zu-

komme, der aber krank sei. Dazu müsse er sich auch noch rasiren und ankleiden, und um 5 Uhr Morgens fange schon die Messe an. Ich konnte mir diesen riesenstarken Menschen nicht, ohne darüber zu lachen, als Amanuensis und ankleidende Kammerzofe des Priesters vorstellen.

Tegernsee.

Auch die waldige Wildniß um den Tegernsee, wie die um Admont, die um Berchtesgaden und so viele andere, haben Benedictinermönche zuerst zu einem schönen menschlichen Wohnorte umgewandelt und Licht darin geschaffen. Durch die Zwischenräume der ausgehauenen und gelichteten Wälder sahen wir die Lichter, die am See angezündet waren, hervorschimmern, und bald darauf stolperten wir aus den Wäldern hervor und traten in die schönen Räume dieses reizenden Ortes, den wir am anderen Morgen bei Sonnenschein durchwandelten.

Es war ein Sonntag, und von allen Seiten strömte das umwohnende Volk aus den am See liegenden Dörfern herbei, um die Kirche zu besuchen. Wir placirten uns unter dem sogenannten Parapluis, einem herrlichen Sitze auf der Mitte einer kleinen Halbinsel, die in den See hervortritt, und sahen dem hübschen Schauspiele zu. Diesem Sitze gegenüber liegt das reizende Dorf Egern, in dem es sich von sonntäglich geschmückten Mädchen und Frauen und von Männern und Burschen in graufarbigen, aber mit grünem Bande besetzten „Joppen" hin- und herbewegte. Auf allen Bergstegen kamen

die Kirchengänger herunter und hinten tief aus dem Kreuther Thale hervor. Und den See durchruderten kleine Boote, mit eben solchen Kirchenleuten gefüllt. Bildschöne Gestalten und die ausdruckvollsten Gesichter entdeckten wir in Menge unter den Männern, weniger unter den Frauen, und hier mußten wir entschieden das männliche Geschlecht das schöne nennen.

Sehr auffallend war es mir, daß hier die Burschen ihre Blumenbouquets, die man doch sonst überall, wie es auch natürlicher scheint, nach der Richtung der Augen, des Kinns und der Nase sich wenden läßt, hinten am Hute stecken hatten, so daß die Blumen alle mit den Kelchen rückwärts blickten. Auch die Hutschnallen tragen sie hier nicht vorn, sondern hinten. Sie halten dieß für viel schöner und würden den auslachen, der diese Sache, wie die übrigen Weltbewohner, vorn trüge. Ich erinnerte mich dabei an die Ungarn, die ihre Pfeife oder ihre sonstigen Kleinigkeiten, wie ich oben bemerkte, nicht, wie es zweckmäßiger scheint, vorn in den Leibgürtel stecken, sondern hinten gerade mitten auf dem Rücken tragen, und an die Kleinrussen, die ihre Hosen, wie dieß sonst alle Schneider anrathen, nie vorn, sondern immer hinten zubinden. Der Ethnograph und Sittenbeobachter trifft oft auf solche ganz singuläre und absonderliche Gebräuche, ebenso wie der Naturforscher auf Capricen und Abnormitäten in der Natur trifft, die nirgend ihres Gleichen finden. Zu meiner Verwunderung fand ich auch hier noch die österreichischen Zwanziger als Schmuck an den Kleidern der Leute. Alle jungen Bauerburschen hatten solche Zwanziger als Knöpfe an ihren Joppen, und so kann man denn diese merkwürdige Münz-

forte von den Köpfen und Nacken der serbischen und walachischen Frauen bis in diese baier'schen Gebirge hinein als einen bei allen Völkern auf 200 Meilen Entfernung gebräuchlichen Körperschmuck wahrnehmen.

Im Sommer in der Mitte der Kreuther Badesaison, sieht es an diesen Seeen anders aus. Da rauschen die Karossen der Vornehmen im Thale hin und her, da gleiten in den Booten des Sees geschmückte Städterinnen auf und ab, und da vertreiben die eingemietheten Fremden aus entfernten Ländern die eingeborenen Thalbewohner aus ihren Häusern. Der Herbst giebt den Aelplern die Herrschaft ihres Landes zurück, und ich freute mich, sie im ungestörten Besitze desselben zu sehen. In der That, ich wiederhole es noch einmal, dieß baier'sche Alpenvolk, dieser ganze derbe, kernige Menschenschlag bis zur Donau hin und an ihr und den Alpenvorlanden entlang bis nach Passau, Linz und Wien und auf der anderen Seite bis zum Lech — was Alles *eine* Brüderschaft bildet, — es ist ein derbes germanisches Kernvolk, auf das wir Deutschen stolz zu sein die größte Ursache haben. Denn ich glaube, daß man eine solche Grundbevölkerung nicht in sehr vielen Staaten auf der Erdoberfläche wiederfindet. Ich möchte den Werth der Grundbevölkerung anderer Provinzen Deutschlands nicht heruntersetzen, auch dort hat der Bauer gewiß seinen besonderen Werth, aber ich muß sagen, mir kamen die hiesigen Leute ihrem Aeußeren nach im Verhältnisse zu anderen immer wie gewichtige Kronthaler zu den gewöhnlichen norddeutschen Thalern vor. Wahrlich der Himmel hat hier das Seine gethan. Er hat den Staatengründern und Gesetzgebern einen Urstoff mit so guten Eigenschaften gege-

ben, daß es nur ihre Schuld ist, wenn sie daraus keine Marmorgebäude errichten. Wenn ich mir dachte, daß die Edlen unter diesen Leuten desselben Schlages wären und die Grundeigenschaften des Volks in sich noch auf einen höheren Grad der Ausbildung gebracht hätten, wenn ich dann weiter dachte, daß alle jene deutschen Männer, an der Spitze diese ihre Edeln, ihre Stimme gemeinsam erheben und sich einen Herrscher, der sie in ihrem Sinne regierte, wählen könnten, was für ein Kaiserreich müßte das werden!

Auch in der Natur war es jetzt hier gewissermaßen weniger einförmig als im Sommer. Im Sommer herrscht hier nur eine Farbe durchweg — die grüne. Alles, Berg und Thal, ist durchgängig in ein einziges dichtes Grün gehüllt. Jetzt waren zwar die Wiesen und die Fichtenwälder noch grün, zwischendurch aber schlängelten sich die Einfassungen der Laubbäume, deren Blätter je nach ihrer Art in verschiedenen Nuancen des Gelb, Braun und Roth changirten.

Abfahrt von den Bergen.

Die Tegernseeer prachtvollen Herbstbilder waren die letzten, welche wir uns in den Alpen betrachteten, und wir rollten nun in die Ebene nach München hinaus. Bis Holzkirchen hin blieb das Land noch immer etwas hügelig, doch sind alle diese kleinen von einander isolirten Hebungen sehr unbedeutend, und im Ganzen, kann man sagen, steigt die Hauptmasse der Alpen sehr rasch und ohne bedeutende Uebergänge zu der baier'schen Hochebene hinab.

In Holzkirchen machten wir Mittag. Die ganze große Wirthsstube war voll mit allerlei speisendem Volke und ein jeder der viereckigen Tische mit Menschen besetzt. Alles schwatzte, lachte, speiste und zechte durcheinander, als es auf einmal 12 Uhr schlug. Da wurde plötzlich Alles andächtig und still. Jeder legte seinen Löffel zur Seite, schluckte rasch den letzten Bissen hinunter, faltete die Hände, und die Kellnerin (zuweilen thut es in Baiern auch der Hausknecht) erhob sich und betete vor. Gewisse Worte sprachen wir im Chore nach, bis zum „Amen." Dann begrüßten wir uns alle in die Runde herum und wünschten uns „einen guten Nachmittag", griffen wieder zu Messer und Gabel und speisten

und schwatzten weiter. Wir schwatzten weiter und fuhren dann auch weiter. Es geht nun einem immer unfruchtbareren Lande zu, dem mittleren Altbaiern um München herum, das so steinig ist, wie das Berliner Preußen sandig.

Bis Sauerlach blieb es indeß noch immer recht schön, und in Sauerlach besahen wir noch eine Bauernwirthschaft, die so großartig ist, daß ihr Besitzer auf der Münchener „Schranne" (dem Kornmarkte) das ist, was Rothschild auf dem Frankfurter Papiermarkte vorstellt. So wohlhabend indeß die hiesigen Bauern auch sind, so essen sie doch nur höchst selten Fleisch, nämlich nur dreimal im Jahre, um Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Brotsuppe und Brei bilden ihre Hauptnahrung, dann Knödeln, Nudeln und gekochtes Obst, dazu als Getränk der sogenannte „Hainzel" oder „Schöps," ein leichtes Bier, das auch „Nachbier" genannt wird. Dieß gilt so ziemlich in derselben Weise von der Grundbevölkerung des ganzen südöstlichen Deutschlands. Zum Brei wird ein Stückchen Butter zerlassen. Sonst kennen sie die einfache norddeutsche Sitte, Butter auf Brot zu streichen, nicht. In allen diesen süddeutschen Ländern, in Oesterreich, Ungarn, den Alpen bis München hin, habe ich nur selten einmal und fast immer nur auf besonderes Verlangen ein Butterbrot gegessen. Sachsen, Preußen und überhaupt Norddeutschland kann man als die wahren Butterbrotstriche bezeichnen. Denn dort giebt es Menschen genug, die vorzugsweise vom Butterbrot als kalter und vom Kaffee als warmer Speise leben. Das Butterbrot ist von den Deutschen sogar zu den Letten und Esthen nach Kur- und Livland gebracht worden. Denn dort auch bestreicht

sich der Bauer regelmäßig das Brot mit Butter, und es bildet seine vornehmste Nahrung, während weiter in Rußland hinein jenes Gericht nicht bekannt ist. Auch der Kaffee ist sowohl in den baier'schen Bierländern als in den österreichischen und schwäbischen Weinländern bei den Bauern fast unbekannt und ein Luxus-Artikel, während er in Norddeutschland allgemein ist und in Sachsen namentlich in den ärmsten Haushaltungen beständig gebraut wird. So wie in allen Stücken, so ist auch in diesem Puncte der Nahrung eine außerordentliche Verschiedenheit in Deutschland, und wie es in unserem Vaterlande absolute und constitutionelle Staaten, katholische und protestantische Länder giebt, so giebt es auch Wein- und Bierländer — Branntwein- und Kaffeevölker, — Thee- und Bierkaltschale-Provinzen, — Kraut- und Rüben-Nationen, (die Baiern für Kraut, die Märker für die Rüben) — Fleisch-, Gemüse- und Mehlspeisen-Districte, — Braunkohl-, Wurst- und Butterbrotgebiete. In diesen großen Gebieten und Provinzen kann man dann wieder eine Menge kleinerer Kreise und einzelner Stadtgemeinden unterscheiden, Knoblauch-Kreise, Honigkuchen-Städte, Zwetschenkuchen-Ortschaften, Biscuit-Communen. Alle diese Sachen sind noch keinesweges gehörig in's Licht gestellt worden, so außerordentlich für die Ethnographie sowohl als auch namentlich für den Handel eine genaue Beleuchtung solcher Gegenstände zu wünschen wäre.

Der Sauerlacher Bauernguts-Besitzer zeigte uns seine Wirthschaft en détail, sowie seine Frau ihre „Ausfertigung," womit sie hier den Theil des Heirathsguts, der in Kleidern, Wäsche und sonstigem Hausgeräth besteht, bezeichnen. Es ist

hier überall eine Freude, den Leuten in ihre Kisten und Kasten zu gucken, weil sie Alles so nett, so reich und proper haben. Die goldenen und silbernen „Ringelhauben" herrschen überall bei den Weibern des baier'schen Volksstammes an der ganzen Donau bis nach Wien hin. In den Alpen und dann in Schwaben, Franken und Böhmen findet man sie nicht. Auch die mit silbernen Ketten reichlich behangenen Mieder, die jetzt leider in München mehr und mehr verschwinden, findet man noch immer in den Schatzkästen der Ausfertigungen der reichen Bäuerinnen. Sie nennen den silbernen Kettenbesatz „das Geschnür" und haben daran in der Regel eine Menge kleiner Sächelchen, silberner Herzchen, Kreuzchen, Trauben ꝛc. hängen, die ihnen einmal geschenkt wurden. Die neumodige Kleidung, welche die Bauermädchen in München mehr und mehr anlegen, giebt zu Geschenkchen und Andenken keine solche Gelegenheit wie diese Nationaltracht.

Zum ersten Mal sah ich hier in dieser Sauerlacher Schatzkammer auch Etwas, von dem ich schon oft gehört hatte, nämlich einen sogenannten „Tölzer Prügel." Es war ein kleines zierliches Holzscheit, das, mit Blumen und Goldflitterchen stattlich ausgeschmückt, der Wirthin zum Geschenk gemacht worden war. Es ist hier Sitte, Jemandem ein solches komisches Geschenkchen zu machen, mit dem er die Wand seines Zimmers ausschmückt. Tölz ist bekanntlich ein hübscher großer baier'scher Marktflecken, dessen Einwohner große Schiffer und Holzflößer auf der Isar sind und als solche, wie die Holzknechte in Steiermark und sogar auch die russischen Plotniks (Holzflößer) auf der Düna, als etwas

gröblich und dümmerlich verschrieen sind. Man sagt daher auch: „ein Tölzer Prügel,“ um damit einen groben Menschen zu bezeichnen. Anfangs mag man nun Jemandem, entweder um ihn etwas zu necken oder um ihm damit eine Wahrheit zu sagen, einen Holzblock in's Haus geschickt haben; um die Wahrheit dann etwas zu verblümen, machte man den Holzblock etwas klein und zierlich und schmückte ihn auf besagte Weise aus. Zuletzt mochte dann der Tölzer Prügel seine ursprüngliche Bedeutung verlieren und ein allgemein übliches Präsentchen werden. Auch steckte man dann wohl statt des Prügels eine groteske Kanne, oder einen hölzernen Becher, oder eine Leuchte, oder sonst etwas in das Blumen- und Flittergewand hinein, indem man den Holzblock zu irgend einem nützlichen Geräthe dieser Art umgestaltete. Der Name, Tölzer Prügel, blieb aber auch in diesem Falle gebräuchlich. Wahrscheinlich mag denn ein so sonderbares Geschenk auch noch unter besonderen Ceremonieen überreicht werden. Doch habe ich leider weiter nichts Genaueres darüber erfahren können.

Wenn die, welche sich gebildeter und wohlgezogener dünken, von den Tölzer Prügeln reden, so rächen sich die Tölzer dagegen ihrer Seits wieder an der Verweichlichung der Wohlerzogenen und sprechen so z. B. spöttisch von den „Münchener Kindeln.“ Ein „Münchener Kindel“ ist überhaupt ein in ganz Altbaiern gebräuchlicher Spottname für einen verzärtelten jungen Menschen. Ueberhaupt hat hier jede benachbarte Stadt außer ihrem officiell anerkannten althistorischen Stadtwappen noch ihr besonderes komisches Wahrzeichen im Munde des Volks. So hat man z. B.

den Wolfrathshäusern einen „Krautlöffel" angehängt, weil sie, wie aber überhaupt alle Baiern, viel Kraut essen. Und man hört vom „Wolfrathshäuser Krautlöffel" nicht blos viel reden, sondern man sieht ihn auch oft verkörpert und verwirklicht in Holz oder Metall ausgearbeitet. So ist z. B. in einem großen Wirthshause in Tölz ein großer hölzerner, vergoldeter Wolfrathshäuser Krautlöffel aufgehängt. — In Augsburg backen sie einen Kuchen mit Aepfeln und Zwetschen, welcher „Datsche" heißt, und die ächten Augsburger Kinder sind in diese ihre „Datschen" so sehr verliebt, daß ihnen kein anderer Kuchen ganz so gut schmecken will wie eine Datsche. Man nennt sie daher, um sie mit ihrer ausschließenden Zärtlichkeit für Augsburg aufzuziehen, auch wohl selbst „Augsburger Datschen." Die Bürger von Weilheim, dem bekannten Städtchen jenseits des Starenberger See's, sollen in früheren Zeiten einmal bei dem Baue ihres zweistöckigen Rathhauses die Treppe vergessen haben. Sie waren daher genöthigt, dieselbe später von außen hinzuzubauen, um durch ein Fenster, das sie zur Thür umgestalteten, in ihr Rathhaus zu gelangen. Dieß blieb leider ihren Nachbarn nicht unbekannt, und seitdem spricht man überall sogar bis Salzburg hin von den „Weilheimer Stuckeln", womit man ein Unternehmen bezeichnen will, bei dessen Ausführung irgend etwas wesentlich zum Zweck Führendes nicht gehörig berücksichtigt wurde. Die „Passauer Tölpel," die „Salzburger Fexen" hört man ebenfalls nicht selten nennen, mit denen man vermuthlich auf einige Eigenthümlichkeiten der Passauer und Salzburger hindeuten will.

Wie man von den Alpen im Osten nach Wien, im Süden nach Mailand und im Westen nach Lyon hinabrollt, so rollten wir nun hier nach München in die baier'sche Ebene hinab. Aus den Ebenen aller dieser großen Städte bieten sich schöne Ansichten der Alpen dar. Die, welche man von München aus hat, ist eine der schönsten. Sie umfaßt die ganze Masse der Alpen von Graubünden und dem Bodensee bis nach Salzburg, sowie einen großen Theil der rhätischen und norischen Ketten. Da es eine wundervoll helle und durchsichtige Luft war, so kam es uns vor, als ständen die Berge der Stadt ganz nahe, und wir warfen noch einen Blick auf ihre herrlichen Pyramiden zurück, bis endlich die vielen neuen Gebäude, die hier aus Menschenhand hervorgingen, uns den Anblick der Werke Gottes entzogen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



